This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

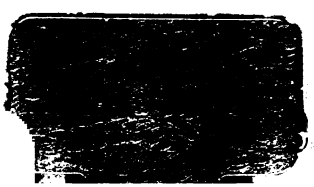
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 162 666



Leo PP. XIII.

Lichtdruck von Gebr. C. u. N. Benziger in Einsiedeln.

Unſer heiliger Vater

Papſt Leo XIII.

in ſeinem Leben und Wirken

von

BATZ MEMORIAL LIBRARY,
THE ABBEY OF
GETHSEMANI, KY.

P. Benno Kühne, O. S. B.,

Rector der Stiftsſchule in Einſiedeln.

Mit einem Lichtdruck-Titelbild des Papſtes und 60 Holzſchnitten.

Einſiedeln, New-York, Cincinnati und St. Louis.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl & Nikolaus Benziger,

Typographen des heiligen Apoſtoliſchen Stuhles.

1880.

LOAN STACK

Copyright 1880 by Benziger Brothers.
„All rights reserved."

BX1374
K8
BATZ MEMORIAL LIBRARY,
THE ABBEY OF
GETHSEMANI, KY.

Vorwort.

Als Moses, der von Gott erkorene Führer, das Ende seiner irdischen Laufbahn herannahen fühlte, tröstete er die Seinigen mit der Verheißung: „Einen Propheten aus deinem Volke und aus deinen Brüdern, gleich mir, wird dir erwecken der Herr, dein Gott: den höre.“ (V. Mos. 18, 15.) Und Gott erweckte den Josue, der Israel in das Land der Verheißung einführte.

Nach einem wundervollen Pontificate von 32 Jahren nahte auch für den großen Führer des Volkes Gottes, Papst Pius IX., das Ende seiner Tage. Da rief er den Cardinalbischof von Perugia, Joachim Pecci, an seine Seite und schien damit der besorgten katholischen Welt die tröstliche Verheißung zu geben: „Einen Führer, gleich mir, wird euch erwecken der Herr, euer Gott.“ Und Gott schenkte seiner Kirche Leo XIII.

Als der berühmte Bischof Dupanloup von Orleans noch an seinem letzten Lebenstage (11. October 1878) einen Brief aus Rom über das Wirken Leo's XIII. gelesen, brach er tief ergriffen in die Worte aus: „Welche Gnade für die Kirche ist doch ein solcher Papst!“

Ein großer Papst, so groß, daß er seinem Jahrhundert den Namen geben kann, ist mit Pius IX. in das Grab gesunken, ein großer Papst ist mit Leo XIII. auf den päpstlichen Stuhl gestiegen.

Welches katholische Herz wünschte nicht, seinen geistlichen Vater, seinen obersten Lehrer und Hirten etwas näher kennen zu lernen? Diesem Wunsche möchte die nachstehende Darstellung des Lebens und Wirkens unseres hl. Vaters Leo XIII. einigermaßen entgegenkommen.

Es ist ein ganz lauteres, von keiner Makel getrübtes Lebensbild, das uns im Nachfolger Pius' IX. entgegen tritt, ganz geeignet, die Katholiken mit freudigem Dank gegen Gott zu erfüllen, der seiner Kirche in sturmvoller Zeit einen solchen Steuermann bestellt hat.

Aus zwei Gründen sind absichtlich viele Stellen aus den Hirtenschreiben des ehemaligen Cardinalbischofs von Perugia, sowie aus den Erlassen und Ansprachen des hl. Vaters in diese Lebensbeschreibung verflochten worden. Einmal schildert er darin selbst am getreuesten sein innerstes Leben, seinen hohen Geist, seinen nur auf die Ehre Gottes und das Wohl der Mitmenschen gerichteten Sinn. Sodann haben die Kinder der Kirche wohl auch wie das Recht, die eigene Stimme ihres Vaters zu hören, so die Pflicht, seine Worte zu beherzigen und zur Richtschnur des Lebens zu nehmen.

Wenn diese Blätter auch nur etwas dazu beitragen, die treue Anhänglichkeit an den sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, die Liebe zu seiner heiligen Kirche in den Herzen zu mehren und zu festigen, haben sie ihren Zweck erreicht. [1])

Stift Einsiedeln, am hl. Pfingsttage 1880.

Der Verfasser.

[1]) Als Quellen dieser Lebensbeschreibung wurden, abgesehen von verschiedenen deutschen und französischen Blättern, benutzt: das „Leobuch von Dr. de Waal", die Schriften von Vidieu, Ricard und Buet u. A.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Das Leben unseres heiligen Vaters bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Perugia. (1810—1846.)

1. Capitel.

Seite

Im Vaterhause (1810—1818) 3

Heimat S. 3. — Familie S. 6. — Häusliche Erziehung S. 7. — Zeitverhältnisse S. 8. — Abschied S. 12.

2. Capitel.

Die Studienjahre (1818—1837) 13

Zum ersten Male in Rom S. 13. — Die Gymnasialstudien in Viterbo (1818—1824) S. 14. — Die philosophischen am römischen Collegium (1824—1828) S. 15. — Das Jubeljahr 1825 S. 17. — Papst Leo XII. S. 18. — Standeswahl S. 20. — Die theologischen Studien (1828—1832) S. 21. — Lehrthätigkeit am deutschen Collegium S. 21. — Weitere Ausbildung in der Akademie der Adeligen (1833—1836) S. 23. — Zutritt zu den römischen Congregationen S. 23. — Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten S. 24. — Priesterweihe S. 24.

3. Capitel.

Der Delegat (1838—1843) 26

Pecci wird zum Delegaten von Benevent ernannt S. 26. — Sein segensreiches Wirken für das materielle und geistige Wohl der Provinz S. 28. — Zum Delegaten von Spoleto befördert wird er in gleicher Eigenschaft nach Perugia versetzt S. 33. — Sein dortiges Wirken S. 35. — Besuch Gregor's XVI. S. 36.

4. Capitel.

Der Nuntius (1843—1846) 39

Pecci wird zum apostolischen Nuntius in Brüssel ernannt und zum Erzbischof geweiht S. 39. — Reise nach Belgien S. 40. — Vielseitige Thätigkeit daselbst S. 41. — Ausflug nach Deutschland S. 46. — Besuch in England S. 50. — Rückkehr nach Rom S. 51.

Zweiter Abschnitt.

Der Cardinalbischof von Perugia. (1846—1878.)

1. Capitel.

Seite

Erste Freude und erstes Leid (1846—1849) . . . 53

Tod Gregor's XVI. S. 53. — Wahl Pius' IX. S. 54. — Einzug in Perugia S. 58. — Erste Visitationsreise und Wirksamkeit S. 62. Kämpfe und Gefahren des Bischofs in den Revolutionsstürmen S. 63.

2. Capitel.

Die Friedensjahre (1849—1859) 69

Das Provinzialconcil in Spoleto S. 69. — Volksmissionen S. 70. — Restauration der Kathedrale S. 70. — Hebung des Seminars S. 73. — Die Wohlthätigkeits-Anstalten und Werke der christlichen Charitas S. 77. — Die Unglücksjahre 1853 und 1854 S. 78. — Der Bischof erhält den Cardinalshut S. 82. — Der Verehrer der Mutter Gottes S. 83. — Sorge für die religiöse Erziehung, das niedere und höhere Schulwesen S. 84. — Die Akademie des hl. Thomas von Aquin S. 85. — Privatleben des Cardinals S. 85. — Pius IX. in Perugia S. 86.

3. Capitel.

Die Zeit des schwersten Kampfes (1859—1869) . . 88

Angriffe auf den Kirchenstaat S. 88. — Erster Aufstand in Perugia S. 90. — Hirtenbrief des Cardinals über die weltliche Herrschaft des Papstes S. 91. — Der Schreckenstag des 14. September 1860 S. 99. — Die Fluth der kirchenfeindlichen Gesetze S. 100. — Pietistische Propaganda S. 105. — Der Liberalismus S. 106. — Festigkeit und maßvolle Haltung des Cardinals S. 108. — Erfolge S. 108.

4. Capitel.

Vom Vaticanischen Concil bis zur Uebersiedlung nach Rom (1869—1877) 110

Der Cardinal beim Vaticanischen Concil S. 110. — Rückkehr nach Perugia S. 114. — Bischofsjubiläum S. 116. — Hirtenbrief über das unfehlbare Lehramt des Papstes S. 116. — Neue Mittel zur Förderung des religiösen Lebens unter dem Volke und der Geistlichkeit S. 117. — Wallfahrt nach Loreto S. 123. — Erster Hirtenbrief über Cultur und Kirche S. 125. — Beim Bischofsjubiläum Pius' IX. in Rom S. 139.

Dritter Abschnitt.

Der Papst. (1878—1880.)

1. Capitel.

Seite

An den Stufen des päpstlichen Thrones . . . 140

Der Bischof von Perugia wird Cardinal-Kämmerer S. 140. — Sorge für seine perusinische Kirche S. 142. — Zweiter Hirtenbrief über Cultur und Kirche S. 146. — Tod Pius' IX. S. 151. — Der Cardinal-Kämmerer übernimmt die Leitung der Kirche S. 152. — Vorbereitungen für das Conclave S. 156.

2. Capitel.

Die Erhebung auf den päpstlichen Thron . . . 159

Das Cardinal-Collegium S. 158. — Die deutschen Cardinäle S. 158. — Beginn des Conclave S. 162. — Wer wird Papst? S. 164. — Die Wahlhandlung S. 168. — Der erste Segen Leo's XIII. S. 176. — Aufnahme der Wahl S. 178. — Die Krönung S. 179.

3. Capitel.

Von der Krönung bis zur ersten Encyclica.
(3. März bis 21. April 1878) 183

Besetzung der Stellen am päpstlichen Hofe S. 183. — Staatssecretär Cardinal Franchi S. 184. — Oeffentliche Audienzen S. 186. — Erstes Consistorium: Leo's XIII. Verhältniß zum hl. Cardinal-Collegium S. 188; Wiederaufrichtung der katholischen Hierarchie in Schottland S. 191; der erste amerikanische Cardinal S. 192. — Die Encyclica vom heiligen Osterfeste 1878 S. 193. — Ziele Leo's XIII. S. 198.

4. Capitel.

Leo XIII. und der Culturkampf 199

Familienwappen Leo's XIII. S. 199. — Der preußische Culturkampf S. 200. — Erste Schritte des Papstes S. 201. — Der neue Staatssecretär, Cardinal Nina S. 204. — Die Encyclica gegen den Socialismus S. 206. — Erstes Schreiben an den Erzbischof von Köln, v. 24. Decmb. 1878; Verhandlungen in Wien; zweites Schreiben an den Erzbischof von Köln, vom 24. Februar 1880 S. 211. — Aussichten S. 212. — Beilegung des Culturkampfes in Baden S. 213. — Leo XIII. und die römische Frage S. 213.

5. Capitel.

Seite

Leo XIII. und die christliche Wissenschaft . . . 219

Schreiben Leo's XIII. gegen die Entchristlichung der Volksschulen in Rom S. 219. — Gründung freier katholischer Schulen S. 222. — Förderung des höhern Schulwesens S. 224. — Encyclica über die Neubelebung der Philosophie und Theologie nach dem Geiste des hl. Thomas von Aquin S. 226. — Audienz katholischer Gelehrter S. 230. — Rathschläge Leo's XIII. an die katholische Presse S. 232. — Audienz katholischer Journalisten und Schriftsteller S. 232.

6. Capitel.

Charakterzüge Leo's XIII. 235

Thätigkeit S. 235. — Sparsamkeit: der Peterspfennig; Schreiben des Erzbischofs von Bamberg S. 237. — Mildthätigkeit S. 240. — Herzlichkeit S. 242. — Mäßigung S. 244. — Festigkeit S. 245. Weisheit: die neuen Cardinäle S. 246. — Tagesordnung S. 252. — Urtheile über Leo XIII. S. 253. — Leo XIII., der Mann der Vorsehung S. 255.

Erster Abschnitt.

Das Leben unseres heiligen Vaters bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Perugia. (1810—1846.)

1. Capitel.

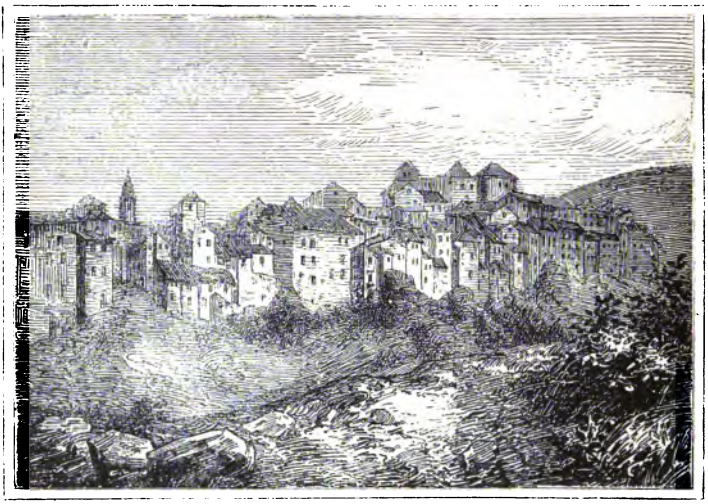
Im Vaterhause. (1810—1818.)

Heimat. — Familie. — Zeitverhältnisse. — Häusliche Erziehung. — Abschied.

Die Ausläufer des Apenninengebirges, welches Italien seiner ganzen Länge nach durchzieht, sind mit einer Menge kleiner, auf vorspringenden Felsen gelegener Städtchen gekrönt. Hier hausten einst stolze Adelsgeschlechter oder mächtige bürgerliche Gemeinwesen, welche von diesen natürlichen Festungen herab weit umher das flache Land beherrschten. Noch jetzt machen diese Orte mit ihren Ueberresten von Festungswerken, ihrem alten Gemäuer, ihren zerfallenen Castellen, von der Ferne besehen einen viel versprechenden Eindruck; aber seitwärts abgelegen von den großen Pulsadern der Eisenbahnen, auf denen das Leben der neuen Zeit einherfluthet, sind sie in Wirklichkeit nur noch die stummen, wehmüthigen Zeugen längst vergangener Zeiten.

Dieses Schicksal theilt auch das Städtchen Carpineto, welches durch die Erhebung eines seiner Söhne auf den obersten Bischofsstuhl der Christenheit jetzt so urplötzlich aus seinem Dunkel aufgetaucht und zu zeitweiliger Berühmtheit gelangt ist. Es liegt ungefähr zwanzig Stunden südlich von Rom, im Hintergrunde eines wilden, aber romantisch schönen Hochthales, auf einem zu

beiden Seiten schroff abfallenden Felsenvorsprunge. Unregelmäßig sind die grau aussehenden Häuser durcheinander gewürfelt, und terrassenförmig übereinander emporkletternd scheinen sich die Gassen den engen Raum gleichsam streitig zu machen. Schmutzige, enge, winklige Straßen, schlechte meist einstöckige Häuser von Stein, wie die Zellen eines Bienenstockes in einander gepfercht, arme, auf die harte Arbeit der Hände angewiesene Bewohner: das ist das heutige Carpineto, und nur ein Festungsthurm, der aber blos



Ansicht von Carpineto.

der friedlichen Stadtuhr zur Behausung dient, erinnert noch an die ehemalige Residenz der herzoglichen Gebieter.

Das Städtchen zählt etwa viertausend Einwohner, und da es zum Kirchenstaat gehört, theilte es auch alle die Schicksale, welche diesen in neuerer Zeit, von der französischen Revolution an bis zur jüngsten piemontesischen Eroberung getroffen haben.

Das Stammhaus unseres heiligen Vaters, das die nachstehende Abbildung darstellt, ist ein massiver Steinbau, welcher unmittelbar auf den unregelmäßigen Fels gestellt, mit seinen drei Stockwerken über die Häuser der Nachbarschaft palastartig emporragt.[1])

[1]) Auch in Rom besitzt die Familie ein Haus.

Die Einrichtung im Innern, wenn auch vornehm, zeugt doch von edler Einfachheit. Die Wohnzimmer befinden sich im zweiten

Das Stammhaus unseres hl. Vaters.

Stockwerk; den Familiensaal ziert das Bildniß unseres heiligen Vaters als Cardinal, zu beiden Seiten eingefaßt von den

Porträts von Vater und Mutter. Zwei andere Bilder von Prälaten beweisen, daß die Familie auch schon in früherer Zeit der Kirche ausgezeichnete Diener geschenkt hat. Eine eigene Hauscapelle, wie solche in den Stammsitzen vornehmer Familien in Italien häufig vorkommen, dient der häuslichen Andacht, zeigt aber auch, daß man es sich von jeher zur Ehre anrechnete, das eine oder andere Glied der Familie als Geistlichen am Altare zu sehen. In diesem Hause war es, wo unser heilige Vater am 2. März 1810 das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater, Ludwig Pecci, gehörte dem vornehmen Geschlechte der Pecci an, von dem es in Italien mehrere Zweige gibt, und welches vor mehr denn dreihundert Jahren aus der toscanischen Stadt Siena in Carpineto eingewandert war. Die Mutter, Anna Prosperi, stammte aus dem benachbarten Städtchen Cori. Die Familie zählte bereits fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, zu denen im Jahre 1816 noch ein vierter Sohn, Ferdinand, kam, der noch vor Vollendung seiner theologischen Studien im römischen Seminar jung wegstarb. Der älteste Sohn, Karl, 1797 geboren, blieb unverheiratet und lebte in den letzten Jahren, von Alter und Kränklichkeit gebeugt, in Rom, wo er erst im verflossenen Jahre 1879 im Alter von 86 Jahren starb; der zweite, Johann Baptist, 1802 geboren, bewohnt als Stammhalter der Familie das Haus in Carpineto; der dritte, Joseph, geboren 1808, ist mit dem Leben unseres heiligen Vaters enger verflochten und wird uns daher im Verlaufe unserer Erzählung noch öfters begegnen. Unser heilige Vater ist demnach von drei noch lebenden Brüdern der jüngste, was zu der Hoffnung berechtigt, daß er ungeachtet seines hohen Alters noch viele Jahre die Kirche Gottes regieren könne.

Wenn auch nicht von Adel, ist die Familie Pecci doch von adeligem Sinn und in der Umgegend von Carpineto so reich begütert, daß sie als die eigentliche herrschaftliche Familie des Ortes betrachtet werden kann. Die Taufe des neuen Sprößlings, welcher dereinst als Leo XIII. zu so Hohem berufen sein sollte, wurde daher in sehr feierlicher Weise in der dem hl. Nikolaus geweihten, aber kleinen armseligen Pfarrkirche des Städtchens voll-

zogen. Taufpathe war der ausgezeichnete Bischof Joachim Tosi von Anagni, zu dessen Sprengel Carpineto gehörte, welcher sich bei der heiligen Handlung durch zwei Domherren seiner Kathedrale vertreten ließ; die Stelle der Pathin versah eine Verwandte der Familie. Der Knabe erhielt die Namen Vincenz Joachim Rafael Alois; den ersten auf den Wunsch der Mutter, die ihn immer bei demselben nannte; den zweiten, Joachim, den er später allein beibehielt, von seinem Taufpathen.

Joachim hatte das unschätzbare Glück, ausgezeichnete Eltern zu besitzen. Es waltete in dem Hause ein Geist wahrer, ungeschminkter Frömmigkeit; die Religion galt als das, was sie in der That ist und sein soll: als das Höchste, was der Mensch besitzt, und was sein wahres Glück schon hienieden wie im Jenseits allein zu sichern im Stande ist. In diesem Sinne führte der Vater das Regiment. Ein klarer Kopf, ein kräftiger und entschiedener Charakter und eine tüchtige, praktische Natur, scheint er diese Vorzüge auch auf Joachim vererbt zu haben. Die Mutter war das Muster einer echten, christlichen Hausfrau. Voll der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt für ihre Kinder ging sie ihnen mit dem Beispiele der Frömmigkeit und aller Tugenden voran. Regelmäßig hielt sie mit ihnen die täglichen Andachten in der Hauscapelle und senkte die Keime der Religiosität tief in ihre zarten Herzen ein. Für sich bescheiden und genügsam, war sie ungemein wohlthätig gegen die Armen und fand ihre Freude an der Linderung der Noth ihrer Mitmenschen. Das sind die Züge des Bildes, wie sie sich dem Kindesherzen aus unmittelbarer Anschauung treu und wahr eingeprägt haben, und welche später der ältere Bruder, Joseph, in der lateinischen Grabschrift, die er der geliebten Mutter verfaßte, in kindlicher Liebe dem Andenken aufbewahrt hat.

In diesem lieblichen Familienkreise flossen die ersten acht Lebensjahre Joachim's ohne bemerkenswerthe Ereignisse dahin. Den ersten Unterricht erhielt er im väterlichen Hause selbst; Erholung boten die Spiele mit den Geschwistern, die Schönheiten und reinen Genüsse der Gebirgslandschaft, die auch schon früh den poetischen Sinn des Knaben weckten; Abwechslung in das im Ganzen eintönige Leben in dem abgelegenen Städtchen brachten

Ausflüge zu den mütterlichen Verwandten, zu den Bekannten in Anagni und Cori, die öftern Besuche von Geistlichen, denen Pecci's Haus immer gastfreundlich offen stand. Eine besondere Freude für Joachim war jeweilen der Besuch seines Taufpathen, des Bischofs von Anagni, der als erster Hausfreund mit Vater Pecci auf dem vertrautesten Fuße stand und daher öfters in mancherlei Angelegenheiten in Carpineto erschien.

Was Wunder, wenn der Knabe in solcher Luft zu jenem goldreinen Charakter heranwuchs, als den er sein ganzes Leben durch sich stets bewähren sollte! Es bleibt eben ewig wahr, daß die Erziehung im elterlichen Hause in der Regel den Ausschlag für das ganze spätere Leben gibt.

In das schöne Familienleben im Hause Pecci's warfen indessen die damaligen Weltereignisse doch auch manchen düsteren Schatten. Die Lage Italiens und namentlich die des Kirchenstaates hatte mit der gegenwärtigen viel Aehnlichkeit.

Zur Zeit, als Leo XIII. im Jahre 1878 den päpstlichen Stuhl bestieg, fand er nicht nur seine Heimat, sondern Rom und den ganzen Kirchenstaat von der italienischen Revolution verschlungen. Zur Zeit seiner Geburt im Jahre 1810 hatte die französische Revolution denselben Frevel begangen; damals wie jetzt schlugen die wilden Wogen über dem Felsen Petri zusammen.

Napoleon I., hervorgegangen aus der Revolution, hatte in unerhörtem Siegeslaufe nach und nach alle Mächte des europäischen Festlandes vor sich niedergeworfen und durch den Feldzug des Jahres 1809 auch Oesterreich bezwungen. Jetzt stand dem allgewaltigen Gebieter nur noch das meerbeherrschende England ungebeugt gegenüber. Auch diesem letzten und gefährlichsten Gegner, dem er auf seiner meerumgürteten Inselfestung nicht beikommen konnte, wollte er durch die Vernichtung seines Handels den Lebensnerv abschneiden. Darum erging auch an den damaligen Papst Pius VII. wie an die anderen Mächte die Aufforderung, dem sogenannten Continentalsystem beizutreten, das heißt den Engländern seine Häfen zu verschließen. Aber während die Mächte dieser Erde dem Gebote des Herrschgewaltigen sich fügten,

erklärte allein der Papst, daß er als Stellvertreter des Gottes des Friedens gegen ein Volk, mit dem er in Frieden lebe, keine Kriegsmaßregeln ergreifen, zu einem beständigen Kriegssystem die Hand nicht bieten dürfe. Die Antwort war das berüchtigte Decret von Schönbrunn, durch welches Napoleon die weltliche Macht des Papstes für aufgehoben erklärte, Pius VII. selbst in

Pius VII.

der Nacht vom 6. Juli 1809 als Gefangenen nach Grenoble und von da wieder nach Savona führen ließ. Der Rest des Kirchenstaates wurde als Provinz dem französischen Kaiserreiche einverleibt; Carpineto kam zum Departement Rom und stand bis zum Sturze des Corsen unter französischen Beamten und Einrichtungen.

Es waren schlimme Zeiten für das Land. Napoleon brauchte für seine beständigen Kriege immer wieder Geld und Soldaten; beide nahm er auch aus dem unglücklichen Italien, das hiedurch

schrecklich ausgesogen wurde. Dies, sowie der häufige Wechsel der Herrschaft in den einzelnen Provinzen erzeugten Verwilderung und Unsicherheit, und in Folge dessen brach das alte Erbübel des Landes, das Räuberwesen, mit erneuter Heftigkeit aus und vermehrte noch das allgemeine Elend der Zeiten. Die Räuber trieben ihr Gewerbe ganz handwerksmäßig, und da sie beim Mangel einer kräftigen Regierung die Herren im Lande waren, mußten Alle, welchen an der Sicherheit ihres Eigenthums gelegen war, sich mit ihnen abfinden. So kam es, daß sie in allen Schichten der Bevölkerung ihre freiwilligen oder unfreiwilligen Hehler hatten. Das war auch in Carpineto der Fall, und Niemand fühlte diese Uebelstände tiefer, als gerade Vater Pecci. Er bekleidete nämlich unter der französischen Herrschaft das Amt eines Bezirksvorstehers von Carpineto, mit dem Titel eines Colonel, eine Stelle, die er auf den dringenden Rath seines Freundes, des Bischofs Tosi von Anagni, übernommen hatte. Dieser gewandte und selbst von den Franzosen geachtete Oberhirte ging dabei von der Ansicht aus, daß in der Annahme eines solchen Verwaltungspostens noch keineswegs eine Anerkennung des am Kirchenstaate verübten Raubes liege, daß dagegen dem nun einmal eingetretenen Uebel wenigstens in etwas Einhalt gethan werden könne, wenn gutgesinnte und tüchtige Männer für die Aufrechthaltung der Ordnung sorgen. Pecci fand Arbeit genug; seine eigenen Besitzungen wurden von den Räubern am allerwenigsten geschont. Die Noth unter dem Volke war groß, und gar viele Bedürftige klopften an dem Hause an, wo der Wohlthätigkeitssinn von jeher heimisch gewesen. Da sah unser Joachim schon im zartesten Alter das menschliche Elend, sah wie die fromme Mutter dasselbe durch ihre Almosen linderte; da hörte er schon frühe von dem Treiben, den Schlichen und Unthaten der Räuber erzählen, die ihm später selbst so viel zu schaffen machen sollten.

Aber auch freudige Ereignisse leuchteten in diese ersten Lebensjahre hinein: die gerechte Rache Gottes ereilte endlich den Räuber des Kirchenstaates auf den Eisfeldern von Rußland. Verächtlich hatte er bei der Nachricht, Pius VII. habe ihn mit dem Banne belegt, geäußert: deswegen würden seinen Soldaten die Waffen

nicht aus der Hand fallen, und jetzt — war dies buchstäblich in Erfüllung gegangen. Der heilige Vater kehrte im Triumphe aus der Gefangenschaft auf seinen Thron zurück; Napoleon mußte den Thron mit der Gefangenschaft auf der einsamen Insel St. Helena vertauschen, und der Kirchenstaat wurde unter dem Jubel der Christenheit wieder hergestellt.

Dieses großartige Walten der Vorsehung mußte auf das empfängliche Kindesherz einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machen. Wenn der Kirchenstaat im Jahre 1814 vor den Augen des Knaben ein erstes Mal siegreich aus den Fluthen der Revolution emporstieg; wenn ein zweites Mal im Jahre 1849 vor den Augen des Mannes, warum sollte dasselbe durch Gottes Vorsehung nicht auch ein drittes Mal unter den Augen des jetzt auf dem Stuhle Petri sitzenden Greises geschehen können?/

Doch mit der Wiederherstellung des Kirchenstaates waren die traurigen Folgen des langen Revolutionssturmes keineswegs beseitigt. Das Räuberwesen dauerte, besonders auch in der Nähe von Carpineto, noch Jahre lang fort, und bedenklicher als die Zerrüttung der bürgerlichen Ordnung erschienen die Trümmer auf sittlichem und religiösem Gebiete. Die falschen, verderblichen Grundsätze der Revolution waren vielfach auf einen sehr empfänglichen Boden gefallen, und wenn sie jetzt auch nicht mehr offen hervortreten durften, so pflanzten sie sich nichts desto weniger in den geheimen Gesellschaften fort. Es war die Saat, aus welcher der Mazzinismus, das junge Italien und der Socialismus hervorgehen sollte. Die wachsamen Bischöfe suchten diesem Religion und bürgerliche Gesellschaft in gleicher Weise verzehrenden Gifte besonders durch Volksmissionen entgegen zu wirken. Eine solche wurde im Auftrage des Bischofs von Anagni im Jahre 1817 auch in Carpineto gehalten. Die Missionäre waren Mitglieder der Gesellschaft Jesu, an ihrer Spitze der im Rufe der Heiligkeit stehende P. Capelloni. Im Hause Pecci fanden die eifrigen Priester gastfreundliche Aufnahme, und dieser Umstand sollte nun auch für das fernere Schicksal des kleinen Joachim von entscheidender Bedeutung werden. — Der Knabe zählte zwar erst sieben Jahre, war aber bei seinen trefflichen Anlagen schon so weit entwickelt und zeigte

eine solche Neigung zum Studium, daß der Vater sich für ihn wie für den zwei Jahre älteren Bruder Joseph um eine entsprechende Bildungsanstalt umsehen mußte. Diese Angelegenheit besprach er nun mit P. Capelloni. Der Missionär, welcher während der Tage, die er im Hause Pecci zubrachte, den Knaben genauer beobachten konnte, rieth dem Vater das allerdings weit entfernte, aber gut geleitete und rasch aufblühende Jesuiten-Collegium in Viterbo an. Mit diesem Vorschlag war der Vater ganz einverstanden, schob indessen die Ausführung noch um ein Jahr hinaus, da Joachim doch noch wohl jung und dazu von etwas schwächlicher Gesundheit war. Immerhin stand der Entschluß fest, und die vorsorgende Mutter konnte mit den Schwestern zeitig an die Ausrüstung der beiden lieben Kinder gehen. Endlich kam der November des Jahres 1818 heran und mit ihm der Abschied aus dem Elternhause. /

2. Capitel.

Die Studienjahre. (1818—1837.)

Zum ersten Male in Rom. — Die Gymnasialstudien in Viterbo (1818—24). — Die philosophischen am römischen Collegium (1824—28). — Das Jubeljahr 1825. — Papst Leo XII. — Standeswahl. — Die theologischen Studien (1828—32). — Lehrthätigkeit am deutschen Collegium. — Weitere Ausbildung in der Akademie der Adeligen (1833—36). — Eintritt zu den römischen Congregationen. — Ernennung zum Hausprälaten. — Priesterweihe (1837).

/Die Reise von Carpineto nach Viterbo führte über Rom. Wie Vieles hatten die beiden Knaben schon gehört von der ewigen Stadt, von ihren Herrlichkeiten, vom Statthalter Christi, und wie mochte ihnen das Herz pochen, als sie endlich zum ersten Male die Siebenhügelstadt erblickten! Mit kindlichem Staunen fuhren sie durch die Straßen, vorüber an Palästen und Ruinen und fanden beim Oheim Anton im Palaste Muti die herzlichste Aufnahme. Während dieses ersten römischen Aufenthaltes, der allerdings nur kurze Zeit dauerte, wurden den Knaben ohne Zweifel einzelne Merkwürdigkeiten gezeigt, und wenn sie auch noch nicht fähig waren, die Hauptstadt der Christenheit in ihrer geistigen Größe und Bedeutung zu werthen, so mußte sich doch das Bild derselben dem empfänglichen Geiste tief einprägen und manche Ahnungen in demselben niedersenken. Von den Kirchen Roms hatte für unsere Reisenden eine sonst unbedeutende und wenig genannte, die Kirche zu den Wundmalen des hl. Franciscus, eine besondere Anzüglichkeit. Es befand sich nämlich in derselben die Familiengruft der in Rom wohnhaften und dort verstorbenen Verwandten. Erst im verflossenen October hatte eine Tante dort ihre letzte Ruhestätte gefunden, und nach wenigen Jahren schon sollte sie eine unserm Joachim noch viel theurere Leiche aufnehmen, die seiner eigenen Mutter./

Von Rom ging es weiter auf der nordwärts gegen Florenz führenden Hauptstraße. Bald war Viterbo erreicht.

Viterbo, eine Stadt im Kirchenstaate, war Hauptort der Delegation oder Provinz gleichen Namens. Die Jesuiten hatten dort gleich nach der Wiederherstellung ihres Ordens durch Papst Pius VII. im Jahre 1814 ein Collegium mit einem Pensionat errichtet, das sich alsbald des größten Zutrauens erfreute. Der Lehrgang umfaßte sieben Jahre und bezweckte gleich dem unserer Gymnasien die Vorbereitung auf die höhern philosophischen und Fachstudien.

Diesem Collegium wurden nun die beiden Brüder von ihren Eltern übergeben. Sechs volle Jahre weilten sie in demselben und wetteiferten in ausdauerndem Fleiße, in Liebe zu der Wissenschaft und glänzenden Fortschritten. Mit den glücklichsten Anlagen verband Joachim gleich dem ältern Bruder edle Bescheidenheit, frommen Sinn, erbaulichen Wandel; er war das Muster eines wahren Studenten. Schon mit zwölf und dreizehn Jahren schrieb Joachim die lateinische Sprache mit Gewandtheit und Zierlichkeit, dichtete sogar in derselben und erwarb sich tüchtige Kenntnisse in den in ihr verfaßten Meisterwerken. Am Aloysiustage 1821 durfte er, nun elf Jahre alt geworden, zum ersten Male die heilige Communion empfangen; er that es mit einer Vorbereitung und Andacht, die Allen zur Erbauung gereichte./

Hier flossen die Jahre, durch keine besonderen Ereignisse unterbrochen, ruhig und gleichmäßig dahin. Wie die Pflanze unter guter Pflege, geschützt von schädlichen Einflüssen, sich entwickelt, so entfaltete sich in diesen Jahren Herz und Geist des Knaben in einer Weise, welche Eltern und Lehrer zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Während all' der sechs Jahre, welche Joachim als Student im Collegium zu Viterbo verlebte, kam er nie mehr nach Hause in die Ferien. Hiezu war Carpineto zu weit entlegen. Dafür entschädigte ihn von Zeit zu Zeit ein Besuch der lieben Eltern, der, je seltener er war, jedesmal eine um so größere Freude bereitete. Die Ferien brachte er immer auf dem Landhause des Collegiums zu, das eine halbe Stunde von der Stadt bei der Wallfahrtskirche „Unserer Lieben Frau zu der Eiche" (Madonna

della Quercia) lag. Die Liebe und Verehrung zur allerseligsten Jungfrau, welche ihm die fromme Mutter schon frühe in das Herz gelegt hatte, fand so auch in den Tagen der Erholung reiche Nahrung. Es waren schöne, glückliche Jahre, die er in Viterbo verlebte. /

/Da trat ein Ereigniß ein, das ihn plötzlich aus dem stillen, liebgewordenen Studienorte herausriß. Die Mutter, welche schon seit einiger Zeit kränkelte, war im Sommer 1824 zu ihrem Schwager nach Rom übergesiedelt, um dort unter der Behandlung tüchtiger Aerzte die Gesundheit wieder zu finden. Allein die Krankheit verschlimmerte sich rasch in so bedenklicher Weise, daß beide Brüder aus Viterbo an ihr Sterbelager berufen wurden. Es war ein schmerzliches Wiedersehen für die Mutter, die so hoffnungsvolle, liebe Söhne verlassen mußte, für die Söhne, die eine Mutter, der sie so Vieles verdankten, in so jungen Jahren schon verlieren sollten. Doch der liebe Gott forderte das Opfer von ihnen. Dabei gewährte er ihnen aber doch den Trost, daß sie den letzten Segen der sterbenden Mutter empfangen konnten, ein Segen, der zeitlebens sichtlich auf ihnen ruhte. Am 5. August wurde die theure Verstorbene in der Kirche zu den Wundmalen des hl. Franciscus beigesetzt, und der ältere Bruder Joseph verfaßte ihr die lateinische Grabschrift.

Der Verlust der trefflichen Gattin hatte den Vater nicht minder schwer betroffen, und er wünschte daher, die beiden Söhne von jetzt an mehr in seiner Nähe zu haben. Deswegen beschloß er, sie nicht mehr nach Viterbo zurückzuschicken, wo sie ihre Studien doch nahezu vollendet hatten, sondern ihnen zu Rom selbst die weitere wissenschaftliche Ausbildung geben zu lassen. Hier konnte er sie öfters besuchen, und sie hinwiederum konnten leichter nach Carpineto in die Ferien kommen und dem Vater Trost und Freude gewähren.

Sie erhielten also ihre Wohnung beim Oheim Anton im Palaste Muti, wo sie ja wie zu Hause waren; die Studien aber machten sie an dem von den Jesuiten geleiteten römischen Collegium.

Das römische Collegium ist unstreitig die bedeutendste und großartigste wissenschaftliche Anstalt Roms, ein Mittelpunkt

und Lichtherd echter christlicher Wissenschaft. Der Unterricht umfaßt, abgesehen von den humanistischen Studien, einen dreijährigen philosophischen und einen vierjährigen theologischen Cursus. Junge Männer aus allen Ländern der Christenheit finden sich hier zusammen, um am Mittelpunkte der katholischen Einheit und gleichsam unter den Augen des Papstes ihre höhere Ausbildung zu suchen.

Das ist die Anstalt, in welche Joachim mit seinem Bruder im Spätherbst des Jahres 1824 eintrat.

Im ersten Jahre vollendete er zunächst noch seine classischen Studien. Dazu war Rom mehr als jeder andere Ort geeignet. Da lebte ja die alte Zeit in ihren Denkmälern gleichsam immer noch fort; da trat sie dem Jüngling beim Lesen der Schriftsteller in leibhaften Gestalten vor die Augen. Joachim sah Rom jetzt mit ganz andern Augen an, als vor sechs Jahren; die Studien in Viterbo hatten ihm das Verständniß für dasselbe aufgeschlossen. Aber so großartig auch das heidnische Rom selbst in seinen Trümmern noch ist, weit mehr Reiz hatte für ihn doch das christliche Rom mit seinen zahllosen religiösen Erinnerungen und Denkzeichen aus den ersten christlichen Jahrhunderten, mit seinen vielen merkwürdigen Kirchen, mit seinen großartigen religiösen Festlichkeiten. Rom, als das Herz der katholischen Welt, der Papst in seinem Walten als Statthalter Christi ging ihm über all' den Ruhmesglanz, den die Geschichte über die Hauptstadt des alten Römerreiches ausgegossen, der aber immerhin vor dem reinen göttlichen Strahle des Christenthums erbleicht, wie der fahle Mondschein vor dem lichten Sonnengestirn. Bald sollte ihm auch Gelegenheit geboten werden, seinen Gedanken Ausdruck zu geben.

Es ist im römischen Collegium üblich, daß bei gewissen feierlichen Anlässen die ausgezeichnetsten Zöglinge mit selbstverfaßten Arbeiten öffentlich auftreten dürfen, und es liegt darin wie eine Anerkennung, so auch eine Aufmunterung zu weiterem wissenschaftlichem Streben. Eine solche Auszeichnung wurde unserem Joachim nun schon im Jahre 1825 zu Theil. Der erst fünfzehnjährige Student führte im Saale des römischen Collegiums in einer lateinischen Festrede einen Vergleich zwischen dem christlichen und heidnischen Rom in der glänzendsten Weise durch, und nahm damit

sofort im ersten Studienjahre im römischen Collegium jenen hervorragenden Platz ein, den er durch alle acht Jahre hindurch behauptete. Die Preise, welche er am Schlusse des Schuljahres davontrug, bestätigten die durch den glänzenden Anfang geweckten Erwartungen. Mit diesen ehrenvollen Auszeichnungen kehrte er jetzt nach langjähriger Abwesenheit in die Ferien nach Carpineto zurück. Welche Freude für den Vater und die ganze Familie! Es waren aber auch schöne Tage der Erholung für Joachim und seinen Bruder. Mit Jagdflinte und Waidtasche durchzogen die schmucken Jungen als fröhliche Jäger die heimatlichen Berge und waren wegen ihres bescheidenen und leutseligen Benehmens in Carpineto von Jedermann gerne gesehen und allgemein geachtet.

Im November 1825 begann Joachim das Studium der Philosophie und der damit in Verbindung stehenden mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer. Mit einer für sein Alter seltenen Geistesreife und Gründlichkeit vertiefte er sich in diese so wichtige Wissenschaft.

Obwohl es in der großen Stadt an Anlässen zu Zerstreuungen, an Gesellschaften, Vergnügungen und Unterhaltungen, wie sie junge Leute so gerne aufsuchen und in gehörigen Schranken auch genießen dürfen, nicht gefehlt hätte, schien das Alles für ihn doch keinen Reiz zu haben. Seine Welt war sein Studirzimmer, seine liebste Unterhaltung die Wissenschaft. Die Kirchengeschichte berichtet von den beiden Freunden, dem hl. Basilius und dem hl. Gregor von Nazianz, daß sie während ihrer Studienzeit in Athen nur zwei Wege kannten, den einen zur Kirche, den andern in die Schule. Das Gleiche hätte man auch von Joachim und Joseph sagen können. Dadurch entwickelte sich bei Joachim wie von selbst jener ernste, fest ausgeprägte Charakter, der ihn schon in jungen Jahren auszeichnete, und den er bei aller Liebenswürdigkeit im Umgange, bei all' seinen feinen Manieren und seinem adeligen Wesen zu keiner Zeit verleugnete.

Das Jahr 1825 sollte für den dereinstigen Statthalter Christi auch noch in anderer Beziehung hochbedeutsam werden. Es war das große Jubiläum. Ein solches sollte ursprünglich blos alle hundert Jahre eintreten, nach jetziger Uebung aber wird es

alle fünfundzwanzig Jahre verkündet. Im Jahre 1800 hatte es wegen der Revolutionsstürme nicht gehalten werden können, und so waren jetzt fünfzig Jahre seit dem letzten großen Jubiläum verflossen. Um so großartiger gestaltete sich nun die Feier, und einen um so mächtigern Eindruck machte sie wie überall, so ganz besonders in der ewigen Stadt.

Auf dem Stuhle Petri saß Leo XII. Dieser eröffnete am Weihnachtsfeste das Jubiläum. Joachim sah, wie dieser herrliche Papst mit seinem eigenen Beispiele den Gläubigen voranging, die zur Gewinnung des Ablasses bezeichneten Hauptkirchen Roms besuchte, den Pilgern demüthig die Füße wusch, sie bei Tische bediente und Alle durch seinen lebendigen Glauben höchlich erbaute. Schaaren von fremden Pilgern strömten nach Rom. Auch die studirende Jugend hielt gemeinsam ihre Jubiläumsandacht, und

Leo XII., ein besonderer Freund der Studien, ließ darauf die jungen Leute insgesammt, wohl anderthalb tausend an Zahl, zu einer Audienz in den Vatican kommen. Bei diesem Anlasse sollte einer der Studirenden im Namen aller übrigen eine lateinische Ansprache an den heiligen Vater halten, und dieser Eine war unser Joachim. Wie dem kaum sechzehnjährigen Jüngling in diesem Augenblicke, wo er sich an der Spitze einer so zahlreichen Versammlung dem Oberhaupte der Christenheit gegenüber sah, zu Muthe sein mochte, mag man sich leicht vorstellen. Aber er nahm sich zusammen, und mit feinem Anstande und voller Sicherheit führte er seine Anrede, ohne auch nur mit einem Worte anzustoßen, zu Ende. Der jugendliche Redner hatte dem Papste sichtlich gefallen; er ließ ihn zu sich herantreten, legte ihm segnend die Hand auf das Haupt und beschenkte ihn zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit einer Medaille. Es war einer jener Augenblicke, die man nie mehr vergessen kann.

Mit dem größten Interesse folgte er von jetzt an allen Regierungshandlungen des Papstes. Er sah, wie derselbe mit Staunen erregender Thatkraft und Entschlossenheit seine große Aufgabe löste, wie sein scharfblickendes Auge alle Verhältnisse und Bedürfnisse der Gesammtkirche, des Kirchenstaates und der Stadt Rom umspannte, gegen alle Uebelstände und Gebrechen Heilmittel ausfindig machte. Er sah, wie Leo XII. den Wiederaufbau der Hauptkirche des hl. Paulus außer den Mauern begann, welche in der Nacht vom 16. Juli 1823 ein Raub der Flammen geworden war; wie er die Finanzen ordnete, die Steuern verminderte, die Rechtspflege verbesserte, das Verwaltungswesen, die päpstliche Hofhaltung vereinfachte, den Wohlthätigkeitsanstalten, der Hebung der höheren Studien, dem Unterrichte und der Erziehung seine Sorge zuwandte; wie er 1826 in einer Bulle die geheimen Gesellschaften verurtheilte, in welchen die jetzt so üppig aufgeschossene Saat des Socialismus ausgestreut wurde; wie er 1827 durch die berühmte Bulle: Ad dominici gregis custodiam die zerrütteten kirchlichen Verhältnisse in der oberrheinischen Kirchenprovinz ordnete. Dabei war Leo XII. demüthigen Sinnes, still und geräuschlos in seinem Privatleben, unermüdlich thätig,

ein Feind jeglichen Prunkes. — Aus allen diesen Zügen stellte sich Joachim das Musterbild eines Papstes zusammen und prägte es seinem Geiste und Herzen so tief ein, daß es selbst durch die viel großartigere Erscheinung eines Pius IX. nicht mehr verwischt werden konnte.

Inzwischen nahmen seine Studien den glänzendsten Fortgang. Am Ende des zweiten Curses erhielt er die ersten Preise in Physik und Chemie und einen der ersten Plätze in der Mathematik; am Schlusse des dritten Jahres aber war ihm die höchste Auszeichnung zugedacht, welche einem Schüler des römischen Collegiums zu Theil werden kann. Bei einer öffentlichen, feierlichen Versammlung von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten sollte er in einer sogenannten Disputation Sätze aus dem gesammten Gebiete der Philosophie begründen und gegen alle dawider erhobenen Einwendungen vertheidigen. Zu einem solchen wissenschaftlichen Wettkampfe stellte die Anstalt, für die es sich darum handelte, ihre Leistungen in dem glänzendsten Lichte zu zeigen, natürlich immer nur die begabtesten und tüchtigsten ihrer Zöglinge. Joachim wußte das wohl. Dem Vertrauen seiner Lehrer zu entsprechen und seinen philosophischen Studien die Krone aufzusetzen, strengte er sich daher allzusehr an, so daß er bei seiner ohnehin schwächlichen Gesundheit darüber erkrankte und die Disputation nicht abhalten konnte.

Mit dem Jahre 1828 gingen für Joachim die philosophischen Studien zu Ende, und der achtzehnjährige Jüngling sah sich nunmehr vor die entscheidende Frage seiner Berufswahl gestellt.

Talent, gesellschaftliche Stellung, wissenschaftliche Tüchtigkeit ließen ihm jede Wahl offen. Er hatte indessen längst entschieden. Als Geistlicher der Kirche Gottes zu dienen, das war von jeher das Ziel seiner Wünsche gewesen. Von allen Berufsarten in der menschlichen Gesellschaft erschien ihm der geistliche Stand — und das mit vollem Rechte — als der höchste, weil gerade ihm die erhabenste Aufgabe zugewiesen ist, zu arbeiten an den höchsten ewigen Interessen der Menschheit. Den gleichen Entschluß faßte auch sein Bruder Joseph, nur mit dem Unterschiede, daß er zugleich in die Gesellschaft Jesu eintrat, während Joachim den weltgeistlichen

Beruf wählte. So schieden sich nun die Lebenswege beider Brüder, bis die Vorsehung sie in der Folgezeit wieder zusammenführte.

Joachim vertauschte die bisherige Wohnung bei seinem Oheim im Palaste Muti gegen einen Platz im römischen Seminar und begann den vierjährigen theologischen Curs. Mit Begeisterung verlegte er sich auf das Studium der heiligen Wissenschaft, und so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Schon im Jahre 1830 trat er in einer öffentlichen Disputation unter Leitung des berühmten Dogmatikers P. Perrone im großen Saale des römischen Collegiums auf. Die Gründlichkeit und Klarheit, mit der er hiebei die Lehre über den Ablaß und die Sacramente der letzten Oelung und Priesterweihe darlegte, bewiesen, daß der Theologe in ihm hinter dem Philosophen nicht zurückstehen werde. Die Protocolle des römischen Collegiums wiesen ihm unter den mit Preisen Gekrönten die erste Stelle an. Unter den jungen Theologen im römischen Collegium bestand ein eigener Verein, in welchem die Mitglieder ihre Kenntnisse in schriftlichen Arbeiten und mündlichen Vorträgen zu verwerthen pflegten. Zutritt zu demselben erhielten aber nur diejenigen, welche von ihren Lehrern als die tüchtigsten bezeichnet wurden. Joachim war nicht blos Mitglied dieses Vereines, sondern wurde durch die Wahl seiner Studiengenossen auch zweimal als Präsident an die Spitze desselben gestellt./

Wie hoch die Lehrer überhaupt seine Tüchtigkeit schätzten, geht aus einem Umstande, der für uns Deutsche noch ein ganz besonderes Interesse bietet, hervor. Viele katholische Nationen, wie z. B. die Franzosen, Irländer, Belgier u. s. w., haben in Rom eigene Anstalten oder Collegien für Jünglinge, welche dort ihre philosophischen und theologischen Studien machen. Die Zöglinge aller dieser Anstalten besuchen gemeinsam die Vorlesungen am römischen Collegium. Eine solche Anstalt besteht in Rom nun auch für Jünglinge aus Deutschland, das deutsche oder Collegium Germanicum genannt. Da der Unterricht am römischen Collegium ausschließlich in lateinischer Sprache ertheilt wird, welche den Zöglingen deutscher Zunge vielfach nicht geläufig ist, wurde für die Neuangekommenen noch ein eigener Lehrer bestellt, welcher

einzelne Theile der Vorträge mit ihnen zu wiederholen hatte. Hiezu bestimmte der Rector des Collegiums entweder einen Scholastiker aus der Gesellschaft Jesu oder wohl auch den einen oder andern Theologen der höhern Curse. Daß dafür nur die fähigsten ausgewählt werden konnten, liegt auf der Hand. Es war daher ein höchst ehrenvolles Zeugniß für Joachim, daß P. Taparelli, der damalige Rector des römischen Collegiums, ihn zu diesem Vertrauensposten auserkor. Er rechtfertigte dieses Vertrauen aber auch vollkommen. Wie er einerseits durch sein freundliches Wesen und feines Benehmen die Liebe der jungen Deutschen gewann, so zeigte er anderseits durch die Klarheit und Faßlichkeit seiner Vorträge, daß er seiner Sache durch und durch mächtig war. Und doch war der Lehrer kaum zwanzig Jahre alt. Deutsche Jünglinge waren seine ersten Schüler, jetzt verehren alle deutschen Katholiken in ihm ihren obersten Lehrer.

Pecci zählte erst zweiundzwanzig Jahre, als er 1832 aus dem römischen Collegium scheiden mußte. Acht volle Jahre hatte er zu den Zierden dieser Anstalt gehört und sich einen Schatz von gründlichem und gediegenem Wissen erworben, der ihn einst unter die gelehrtesten Päpste einreihen sollte.

Noch hatte er indessen das für die heilige Priesterweihe vorgeschriebene Alter nicht erreicht; er empfing vorerst nur die vier niederen Weihen und zwar durch den Bisthumsverweser Lais von Anagni, welcher im Rufe der Heiligkeit stand. Dieser ließ den jungen Mann zuvor zu sich kommen und ermahnte ihn in liebevollster und eindringlichster Weise, Gott mit ganzem Herzen zu dienen; „denn," sagte er bedeutsam, „der Herr hat Großes mit Dir vor." Diese Mahnung wiederholte er nochmal mit dem Beisatze: „Gott hat seine besonderen Absichten mit Dir."

Welches diese besondern Absichten seien, welche der fromme Bischof mit seinen prophetischen Worten meinte, wie hätte das Joachim damals auch nur ahnen können?/

Die Frage war jetzt für ihn, was weiter? Sie löste sich indessen ganz leicht. Einerseits wünschte er selbst bei seiner Liebe zur Wissenschaft alle Mittel, welche ihm die ewige Stadt in dieser Beziehung noch bieten konnte, zu erschöpfen, und anderseits hatten

seine bisherigen glänzenden Leistungen die Augen der einflußreichsten Mitglieder des heiligen Cardinalcollegiums auf ihn gelenkt. Sie verschafften ihm die Aufnahme in die sogenannte „Akademie der Adeligen", die sonst nur jungen Männern aus adeligen Familien offen stand. Diese wissenschaftliche Anstalt hatte ihren Sitz im Palaste Severano am Minervaplatz; sie pflegte ganz besonders das bürgerliche und kirchliche Recht und die Diplomatik und war die Schule, in welcher die künftigen Beamten des Kirchenstaates, die Delegaten, die Beisitzer der römischen Congregationen, die Bischöfe und Nuntien ihre Ausbildung empfingen. Es war am 15. November 1832, als Pecci in diese Akademie eintrat. Nebenbei besuchte er auch noch Vorlesungen an der römischen Universität und war zugleich Mitglied der an derselben bestehenden theologischen Akademie. In der Akademie der Adeligen befanden sich neben Pecci die ausgezeichnetsten Talente des jüngern römischen Klerus, die in der Folge zu den höchsten kirchlichen Würden emporstiegen. Auch unter diesen bewährte Pecci im wissenschaftlichen Wetteifer seine hervorragende Tüchtigkeit. Durch eine Abhandlung errang er im Jahre 1834 den ersten Preis, im Jahre 1835 hielt er vor einer Versammlung von Cardinälen und sämmtlichen Professoren der Akademie einen glänzenden Vortrag über eine kirchenrechtliche Frage: die Berufung an den höchsten richterlichen Spruch des Papstes. Dadurch gewann er das Vertrauen des Cardinals Sala, sowie des Staatssecretärs Gregor's XVI., Cardinal Lambruschini, in so hohem Grade, daß ihn beide in die Geschäfte ihrer Congregationen einführten. Dadurch erhielt er schon frühzeitig einen Einblick in die mannigfachen Geschäfte und Angelegenheiten, welche aus allen Theilen des katholischen Erdkreises in Rom zusammenfließen, lernte die für die Gesammtkirche so wichtigen und vielfach so schwierigen Beziehungen zu katholischen und akatholischen Staaten kennen; wurde vertraut mit den brennenden wissenschaftlichen Fragen, welche eben damals durch Lammenais und Bautain in Frankreich und Belgien, durch den Bonner Professor Hermes in Deutschland die Geister bewegten. Die Vorsehung hatte eben ihre besondern Absichten mit ihm und ließ ihn zu diesem Zwecke die rechte Schule durchmachen.

Inzwischen kam das Jahr 1837 heran. Es bildet einen wichtigen Wendepunkt im Leben Pecci's. Im Beginne desselben ertheilte ihm der Generalvicar von Rom, Cardinal Odescalchi, in der Capelle des hl. Stanislaus Kostka die höheren Weihen des Subdiakonats und Diakonats. Papst Gregor XVI., welcher seine Talente sehr hoch schätzte und ihm persönlich gewogen war, ernannte ihn am 14. Februar zu seinem Hausprälaten. Am 4. März schied Pecci aus der Akademie, in welcher er beinahe fünf Jahre geweilt hatte, und nahm seine Wohnung wieder im Palaste Muti. Hier sammelte er einen engen Kreis gleichgesinnter junger Männer um sich, darunter die spätern Cardinäle De Luca, Capalti, Riario Sforza. [1]) Gegenstände des Kirchenrechtes wurden da gemeinsam besprochen, und Pecci zeigte namentlich in Fragen bezüglich der Concordate seinen Scharfsinn in Lösung der Schwierigkeiten und richtigen Abfassung der Bestimmungen. Am 14. März wurde er vortragender Rath (Referendar) am kirchlichen Gerichtshofe der Segnatura, am 4. Juli Mitglied der Congregation für die Civilverwaltung des Kirchenstaates, am 15. December beisitzender Rath in der Congregation des tridentinischen Concils.

Diese Reihenfolge rascher Beförderungen schloß und krönte mit dem Ausgange des Jahres 1837 die Priesterweihe. Er erhielt sie am 23. December wiederum durch den Cardinal Odescalchi in dessen Privatcapelle. Schon am folgenden Tage, am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes, feierte er in der stillen Capelle des hl. Stanislaus Kostka sein erstes heiliges Meßopfer. Am Altare assistirte ihm sein Bruder Joseph; auch andere seiner nächsten Verwandten hatten sich eingefunden. [2]) Aber Einen ver-

[1]) De Luca und Capalti bekleideten in der Folge beide die wichtigen Stellen von Präsidenten des Vaticanischen Concils. Mit Riario Sforza, dem ausgezeichneten Erzbischof von Neapel, war Pecci ganz besonders befreundet.

[2]) In unseren Gegenden, namentlich auf dem Lande, ist die erste heilige Messe eines neugeweihten Priesters immer ein Ereigniß, an welchem die ganze Gemeinde einen freudigen Antheil nimmt und Alles aufbietet, dasselbe in möglichst großartiger Weise zu feiern. In Rom aber, wo ein solcher Fall so häufig vorkommt, die jungen Priester fast nur Fremde und daher nur Wenigen bekannt sind, ist die Primizfeier begreiflicherweise auf den engen Kreis der nächsten Bekannten beschränkt.

mißte der Neugeweihte ſchmerzlich: ſeinen lieben Vater. Dieſer ſollte den ſchönen Tag nicht mehr erleben; eine Krankheit hatte ihn ein Jahr zuvor im Alter von 69 Jahren in Carpineto dahingerafft.

Mit dem Tage der erſten heiligen Meſſe war ein langer und wichtiger Abſchnitt in Pecci's Leben abgeſchloſſen. Beinahe zwanzig Jahre waren dahingegangen, ſeit er mit dem Eintritt in das Collegium zu Viterbo im Jahre 1818 ſeine Studien begonnen hatte. Dort wie zu Rom, im römiſchen Collegium wie in der Akademie hatte er ſtets mit Begeiſterung und glänzendem Erfolg der Wiſſenſchaft gelebt. Was war da natürlicher, als daß er wünſchte, die geſammelten Kenntniſſe in den römiſchen Congregationen zum Wohle der Kirche zu verwerthen? Dieſer Weg war ihm auch, wie wir oben geſehen, bereits eröffnet; doch es ſollte anders kommen. Die Vorſehung hatte ihre eigenen Abſichten mit ihm.

3. Capitel.

Der Delegat. (1838—1843.)

Pecci wird zum Delegaten von Benevent ernannt. — Sein segensreiches Wirken für das materielle und geistige Wohl der Provinz. — Zum Delegaten von Spoleto befördert wird er in gleicher Eigenschaft nach Perugia versetzt. — Sein dortiges Wirken. — Besuch Gregor's XVI.

Papst Gregor XVI. hatte eine hohe Meinung von Pecci's Fähigkeiten. Am 15. Februar 1838 ernannte er ihn zum Delegaten von Benevent.

Der Kirchenstaat war politisch in sogenannte Delegationen oder Regierungsbezirke eingetheilt. An der Spitze einer jeden stand als oberster Civilbeamte der Delegat, der, obschon er ein Geistlicher war, dennoch in geistlichen Dingen nichts zu sagen hatte. Diese standen ausschließlich den Bischöfen zu. Die Stelle eines Delegaten war daher eine rein politische oder staatliche Beamtung, und für einen solchen Posten wurde nun ein junger Mann ausersehen, der sich bisher ausschließlich der Wissenschaft gewidmet und vom praktischen und politischen Leben völlig fern gehalten hatte. Sollte Gregor XVI. hier nicht einen Mißgriff begangen haben? Das wird sich bald zeigen.

Der Delegat erhielt die Weisung, noch im gleichen Monat Februar auf seinen Posten abzugehen. Die Reise zur rauhen Winterszeit war nichts weniger als angenehm; sie legte den Keim zu einer Krankheit, welcher sich später entwickelte und Pecci an den Rand des Grabes brachte.

Benevent, der erste Schauplatz der Thätigkeit Pecci's, südlich von Rom gelegen, war die kleinste unter den Delegationen des Kirchenstaates. Auf einem Flächenraum von 2 Quadratmeilen zählte es nicht viel über 20,000 Einwohner und umfaßte außer der Stadt nur noch acht umliegende Dörfer. Die Stadt hat eine angenehme Lage in einem von Hügeln umschlossenen, sehr frucht-

baren Thalgrunde. Der deutsche Stamm der Longobarden, welcher etwa zweihundert Jahre in Italien herrschte, machte Benevent zu einem Herzogthum (571), und als solches kam es erst an das Frankenreich Karl's des Großen und dann von diesem an den Kirchenstaat. Und zwar geschah dies merkwürdiger Weise durch einen deutschen Kaiser und einen deutschen Papst, welch' letzterer

dazu noch Leo hieß. Der Kaiser war Heinrich III., der Papst der hl. Leo IX. Als nämlich Kaiser Heinrich III. im Jahre 1048 auf Ansuchen römischer Gesandten seinen nahen Verwandten, den frommen Bischof Bruno von Toul, aus dem Geschlechte der Grafen von Dachsburg im Elsaß zum Papste bezeichnete, wollte dieser die Wahl nur unter der Bedingung annehmen, daß er vom römischen Klerus und Volke in rechtmäßiger Weise gewählt werde. Er zog daher als einfacher Pilger nach Rom. Dadurch gewann er die

Herzen der Römer. Er wurde mit Freude aufgenommen und bestieg als Leo IX. den päpstlichen Stuhl. Damals herrschten die wilden Normannen in Unteritalien und drückten die armen Bewohner in grausamer Weise. Auch Benevent, das sich, um Schutz gegen sie zu finden, im Jahre 1051 dem heiligen Stuhle unterworfen hatte, wurde hart bedrängt. Umsonst hatte Papst Leo IX. die rauhen Krieger um Schonung angefleht. Da zog er endlich selbst mit einem aus Deutschen und Italienern bestehenden Heere gegen sie. Aber in der Nähe von Benevent wurde sein Heer geschlagen, der Papst selbst gefangen. Doch jetzt geschah das Unerwartete. Ergriffen von Ehrfurcht vor dem heiligen Manne warfen sich die Sieger dem Besiegten zu Füßen, baten ihn um Buße und Segen, und geleiteten ihn unter den größten Ehrenbezeugungen in die Stadt und nahmen alle ihre Eroberungen von ihm zu Lehen. So war Benevent durch Papst Leo IX. dauernd in den Besitz der römischen Kirche übergegangen.

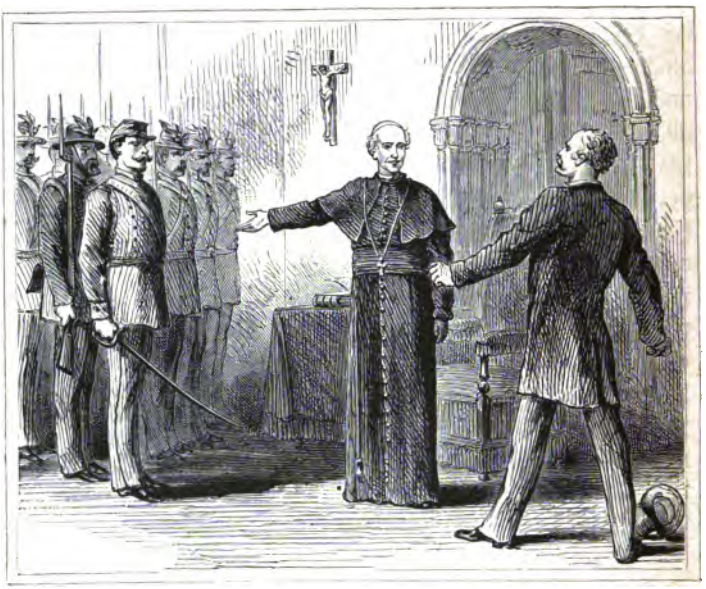
Im Februar 1838 kam nun ein Mann als Delegat in diese Stadt, welcher die Würde und den Namen des hl. Leo IX. erben sollte. Die Aufgabe, welche seiner hier wartete, war keine leichte. Pecci fand die Provinz in einem bedenklichen Zustande. Drückende Steuern, Stocken von Handel und Verkehr, allgemeine Unsicherheit in Folge des Banditenwesens hielten jeden Aufschwung des Landes darnieder. Die Stadt zählte viele adelige Familien, in welchen der Geist der Widersetzlichkeit und Unabhängigkeit seit den mittelalterlichen Kämpfen der Adelsfactionen immer noch fortlebte. Ihre Häuser und Schlösser waren eine Art kleiner Festungen, hinter den Mauern derselben gewährten sie den mit ihnen verbündeten Räubern Zuflucht und Schutz, und wenn die Polizei sie dort aufsuchen wollte, pochten sie auf die Unverletzlichkeit ihrer Stammsitze. Bei diesem völlig gesetzwidrigen Treiben stützten sie sich auf einflußreiche Familienverbindungen in den höchsten Kreisen Roms, durch welche sie Delegaten, welche Ordnung schaffen wollten, mit Absetzung bedrohten. So wußten sie die Thätigkeit der Regierung lahm zu legen und die alten verrotteten Zustände fortzuerben. Und ein junger Mann von 27 Jahren sollte nun der rechte Arzt für solche Uebel sein! Die Briganten und ihre vor-

nehmen Hehler lachten gemüthlich in's Fäustchen. Das Lachen sollte ihnen indessen bald genug vergehen. /

Pecci hatte die ganze traurige Lage seiner Delegation sofort mit einem ungewöhnlichen politischen Scharfblick durchschaut. Wollte er seine Aufgabe, die Provinz in materieller Beziehung emporzuheben, erfolgreich lösen, so mußte vor Allem das unselige Räuberwesen gründlich ausgerottet werden. An dieses schwierige Werk ging er alsbald mit bewundernswürdiger Umsicht und Festigkeit. Er unterbreitete Gregor XVI. seine bezüglichen Pläne, und fand bei dem Papste, der ihm sein vollstes Zutrauen schenkte, unbedingte Billigung und Aufmunterung. Damit war er aber erst nach der einen Seite gesichert. Benevent war vom Kirchenstaat abgetrennt und ringsum vom Gebiete des Königreichs Neapel umschlossen, wie eine Insel im Meere. Ohne Mitwirkung der neapolitanischen Regierung konnte er daher seinen Plan nicht durchführen. Auf diese Mitwirkung rechnete aber Pecci um so mehr, als die Räuber auch in diesem Reiche ihr Unwesen trieben, und wenn sie von den neapolitanischen Truppen verfolgt wurden, auf das päpstliche Gebiet von Benevent flüchteten und so der Regierung spotteten. Pecci reiste also selbst nach Neapel, wo damals König Ferdinand II. regierte. Es ist derselbe Fürst, welcher zehn Jahre später den vor der Revolution aus Rom geflohenen Papst Pius IX. in Gaëta so gastfreundlich aufnahm. Bereitwillig ging der König auf die Vorschläge des Delegaten ein und sagte ihm die Mitwirkung seiner Truppen zu. /

Jetzt war Alles zum entscheidenden Schlage vorbereitet, und es kam nur noch darauf an, durch energisches Vorgehen das Ziel zu erreichen. Seiner eigenen Officiere und Soldaten war der Delegat sicher, denn diese hatten die unwürdige Rolle, die sie bisher den Banditen und deren vornehmen Gönnern gegenüber gespielt hatten, wohl gefühlt. Der entschiedene Wille, die kräftige Hand, welche jetzt an ihrer Spitze stand, erfüllte sie mit Selbstgefühl und Entschlossenheit. So eröffnete denn der Delegat den Feldzug gegen die Banditen und Schmuggler. Diese merkten gleich, daß es diesmal bitteren Ernst galt. Von den Truppen und Polizisten überall aufgespürt und verfolgt, suchten sie in den

Schlössern der Adeligen die bisher immer noch sichernde Zufluchtsstätte. Allein so hatte es der energische Delegat nicht gemeint. Auf seinen gemessenen Befehl drangen die Soldaten auch in diese bisher privilegirten Freistätten und griffen die Schuldigen auf. Das war etwas in Benevent Unerhörtes. Die adeligen Herren erhoben ein gewaltiges Geschrei über die Verletzung ihrer althergebrachten Vorrechte und versuchten den Delegaten durch die gewöhnlichen Mittel einzuschüchtern. /



Delegat und Marchese.

/ Eines Tages kam der mächtigste dieser Herren zum Delegaten und erklärte ihm in drohendem Tone, er werde selbst nach Rom reisen und mit dem Absetzungsdecret des Delegaten zurückkehren. „Gut, Herr Marchese," erwiderte Pecci ganz ruhig und kaltblütig, „aber bevor Sie nach Rom gehen, werden Sie ein Vierteljahr im Kerker verbringen und mit Schwarzbrod und Wasser vorlieb nehmen." Und sofort führten die Soldaten den Befehl aus: das Schloß des Marchesen wurde erstürmt, die darin befindlichen Bri-

ganten theils getödtet, theils gefangen. Mit dem Räuberwesen war es in kurzer Zeit vorbei, Pecci völlig Herr der Lage. Das Volk jubelte demjenigen zu, der es von seinen Drängern befreit hatte. Alles erkannte, daß ein klarer Kopf, ein energischer Wille die Zügel führe, und vor einem solchen beugen sich unwillkürlich auch die feindlichen Elemente.

Der Delegat hatte seine erste und schwierigste Aufgabe schnell und glücklich gelöst. Nun traf er mit gleicher Geschicklichkeit die Maßregeln, durch welche der materielle Wohlstand der Provinz gehoben werden sollte.

Benevent ist hauptsächlich auf die Erzeugnisse des Landbaues und deren Verwerthung im Handel angewiesen. Getreide, Wein, Obst, Oel machen den Reichthum des Landes aus. Für den Absatz dieser Producte in den benachbarten neapolitanischen Ortschaften mangelte es aber an guten Straßen. Der Delegat ließ dieselben, nachdem die bezüglichen Verhandlungen mit der neapolitanischen Regierung zu gutem Ende geführt waren, sogleich in Angriff nehmen. Zur Regelung des Zoll- und Mauthwesens erbat er sich von Rom einen in diesem Fache sehr tüchtigen Beamten, Namens Sterbini.

Endlich arbeitete er einen ganz neuen Entwurf zu einem rationelleren Steuersystem aus und legte denselben Gregor XVI. vor. Dieser Papst, sonst Feind jeglicher Neuerung, ertheilte dennoch den Vorschlägen seines Delegaten mit größter Bereitwilligkeit die Genehmigung, und damit hatte Pecci nun sein Ziel erreicht. Die öffentliche Sicherheit war hergestellt, der Arbeitssinn der Bewohner dadurch ermuntert, der Handel kam in Aufschwung und mit dem zunehmenden Wohlstand hob sich in gleichem Verhältniß auch die Steuerkraft der Provinz. Der Delegat hatte die Genugthuung, daß sein Wirken nicht blos in Rom und am Hofe zu Neapel, sondern auch bei den Bewohnern von Benevent selbst allgemeine und dankbare Anerkennung fand. Diese äußerte sich besonders, als der Delegat in eine schwere Krankheit fiel, die sein Leben ernstlich bedrohte. Nicht nur fand er da die allgemeinste Theilnahme, sondern Volk und Geistlichkeit veranstalteten für seine Genesung sogar öffentliche Gebete und Bittgänge mit bloßen Füßen

und in Bußkleidern, und die Freude über seine Wiederherstellung war eine allgemeine und aufrichtige.

Man möchte meinen, alle diese auf die materiellen Bedürfnisse seiner Provinz gerichteten Bestrebungen hätten Zeit und Kraft des Delegaten so vollständig in Anspruch genommen, daß der Priester im Beamten habe aufgehen müssen. Das war aber keineswegs der Fall. Pecci hatte den priesterlichen Beruf mit ganzer Seele erfaßt, und gerade der Umstand, daß er immer zuerst Priester und dann erst bürgerlicher Beamter sein wollte, daß er als Delegat das Muster priesterlichen Lebens und Wandels war, trug am meisten dazu bei, Alle mit Ehrfurcht und Hochschätzung gegen ihn zu erfüllen. Den erzbischöflichen Stuhl von Benevent hatte damals der bereits in den achtziger Jahren stehende Cardinal Bussi inne. Mit diesem würdigen Oberhirten stand der Delegat in den freundlichsten Beziehungen und hatte sich, wie er am 17. November 1878 in seiner Ansprache an eine Gesandtschaft aus Benevent äußerte, dessen Gunst und Vertrauens zu erfreuen gehabt. Zum öfteren begleitete er den Erzbischof auf seinen Visitationsreisen, und wenn er auch, seiner Stellung gemäß, seine Aufmerksamkeit zunächst den materiellen Verhältnissen zuwandte, so war sein scharf beobachtendes Auge doch auch den religiösen Zuständen und Fragen zugekehrt. In kurzer Zeit sammelte er einen reichen Schatz von Lebenserfahrungen aller Art.

Von jeher ein Mann der Wissenschaft, besuchte er gerne die verschiedenen, meistens von Ordensgenossenschaften geleiteten Bildungsanstalten und munterte durch sein Erscheinen und seine theilnehmenden Worte Lehrer und Schüler zu emsiger Thätigkeit auf. Im Jahre 1837, zur Zeit der Cholera, hatten die Einwohner von Benevent das Gelübde gemacht, an Stelle des kleinen Kirchleins der „Mutter der Gnaden" eine neue schöne Kirche zu bauen. Am Dreifaltigkeitsfeste 1839 sollte die feierliche Grundsteinlegung stattfinden. Der Cardinal-Erzbischof befand sich zu dieser Zeit Geschäfte wegen eben in Rom, und von dort aus ertheilte er nun dem Delegaten die Vollmacht, an seiner Stelle die Ceremonie vorzunehmen. Das war für diesen nicht blos ein Beweis hohen Vertrauens, sondern auch ein erwünschter Anlaß, wo er seine

innige Liebe zur göttlichen Mutter öffentlich bekunden konnte. Daher bot er Alles auf, die Feier zu einer recht glänzenden zu machen. Umgeben von der Geistlichkeit, gefolgt von den Civil- und Militärbehörden, vollzog er unter Theilnahme der ganzen Bevölkerung die sinnvollen Ceremonien der Grundsteinlegung, und so sehr verstand er es, die Beneventaner für das Werk zu begeistern, daß sie nicht blos durch freiwillige Gaben den Bau förderten, sondern vielfach selbst Hand anlegten. Der Delegat war aber auch so sehr die eigentliche Seele des Unternehmens, daß der Bau nach seiner Abberufung in's Stocken gerieth und nie zur Vollendung gelangte.

Unter einer solchen rastlosen Thätigkeit für den zeitlichen Wohlstand und die geistigen Interessen der ihm anvertrauten Provinz waren nun drei Jahre verflossen. Pecci sah seine Bemühungen von dem glänzendsten Erfolge gekrönt, das Schwierige seiner Aufgabe überwunden, sich selbst von der allgemeinen Achtung und Liebe der Beneventaner umgeben. Wenn er den Zustand der Provinz im Jahre 1841 mit dem verglich, den er zu Anfang des Jahres 1838 vorgefunden, so mußte er sich mit einem dankbaren Blicke zum Himmel gestehen, daß Gott seine redlichen Arbeiten im reichsten Maße gesegnet hatte. Von nun an konnte er ohne weitere große Anstrengungen die reifenden Früchte ernten.

Aber Gregor XVI. und sein Staatssecretär Cardinal Lambruschini hatten inzwischen das Wirken des Delegaten mit höchster Befriedigung beobachtet. Eine solche außergewöhnliche Arbeitskraft forderte ein ausgedehnteres Arbeitsfeld. Durch ein Decret vom 12. Juni 1841 wurde Pecci zum Delegaten von Spoleto ernannt. Spoleto liegt in Umbrien und ist Hauptort der gleichnamigen Delegation, welche etwas über 100,000 Einwohner zählte. Die Kunde von der Abberufung ihres verehrten Delegaten erfüllte die Bewohner von Benevent mit tiefer und aufrichtiger Trauer. Gar wohl erkannten sie, was sie ihm zu danken hatten, und dieser dankbaren Gesinnung gaben sie in den Tagen des Abschiedes auch den herzlichsten Ausdruck. Der Delegat aber hat den Schauplatz seines ersten Wirkens auch seinerseits immer in freundlichem Andenken behalten.

Pecci reiste nach Rom, wo er die Weisungen für seinen neuen Posten empfangen sollte. Inzwischen berief ihn aber Gregor XVI. auf eine noch wichtigere Stelle, indem er ihn schon am 17. Juli zum Delegaten von Perugia ernannte. In dieser Beförderung lag ein Beweis großen Vertrauens; denn Perugia war ein äußerst schwieriger Posten. Einmal zählte die Delegation an 200,000 Einwohner, war also nach Bologna die volkreichste Provinz des Kirchenstaates, und dann waren die politischen Zustände in derselben höchst unerquickliche. Hatte Pecci in Benevent mit dem Räuberwesen zu kämpfen gehabt, so sollte er sich in Perugia einem weit gefährlicheren Feinde, dem Geiste des Aufruhrs und der Revolution gegenüber finden. Bei der Thronbesteigung Gregor's XVI. im Jahre 1831 war dieser Geist in hellen Flammen aufgelodert und nur durch den Einmarsch von österreichischen Truppen gebändigt worden. Aber im Geheimen gährte es fort: die Zuchtlosigkeit erreichte einen hohen Grad, und die Schwäche der Behörden, welche keinen ernsten Widerstand leisten wollten oder konnten, ließ das Uebel immer weiter um sich greifen. Hier konnte nur ein überlegener Geist, der kluges Maßhalten mit unbeugsamer Willensstärke vereinigte, etwas ausrichten. Einen solchen Geist glaubte Gregor XVI. in Pecci gefunden zu haben./

Der neue Delegat erhielt die Weisung, sofort an seinen Posten abzugehen. Der Papst hatte nämlich beschlossen, noch im Herbste des Jahres 1841 die beiden Provinzen Umbrien und Picenum zu besuchen. Durch persönliche Einsichtnahme in die Verhältnisse und Bedürfnisse seines Volkes wollte er seine väterliche Fürsorge für dasselbe bezeugen und dadurch dem revolutionären Geiste entgegenwirken. Die nächste und wichtigste Aufgabe des neuen Delegaten bestand also darin, die Vorbereitungen zum Empfange des heiligen Vaters zu treffen. — Es war in der zweiten Hälfte des Juli, als Pecci, auf der von Rom nach Norden führenden Straße herkommend, Perugia, die Hauptstadt seiner Delegation, zum ersten Male erblickte. Die Stadt, welche damals etwa 16,000 Einwohner zählen mochte, liegt sehr malerisch auf einem schroff abfallenden Bergrücken, welcher mehrere, durch Schluchten getrennte Anhöhen in sich schließt. Den höchsten Punkt

krönt ein finsterer alterthümlicher Bau, die Citadelle, welche Papst Paul, ein kräftiger Herrscher aus dem Hause der Borgheſe, im 16. Jahrhundert erbaut hatte, um die sich immer wieder empörenden Adelsparteien im Zaume zu halten. Ueber das Festungsthor setzte er die Worte: Ad coërcendam Perusinorum audaciam, d. h. zur Bändigung des Uebermuthes der Perusiner. Aus der unregelmäßig durch einander gelagerten Häusermasse ragen die Thürme von hundert Kirchen empor, von denen manche durch Alter und Bauart, wie durch reichen Schmuck von Gemälden für die Kunstgeschichte von hoher Bedeutung sind.

Perugia, schon durch seine Lage eine natürliche Festung, spielte in der Geschichte eine bedeutende Rolle. Im achten Jahrhundert kam es zum Kirchenstaat. Seinen Glanzpunkt erreichte es im dreizehnten Jahrhundert, wo der große Papst Innocenz III. hier seine Tage beschloß und in der Domkirche die letzte Ruhestätte fand. Fünf Päpste wurden in Perugia gewählt und machten die Stadt zeitweilig zu ihrer Residenz. Noch zeugen nebst den vielen Kirchen einzelne großartige Bauwerke, vor allen der Dom und das Rathhaus, von der einstigen Macht Perugia's, und noch leuchtet ein Schimmer ehemaligen Glanzes über der Stadt, welche als der Mittelpunkt der berühmten umbrischen Malerschule einen so großen Reichthum von Meisterwerken des Pinsels in Kirchen und öffentlichen Gebäuden aufzuweisen hat, daß sie unter allen italienischen Städten — die Hauptstädte ausgenommen — leicht den ersten Rang beanspruchen dürfte. Schon im zwölften Jahrhundert waren die Maler hier so zahlreich, daß sie eine eigene Zunft bildeten. Den Höhepunkt bezeichnet aber der Meister Pietro Vannucci, gewöhnlich Perugino (der Perusiner) genannt, und sein noch größerer Schüler Rafael.

Für Pecci sollte Perugia eine Bedeutung bekommen, von der er im Sommer des Jahres 1841 freilich noch keine Ahnung hatte.

Am Fuße des Berges, auf welchem die Stadt liegt, angekommen, fuhr er über die steinerne Brücke, unter welcher der Tiberfluß seine gelblichen Wogen der ewigen Stadt zuwälzt. Die Straße wand sich nun steil bergan und befand sich zudem in so schlechtem Zustande, daß der Reisewagen mit Vorspann von Ochsen

hinaufgeschleppt werden mußte. Zwar wurde seit geraumer Zeit an der Beseitigung dieses Uebelstandes gearbeitet, die Vollendung schien aber noch in die Ferne gerückt. Der neue Delegat konnte hier gleich bei seinem ersten Eintreffen die nächste seiner Aufgaben in Augenschein nehmen.

Ein vortrefflicher Ruf war ihm von Benevent her nach Perugia bereits vorausgegangen und trug wesentlich zur Erleichterung seiner schwierigen Stellung bei. Seine Amtswohnung nahm er im Delegatenpalaste, einem zunächst an das Stadthaus anstoßenden Gebäude. Wie in Benevent mit dem Cardinal Bussi, so trat der Delegat auch in Perugia mit dem würdigen Bischof Cittadini, welcher schon seit 1818 den Hirtenstab führte, in die herzlichsten Beziehungen, und das einträchtige Zusammengehen der geistlichen und weltlichen Regierung war auch hier von segensreichen Folgen.

Dem Delegaten lagen nun vor Allem die Vorbereitungen auf einen würdigen Empfang des Papstkönigs am Herzen. Durch sein edles, gemessenes Auftreten gewann er gleich in den ersten Wochen die Herzen der Einwohner und rief einen für die päpstliche Regierung günstigen Umschwung in der öffentlichen Stimmung hervor. Rastlos thätig förderte er die Arbeiten an der neuen Straße Tag und Nacht, wußte auch durch allerlei Mittel die Arbeiter bei gutem Willen zu erhalten. Man merkte wohl, daß er im Straßenwesen in Benevent eine gute Schule durchgemacht hatte. Statt Monate genügten unter seiner Leitung Wochen, das Werk fertig zu stellen.

Am 25. September erschien Gregor XVI. Als der erste fuhr er auf der neuen Straße, die ihm zu Ehren den Namen Gregorstraße erhielt, zu dem hochgelegenen Perugia hinauf. Noch wohlthuender für das Herz des Papstes war aber der begeisterte Empfang von Seite einer Stadt, welche ihm zu Anfang seiner Regierung durch ihre Empörung so vielen Kummer verursacht hatte. Was für einen Antheil der neue Delegat an diesem erfreulichen Umschwung der Stimmung hatte, war dem Papste sehr wohl bekannt. Gregor wußte ein solches Verdienst aber auch nach Gebühr zu würdigen und zeichnete daher seinen Delegaten in auffallender

Weise aus. Derselbe mußte immer um ihn sein. Vier Tage verweilte er in Perugia und besuchte in Begleitung Pecci's die Merkwürdigkeiten, die wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten, erkundigte sich um die Bedürfnisse und Wünsche der Provinz und zeigte so, daß sich die geistlichen Herrscher eben so sehr wie die weltlichen um das zeitliche Wohl ihrer Unterthanen kümmern, und daß der alte Spruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen," nicht so ganz aus der Luft gegriffen sei.

Höchst befriedigt schied Gregor XVI. aus der Hauptstadt von Umbrien. Für den Delegaten war dieser Besuch nicht blos eine Anerkennung, sondern auch eine Aufmunterung, auf der betretenen Bahn muthig und freudig vorwärts zu gehen.

Hatten ihn die Vorbereitungen auf den Besuch des Papstes bis jetzt ausschließlich an die Hauptstadt gefesselt, so konnte er nun seine Fürsorge auch den andern Ortschaften seiner Delegation zuwenden. Sie zählte zahlreiche kleinere Städte, wie Foligno, Citta di Castello, Assisi, Novara und eine Menge Dörfer und Landgemeinden. Der Delegat besuchte alle, nahm überall Einsicht vom Stande der Dinge, um darnach seine Maßregeln berechnen, Uebelstände beseitigen und geeignete Mittel zur Förderung des Wohlstandes ergreifen zu können. Kein Zweig der Verwaltung entging ihm, und ein neuer Geist schien in die früher etwas eingerostete Regierungsmaschine gekommen zu sein. Ruhe, Ordnung, strenge Gesetzlichkeit herrschten in der Hauptstadt, wie auf dem Lande. Es kam dahin, daß einmal eine ganze Woche lang alle Gefängnisse in der ganzen Provinz gänzlich leer standen. Der Delegat griff aber auch überall, wo es nöthig schien, persönlich ein. So waren ihm einmal Klagen zu Ohren gekommen, daß die Bäcker zu leichtes Brod machten. Gut. Eines Morgens erscheint der Delegat selbst mit mehreren Begleitern in sämmtlichen Bäckerläden, läßt das Brod abwägen, das zu leicht befundene nach seinem Palaste bringen und dort unter die Armen der Stadt austheilen. Das machte ihn populär. Aber auch die vornehmen Kreise der Gesellschaft konnten dem tüchtigen Beamten, dem überlegenen Geiste ihre hohe Achtung nicht versagen. Entschiedenheit, klaren Blick in die wirklichen Verhältnisse, weises Maßhalten, unbestechliche Gerechtig-

keit verband er mit einem warmen, aufrichtigen Intereſſe für die Provinz, und wenn je ein Delegat den revolutionären Geiſt bannen, das Band zwiſchen dem Herrſcher und den Unterthanen wieder feſter hätte knüpfen können, Pecci wäre dieſer Mann geweſen. Den Beweis dafür lieferte der Magiſtrat der Stadt ſelbſt, welcher, als Pecci nach anderthalb Jahren ſchon wieder aus ſeinem Wirkungskreis ſcheiden mußte, die Verdienſte des Delegaten in einer eigenen Gedenktafel der Nachwelt zu überliefern beſchloß.

Wie die Peruſiner ihren Delegaten im Andenken behielten, wird der weitere Verlauf der Erzählung bald zeigen. Vom 17. Juli 1841 datirte die Ernennung Pecci's zum Delegaten von Perugia, am 17. Januar 1843 erfolgte ſeine Berufung auf einen anderen Poſten.

4. Capitel.

Der Nuntius. (1843—1846.)

Pecci wird zum apostolischen Nuntius in Brüssel ernannt und zum Erzbischof geweiht. — Reise nach Belgien. — Vielseitige Thätigkeit daselbst. — Ausflug nach Deutschland. — Besuch in England. — Rückkehr nach Rom.

Die ausgezeichneten Dienste, welche Pecci in allen seinen bisherigen Stellungen geleistet, ließen Gregor XVI. in ihm den Mann erkennen, der einst eine Stütze der Kirche werden könnte. Daher beschloß er, ihn auf einen Posten zu berufen, welcher ihm trotz seiner Jugend in möglichst kurzer Zeit den Zutritt zum heiligen Cardinalscollegium eröffnen sollte. Der Delegat von Perugia wurde am 17. Januar 1843 zum apostolischen Nuntius in Belgien ernannt. Damit war wieder ein entscheidender Wendepunkt im Leben unseres heiligen Vaters eingetreten. Aus dem niedern Bereich blos weltlicher Verwaltungsgeschäfte wurde er durch die göttliche Vorsehung auf einen Posten gestellt, von dem aus er einen weiten Ausblick auf die kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit gewann und dieselben gründlich kennen lernte.

Die Nuntien sind die Stellvertreter des Oberhauptes der katholischen Kirche. Sie führen bei den verschiedenen Staaten die Verhandlungen mit den Regierungen beim Abschluß von Vereinbarungen (Concordaten) zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse eines Landes, wachen über deren Aufrechthaltung, übermitteln die Bullen und Schreiben des Papstes und der römischen Congregationen an die Regierungen und Bischöfe, dienen diesen hinwieder als die regelmäßigen Vermittler mit dem Oberhaupte der Kirche, haben über die religiösen Verhältnisse des Landes, die Ernennung neuer Bischöfe, die Reinerhaltung der Glaubenslehre an den theologischen Lehranstalten u. s. w. nach Rom zu berichten, und verschaffen so dem heiligen Vater den Gesammtüberblick über die

Lage, die Bedürfnisse und Gefahren, das Tröstliche und Bedenkliche in der ganzen katholischen Welt, damit er mit voller Sachkenntniß überall die geeigneten Maßnahmen treffen und seines obersten Hirtenamtes zum Wohle der heiligen Kirche walten könne. Das Amt eines Nuntius ist daher ein sehr wichtiges. Daraus erklärt es sich, warum die Nuntien, wenn sie einige Zeit ihre Stellen verwaltet haben, zu Cardinälen befördert und so in den obersten Rath aufgenommen werden, welcher dem heiligen Vater in der Regierung der ganzen Kirche zunächst an der Seite steht. Das heilige Cardinalscollegium schließt also immer gerade diejenigen Männer in sich, welche Gelehrsamkeit und Frömmigkeit mit einer reichen Lebenserfahrung verbinden, die einzelnen Länder, deren politische und religiöse Verhältnisse, deren Charakter und Eigenthümlichkeiten aus eigener Anschauung genau kennen und dadurch Alles besitzen, was eine solche Versammlung zur Lösung ihrer hohen und schwierigen Aufgabe befähigen kann. Und da hinwiederum aus diesem Cardinalscollegium der allgemeine Vater der Christenheit gewählt wird, so zeigt sich schon hierin — auch vom blos menschlichen Standpunkte aus betrachtet — die weise Einrichtung der heiligen Kirche.

Wenn die Vorsehung also den Delegaten von Perugia zum Nuntius am belgischen Hofe berief, so hatte sie dabei ihre freilich noch verborgene Absicht. — Als Stellvertreter eines geistlichen Souverains muß der Nuntius selbst auch einen höheren geistlichen Rang einnehmen. Gregor XVI. erhob daher im Consistorium vom 27. April 1843 Pecci zum Erzbischof von Damiette in partibus. Die bischöfliche Weihe, welcher nebst vielen Prälaten auch der belgische Gesandte beim heiligen Stuhle, Graf d'Oultremont, beiwohnte, fand am 19. Februar in der Kirche des hl. Laurentius auf dem viminalischen Hügel statt. Consecrator war der Cardinal Lambruschini, welcher in seiner Eigenschaft als Staatssecretär die Beziehungen des heiligen Stuhles mit den Staaten zu leiten hatte, und an den daher die Nuntien zunächst angewiesen waren.

Nachdem der neue Erzbischof seine Vorbereitungen getroffen, nahm er Abschied von Gregor XVI. Er sollte ihn lebend nicht mehr sehen. Anfangs März reiste Pecci über Civitavecchia nach

Marseille und verweilte auf der Weiterreise einige Tage in Lyon bei Cardinal Bonald, sowie in anderen Städten Frankreichs. Die vier Wochen der Reise benutzte er dazu, die französische Sprache sich eigen zu machen. Wenn auch der Italiener diese der seinigen verwandte Sprache leichter erlernt, als der Deutsche, so zeugt es doch immerhin von nicht gewöhnlicher Begabung, daß Pecci dieselbe schon ganz geläufig sprach, als er am 11. April 1843 in der belgischen Hauptstadt Brüssel eintraf. Hier erwartete ihn sein Vorgänger, Msgr. Fornari, sein ehemaliger Lehrer in der Akademie, welcher jetzt zum Nuntius in Paris bestimmt war. Von ihm erhielt er noch manche Mittheilungen, die ihm in seiner neuen Stellung von Nutzen sein mußten, und wurde bei Hofe und in den Kreisen des hohen belgischen Adels eingeführt.

Der Wirkungskreis des neuen Nuntius war in vielfacher Beziehung ein sehr erfreulicher. Unter einer freien Verfassung blühte in Belgien seit 1830 rasch ein reges katholisches Leben empor. Das kleine Ländchen lieferte neuerdings den Beweis, daß die katholische Kirche nicht, wie die sogenannten Staatskirchen, auf die Unterstützung der weltlichen Macht angewiesen und somit eine Art Staatsanstalt ist, sondern daß sie nur Freiheit bedarf, um dann durch die eigene, ihr innewohnende Kraft ihre segensreiche Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu entfalten. Der religiöse Geist drang mit Macht in alle Stände des Volkes ein und schuf überall Schulen und Unterrichtsanstalten, Bruderschaften, männliche und weibliche Ordensgenossenschaften für die Erziehung der Jugend, die Pflege der Kranken, die Linderung aller Arten menschlichen Elendes.

In einem solchen Lande mußte derjenige, welcher die Stelle des heiligen Vaters vertrat, eine höchst angesehene und einflußreiche Persönlichkeit sein. Der neue Nuntius besaß aber auch alle für dieses Amt erforderlichen Eigenschaften. In Brüssel, wie früher in Perugia und Benevent, war ihm ein guter Ruf vorausgegangen. Pecci rechtfertigte denselben durch sein Auftreten, seinen feingebildeten Geist, seine Gewandtheit in den Geschäften alsbald in glänzender Weise. Der Gelehrte, der treffliche Administrator bewährte sich als einen ebenso ausgezeichneten Diplomaten.

Leopold I., der seit 1831 die belgische Krone trug, war zwar als Prinz aus dem Hause Sachsen-Coburg Protestant, ließ aber als staatskluger Politiker seine Stellung als Fürst eines ganz katholischen Landes nie außer Acht. Der päpstliche Nuntius war bei ihm eine oft und gern gesehene Persönlichkeit, und der König bemerkte bald, daß der dreiunddreißigjährige Erzbischof nicht blos in kirchlichen, sondern auch in politischen Dingen gut bewandert sei. Deswegen unterhielt er sich gerne mit ihm über Staatsangelegenheiten, zog ihn öfters zu Rathe, legte ihm manchmal Schwierigkeiten vor. Einmal, als Pecci eben eine verwickelte Frage zur höchsten Zufriedenheit des Königs gelöst hatte, brach dieser in die Worte aus: „Herr Nuntius, Sie sind ein eben so geschickter Politiker als ausgezeichneter Prälat."

Noch im Sommer des Jahres 1843 wurde die Eisenbahn von Namur nach Brüssel durch den König feierlich eröffnet. Auch der Gesandte des hl. Vaters nahm, der an ihn ergangenen Einladung folgend, an dem Feste Theil, und zeigte dadurch, daß die Kirche, die Hüterin der höchsten, überirdischen Güter der Menschheit, den irdischen und materiellen Interessen keineswegs gleichgiltig oder gar feindselig gegenüberstehe. /

Zur königlichen Familie trat der Nuntius in ein sehr intimes Verhältniß. Die Königin, Louise von Orleans, eine Tochter des französischen Königs Ludwig Philipp, war eine fromme Fürstin. Sie hatte drei Kinder: Leopold, der jetzige König, damals neun Jahre alt; Philipp Eugen, Prinz von Flandern, und Charlotte, die spätere Gemahlin des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Da der König Protestant war, lag die katholische Erziehung der Kinder der Mutter allein ob. Sie verehrte in dem Nuntius einen Priester von musterhafter Tugend und betrachtete es daher als ein Glück, daß derselbe oft im engern Kreise der königlichen Familie erschien. Die Kinder gewannen den Prälaten, der von jeher ein großer Kinderfreund gewesen, bald außerordentlich lieb, lauschten gerne seinen Erzählungen, drängten sich mit kindlicher Unbefangenheit an ihn heran, so daß die Königin der unschuldigen Zudringlichkeit oft wehren mußte, wenn dieselbe allzuweit gehen wollte. Auf ihre Bitten segnete er dann die Kleinen

und unterließ nie, auf diese oder jene Weise die religiöse Seite in den zarten Kinderherzen anzuschlagen. Mehr als zwanzig Jahre später, nachdem Leopold II. seinem im Jahre 1866 verstorbenen Vater auf dem belgischen Throne gefolgt war, sagte Pecci zu einem Pfarrer aus Brüssel, der ihn in Perugia besuchte: „Ich habe den Vater Ihres jetzigen Königs und seine fromme Mutter sehr gut gekannt. Die königliche Familie hat mich stets einer huldvollen Vertraulichkeit gewürdigt; den kleinen Leopold, damals Herzog von Brabant, Ihren jetzigen König, habe ich oft auf meinen Armen getragen. Ich erinnere mich, daß die Königin, die eine überaus fromme Dame war, mich manchmal bat, den Kronprinzen, welcher damals etwa neun Jahre zählen mochte, zu segnen, damit Gott ihm die Gnade schenke, ein guter Herrscher zu werden, und ich habe ihm wiederholt meinen Segen gespendet."

Dieses freundschaftliche Verhältniß zur Herrscherfamilie machte es dem Nuntius nicht blos leicht, das beste Einvernehmen zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhle zu pflegen, sondern er erlangte durch seinen persönlichen Einfluß im Interesse der Kirche auch Manches, was ein Anderer wohl kaum erreicht hätte.

Ueberall, wo es sich um religiöses Leben, religiöse Unternehmungen, kirchliche Bildungsanstalten handelte, griff der Stellvertreter des hl. Vaters theilnehmend, vermittelnd, fördernd ein.

Zweimal des Jahres traten die belgischen Bischöfe zu Conferenzen über die religiösen Angelegenheiten des Landes zusammen. Der Nuntius nahm an denselben lebhaften Antheil, und als die Gründung eines belgischen Seminars in Rom beschlossen wurde, vermittelte er die bezüglichen Unterhandlungen, welche durch ein Breve Gregor's XVI. vom 7. November 1844 zu einem glücklichen Abschluß gelangten. Er konnte daher als einer der Mitbegründer dieser Anstalt gelten, in welcher er später als Bischof von Perugia, wenn ihn Geschäfte nach Rom führten, mit Vorliebe seine Wohnung zu nehmen pflegte. Dafür gewährte er aber auch Zöglingen dieses Seminars während der Ferien in seinem Palaste zu Perugia gastliche Aufnahme, und belgische Priester kehrten auf ihren Romreisen gerne bei dem ehemaligen Nuntius ein, bei dem sie eines herzlichen Empfanges stets versichert sein konnten. /

Gerne nahm er an religiösen Feierlichkeiten Antheil. Häufig erschien er in den Collegien der Hauptstadt, wohnte den Prüfungen und Vorträgen der Schüler bei, spendete selbst die erste heilige Communion. Aber auch in anderen Städten des Landes, wohin er auf seinen Reisen öfters kam, zogen ihn die Bildungsanstalten der Jugend immer am meisten an, weil er der Ueberzeugung lebte, daß von der Schule die Zukunft eines Landes vornehmlich abhänge.

Weitaus die großartigste und wichtigste Bildungsanstalt des Landes war die damals schon berühmte katholische Hochschule in Löwen, die sich einen weit über die engen Grenzen des kleinen Belgien hinausgehenden Ruf erworben. Ihr galt schon im Sommer 1843 der erste Besuch des Nuntius. Was auch in Deutschland von vielen eifrigen Katholiken schon so lange als dringendes Bedürfniß gefühlt wurde, was Irland und England bereits besitzen, was Frankreich nach langen und schweren Kämpfen in den letzten Jahren endlich auch erreicht hat, das besitzt Belgien schon — eine freie, vom katholischen Geiste getragene Universität. Da die belgische Verfassung auch die Unterrichtsfreiheit garantirte, beeilten sich die Bischöfe in Verein mit dem katholischen Volke, von diesem Rechte sofort Gebrauch zu machen. Sie sammelten die erforderlichen Geldmittel, und schon im Jahre 1834 konnte die Universität in Mecheln eröffnet werden, von wo sie im Jahre 1836 in die alte Musenstadt Löwen verlegt wurde. Sie stand ausschließlich unter der Leitung der Bischöfe, zählte nur religiös gesinnte Männer zu Lehrern, und leistete den beiden Staatsuniversitäten in Brüssel und Gent gegenüber den Beweis, daß Religion und Wissenschaft keine feindlichen Mächte, sondern Schwestern sind, die eine himmlischer, die andere irdischer Abkunft, die Hand in Hand gehend das Ideal wahrer Bildung am schönsten zu verwirklichen vermögen. Mit 86 Schülern eröffnet, blühte die Anstalt rasch empor, und zählte zur Zeit, als Pecci nach Belgien kam, bereits 776 Studirende der verschiedenen Facultäten, eine Zahl, die seither bis auf vierzehnhundert angewachsen ist.

Die Feierlichkeit, zu welcher sich der apostolische Nuntius in Begleitung des Bischofs von Nancy an der Hochschule einfand, war die Verleihung der Doctorwürde. Nachher wurde der Stell-

vertreter des hl. Vaters im Bibliothekſaale durch eine Geſandtſchaft der Studirenden begrüßt, und der Sprecher derſelben, ein Studirender der Rechte aus Namur, ſchilderte in ſchwungvoller Rede die Anſprüche, welche ſich der Nuntius auf die Hochſchätzung und Liebe der Belgier erworben. In ſeiner Antwort ſprach dieſer zuerſt ſeine hohe Befriedigung über das ſichtliche Gedeihen der Anſtalt aus und fügte dann unter Anderem hinzu: „Ja, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Univerſität Löwen leben noch fort; Sie, meine Herren, ſind berufen, dieſelben durch Ihre Arbeiten ſtets lebendig zu erhalten. Sie haben die Bahn Ihrer Vorgänger eingeſchlagen und zeigen ſchon jetzt, was Kirche und Vaterland von Ihnen erwarten dürfen. Harren Sie auf dieſem Wege ſtandhaft aus, und Sie dürfen eines glänzenden Erfolges ſicher ſein. Ich ſelbſt aber blicke mit freudiger Genugthuung auf dieſe herrliche, jugendliche Schaar, die von ſo edlen Geſinnungen belebt und ohne Zweifel dazu auserſehen iſt, dereinſt das Glück Ihres Vaterlandes auszumachen.“

Dieſe Worte, verbunden mit dem lebhaften Intereſſe, womit der Nuntius die Einrichtungen und wiſſenſchaftlichen Sammlungen der Univerſität im Einzelnen in Augenſchein nahm und ſeine Freude darüber äußerte, gewannen ihm die Herzen der Lehrer und Studirenden in hohem Maße, und die Erinnerung an dieſen Beſuch erloſch an der belgiſchen Hochſchule ebenſo wenig, wie im Herzen des Beſuchers. Als dieſer daher vierunddreißig Jahre ſpäter den päpſtlichen Stuhl als Leo XIII. beſtieg, äußerte ſich die Freude der katholiſchen Studenten in beſonders glänzenden Kundgebungen.

Ein engliſcher Convertit, welcher den Nuntius im Jahre 1844 in Brüſſel beſucht hatte, äußerte: „Niemals begegnete ich einem Manne von heiligmäßigerem Ausſehen und ſchönerer Haltung.“ Dieſe Haltung bewahrte er überall, in den Kreiſen des Hofes wie in der Geſellſchaft der Biſchöfe und der Geiſtlichen, in den Salons des hohen Adels, wie nicht minder im Verkehr mit den Diplomaten. Nicht immer beobachteten dagegen die letzteren denſelben Takt. Pecci war einſt zur königlichen Tafel geladen, und er hatte ſeinen Platz zufällig neben einem ſolchen Herrn erhalten, der ihn während der ganzen Tafel mit allerlei Anſpielungen und ſpitzigen

Bemerkungen neckte. Der Nuntius nahm diese Taktlosigkeit schweigend hin. Nach aufgehobener Tafel trafen beide in einem Kreise von Gästen zusammen, und nun bot jener feine Diplomat mit höhnischem Lächeln dem Nuntius eine Prise aus einer Tabaksdose an, auf welcher ein unzüchtiges Weibsbild dargestellt war. Jetzt hielt Pecci nicht mehr an sich und bemerkte ruhig und ernst: „Herr Graf, das ist wohl Ihre Geliebte.“ Dieser war durch das Wort tief beschämt; er wußte nichts zu erwidern und zog sich eilig zurück, während die Umstehenden dem Nuntius ihren Beifall ausdrückten, daß er den Ungezogenen so trefflich abgefertigt habe.

Das rauhe Klima Belgiens sagte indessen der ohnedies schwächlichen Constitution des Südländers nicht zu, und der Nuntius mußte auf den Rath der Aerzte bei Cardinal Lambruschini um Enthebung von seinem Posten nachsuchen. Bevor er aber aus seinem Wirkungskreise schied, wollte er zuvor noch unser deutsches Vaterland besuchen, mit eigenen Augen Land und Leute, sowie die kirchlichen Verhältnisse in demselben sich ansehen.

Es war im April 1845, als er diese Reise antrat. Sie ging in die schönen Rheinlande, wo deutsches Wesen von jeher am reinsten und kräftigsten sich ausgeprägt hat, und das katholische Leben eben erst einen neuen herrlichen Aufschwung genommen hatte. Aachen, die altehrwürdige Kaiserstadt Karl's des Großen, sah den Nuntius drei Tage in ihrer Mitte. Begleitet von Probst Großmann und Domdechant Keller besuchte er die Alterthümer derselben, vor allen das Münster. Es ist das Werk und zugleich das Grabmal des gewaltigen Herrschers, welchem ein Papst Leo, der dritte dieses Namens, im Jahre 800 die römische Kaiserkrone auf das Haupt setzte und damit die großartige christliche Idee vom einträchtigen Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Gewalt zum Heile der Völker verwirklichte.

Von Aachen ging es nach dem heiligen Köln. Zehn volle Tage weilte der Nuntius in den Mauern der Stadt, welche ihrer höchst merkwürdigen Kirchen wegen nicht mit Unrecht „das deutsche Rom“ heißt, einen Namen, den Köln aber damals auch noch in anderer Beziehung verdiente. Von hier war nämlich der Anstoß zum neuen katholischen Leben ausgegangen; hier hatte im Jahre

1837 der edle Erzbischof Clemens August die Fahne der kirchlichen Freiheit erhoben; hier schlug das Herz der deutschen Kirche am lautesten. Der Nuntius nahm seine Wohnung beim Verweser des Erzbischofs, dem Bischof von Speier und nachmaligen Cardinal Johannes von Geissel. Die beiden Prälaten lernten sich in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins gegenseitig hochschätzen, und wenn der berühmte deutsche Kirchenfürst viele Jahre später (1859) den ehemaligen Nuntius und damaligen Bischof von Perugia einen geist-

Cardinal Johannes von Geissel.

reichen Mann, einen großen Gelehrten und einen tüchtigen Bischof nannte, so hat er in diesen wenigen, aber treffenden Worten das Bild unseres hl. Vaters ganz wahrheitsgetreu gezeichnet.

Das kirchliche Leben in Köln fand dazumal einen äußeren Mittel- und Brennpunkt im Dombau. Der Gedanke, das größte Meisterwerk gothischer Baukunst, den herrlichen Dom nach seinem ursprünglichen Plane zur Vollendung zu führen, hatte besonders durch den großen Görres in den Herzen der deutschen Katholiken gezündet. Im Jahre 1248 begonnen, war der Dombau in's Stocken gerathen, nur der Chor und das Schiff bis zur Krönung

der Fenster war fertig, und Jahrhunderte lang schaute der Krahnen traurig von der Höhe herab auf das tief unter ihm daliegende Häusermeer. So bot das Ganze in seinem ruinenhaften Aussehen ein betrübendes Bild vom Einschlummern des katholischen Lebens.

Als Pecci im Frühling 1845 das heilige Köln besuchte, da wehte freilich ein ganz anderer Geist. Er sah die alte Bauhütte neben dem Dome wieder erstanden, — Hunderte von Steinmetzen meißelten an den Steinblöcken; emsig wurden die behauenen Quaderstücke und künstlichen Zierraten durch Maschinen auf ihren luftigen Standort gefördert; eine religiöse Begeisterung lebte in Meister und Gesellen. Sie ist seitdem nicht mehr erloschen, und ihr ist es zu danken, daß endlich nach 35 weitern Jahren die Kreuzblume auf den beiden Thürmen das Werk der Jahrhunderte krönen wird.

Von Köln fuhr Pecci den herrlichen deutschen Strom aufwärts. An seinem Auge vorüber zogen in bunter Abwechslung freundliche Städtchen, rebenbekränzte Hügel, alte Klöster und Schlösser, Ruinen von reichen Sagen umsponnen und in Liedern gefeiert. Diese mochten dem fremden Reisenden allerdings weniger bekannt sein, als die geschichtlichen Erinnerungen, durch welche alle diese rheinischen Städte, wie Köln, Bonn, Coblenz, Mainz u. s. w. auf den alten römischen Ursprung hinweisen. Hatten sie auch die politische Herrschaft des heidnischen Roms längst von sich abgeschüttelt und selbständig ein herrliches nationales Leben entfaltet, so sah der Gesandte des römischen Pontifex auf seiner Fahrt überall die Beweise von der ungeschwächt fortdauernden Macht jenes christlichen Rom, welches als die katholische Kirche alle Nationen aller Zeiten ohne Beeinträchtigung ihrer Eigenart und freien Entwicklung in sich aufnimmt.

Vorüber an Coblenz, der herrlich gelegenen Geburtsstadt des großen Görres, gelangte er durch die schönsten Partieen des Rheingaues nach der bischöflichen Stadt des hl. Bonifacius. Noch war das goldene Mainz in religiöser Beziehung nicht, was es bald, besonders unter dem ausgezeichneten Bischof Ketteler, für die deutsche Kirche werden sollte. Von hier stund der Weg nach dem katholischen Süddeutschland offen. Doch eine zu lange Abwesenheit

erlaubte dem Nuntius seine amtliche Stellung nicht, und anderseits war er mit der deutschen Sprache doch zu wenig vertraut, um sich so recht frei bewegen zu können. Er wandte sich also wieder westwärts nach der alten Moselstadt Trier, welche der römische Dichter Ausonius das zweite Rom nennt, weil es unter Kaiser Konstantin und mehrern seiner Nachfolger dem alten Rom durch seinen Glanz den Rang streitig machte. Hier fand der Nuntius bei Bischof Arnoldi herzliche Aufnahme und verweilte mehrere Tage.

Trier war erst im Jahre zuvor der Schauplatz einer wahrhaft großartigen Kundgebung katholischen Glaubens gewesen. Bischof Arnoldi hatte nämlich den hl. Rock unsers göttlichen Erlösers zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Und siehe da, es wiederholte sich das Wort des heiligen Evangeliums: „Alles Volk drängte sich an den Erlöser heran, um wenigstens den Saum seines Kleides berühren zu dürfen.“ Erst zu Hunderten, dann zu Tausenden wallten die Pilger nach dem Heiligthum, wuchsen unaufhaltsam, lawinenartig an zu Hunderttausenden, ein heiliger Kreuzzug im 19. Jahrhundert. Verblüfft standen die Feinde der Religion vor diesem Schauspiel, das ihnen so unerwartet wie unbegreiflich vorkommen mußte. Die Bewegung, welche sie anfangs nur mit verächtlichem Spotte übergossen, zeigte zu ihrem Schrecken und Aerger, daß der Glaube in den Herzen des Volkes zu tiefe Wurzeln habe, als daß das zersetzende Gift der falschen Aufklärung ihn hätte ertödten können. Noch war der Nachhall dieses gewaltigen Ereignisses in Trier nicht verklungen, als Pecci dort weilte, und mit dem lebhaftesten Interesse hörte er aus dem Munde des würdigen Oberhirten die Schilderung dieser sein Herz so sehr erfreuenden Ereignisse. Er selbst pilgerte zu den Heiligthümern der Stadt, besuchte ihre Kirchen und Denkmäler, jenes Amphitheater, welches in ähnlicher Weise wie das berühmte Colosseum zu Rom durch das Blut zahlreicher Martyrer getränkt und geheiligt wurde. Von Trier kehrte er über Lüttich nach Brüssel zurück.

Welches Bild der Nuntius von unserm deutschen Vaterlande auf dieser Reise gewonnen, welche angenehme Erinnerungen sie in seiner Seele zurückgelassen, geht aus mannigfachen Aeußerungen

in seinem spätern Leben hervor. Kamen deutsche Pilger auf ihrer Romfahrt durch Perugia, beim Cardinal-Bischof fanden sie stets eine freundliche Aufnahme, und die Erinnerungen an die Reise in Deutschland bildeten dann immer den Gegenstand der Unterhaltung.

Bald nach der deutschen Reise unternahm er noch einen Ausflug nach England./

In diesem Lande war seit dem Jahre 1829 in Folge der Emancipation der Katholiken ein mächtiger religiöser Umschwung eingetreten. Es hatte den Anschein, als ob England aus einer lange dauernden religiösen Betäubung erwachen wolle. Mehr als dreihundert Jahre waren verflossen, seit König Heinrich VIII. dieses schöne Reich, einst mit Recht die Insel der Heiligen genannt, von der katholischen Kirche losgerissen hatte. Und warum? Weil ihm der Papst, der unbestechliche Hüter der christlichen Sittenlehre, nicht erlauben wollte, seine rechtmäßige Gemahlin Katharina von Arragonien zu verstoßen, und dafür die Anna Boleyn zu heiraten, auf welche der leidenschaftliche Fürst sein lüsternes Auge geworfen. Um nun sein unerlaubtes Gelüsten doch befriedigen zu können, kündigte er dem Papste einfach den Gehorsam auf, machte sich selbst und seine Nachfolger auf dem englischen Throne zum geistlichen Oberhaupte seiner Unterthanen, als Kaiser und Papst in einer Person, und zog dann das ganze Reich in seinen Abfall hinein. Dabei schützte er vor, er wolle am Glauben gar nichts ändern, sondern blos die angeblich angemaßte Gewalt des Papstes zurückweisen. Es wurde daher äußerlich an der Verfassung der Kirche nichts weiter geändert, die bischöfliche Hierarchie blieb bestehen, wie auch der Gottesdienst, und damit wußte er dem Volke den Abfall zu verdecken, der dann später natürlich immer weiter und weiter führte. Schwere Strafgesetze gegen diejenigen, welche die geistliche Oberhoheit (den Supremat) des Königs nicht anerkennen wollten, brachten zahlreiche Opfer, darunter den edlen Bischof Fisher von Rochester und den ehemaligen Lordkanzler Thomas Morus, auf das Blutgerüste, und der Name Katholik wurde in England geächtet. So wurde ein ganzes Volk um seinen Glauben betrogen. Aber endlich begann eine bessere Erkenntniß das Trug-

gewebe zu zerreißen; namentlich in den höhern gesellschaftlichen Kreisen bahnte das Studium der unparteiischen Geschichte der Wahrheit allmählich und unwiderstehlich den Weg. Die Uebertritte zur katholischen Kirche wurden auffallend zahlreich. Mit ungeahnter Kraft erhob sich das so lange unterdrückte katholische Leben und ergriff immer weitere Kreise.

Cardinal Wiseman.

Erst kurz zuvor im Jahre 1840 hatte Gregor XVI. die Zahl der apostolischen Vicariate von vier auf acht gebracht. An der Spitze desjenigen, welches die Hauptstadt London in sich begreift, stand Bischof Walsh. Coadjutor des apostolischen Vicars war der berühmte Nikolaus Wiseman, welcher fünf Jahre später, als Pius IX. durch die Bulle vom 29. September 1850 die katholische Hierarchie in England wieder aufrichtete, als Erz-

bischof von Westminster an die Spitze der englischen Kirche gestellt und mit dem Purpur geschmückt wurde. Vierzehn Tage weilte Pecci bei dem apostolischen Vicar in London, und während dieser Zeit beobachtete er scharfen Auges die kirchlichen Verhältnisse, lernte die hervorragendsten Katholiken, die berühmtesten Convertiten theils in persönlichem Umgang, theils durch Berichte über dieselben kennen.

Inzwischen war die Zeit seiner Rückkehr nach Rom herangekommen. Schon am 10. Januar 1846 hatte ihn Gregor XVI. zum Bischof von Perugia ernannt und ihn dabei zugleich als Cardinal in petto bezeichnet. [1]) Der König verlieh ihm als Zeichen seiner besondern Huld nicht blos einen Orden, sondern übergab ihm auch ein eigenhändiges Schreiben an Gregor XVI., in welchem er die Verdienste des Nuntius in den ehrenvollsten Ausdrücken hervorhob und denselben für die Cardinalswürde empfahl.

Ungern sah Belgien einen Nuntius scheiden, der in der kurzen Zeit von dritthalb Jahren sich die allgemeine Verehrung in seltenem Maße erworben hatte, und dessen Andenken darum auch in den Herzen fortlebte. Aber auch Pecci behielt das kleine, eifrig katholische Ländchen in unauslöschlicher Erinnerung und blieb mit demselben in fortwährenden freundschaftlichen Beziehungen.

Die Rückreise ging über Paris. Hier weilte Pecci zehn Tage bei dem Nuntius Fornari, welcher ihn der königlichen Familie vorstellte und ihm zugleich werthvolle Aufschlüsse über die politischen und religiösen Verhältnisse dieses für die Interessen der Kirche und des päpstlichen Stuhles so wichtigen Landes ertheilte.

Ueber Marseille gelangte er nach der Hauptstadt der Christenheit. Anfangs März 1843 hatte er Rom verlassen, Ende Mai 1846 traf er daselbst wieder ein.

[1]) In petto bezeichnet der Papst Jemanden als Cardinal, wenn er ihn für diese Würde bestimmt, die Vollziehung dieses Entschlusses aber für eine spätere Zeit vorbehält.

Zweiter Abschnitt.

Der Cardinalbischof von Perugia. (1846—1878.)

1. Capitel.

Erste Freude und erstes Leid. (1846—1849.)

Tod Gregor's XVI. — Wahl Pius' IX. — Einzug in Perugia. — Erste Visitationsreise und Wirksamkeit. — Kämpfe und Gefahren des Bischofs in den Revolutionsstürmen.

Es war ein denkwürdiger Zeitpunkt, in welchem der Nuntius in Rom anlangte. Gregor XVI. hatte sein müdes Haupt bereits zum Sterben niedergelegt, schon am 1. Juni schied er aus dem irdischen Leben.

Es gab in Italien, in Rom selbst Leute genug, welche diesen Todesfall nicht ungerne sahen, ja schon lange ihre verbrecherischen Pläne darauf gebaut hatten. Gregor war ein strenger, unbeugsamer Charakter gewesen. Die durch die geheimen Gesellschaften im Kirchenstaate und namentlich auch in Perugia hervorgerufenen Aufstände hatte er mit Hilfe österreichischer Truppen niedergeworfen, die Häupter der Aufrührer verdientermaßen mit Verbannung und Kerker bestraft. Die Revolution war durch äußere Gewalt gebändigt, innerlich ausgerottet nicht. Wie sie wieder losbrechen, zu welchen Mitteln sie greifen werde, ob zu offener Empörung oder schlauer Umgarnung, das hing jetzt von der Persönlichkeit desjenigen ab, welcher nach Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl besteigen würde. Daher die allgemeine ängstliche Spannung der Gemüther. Freunde und Feinde der Kirche, Gegner

und Anhänger der modernen Ideen blickten erwartungsvoll nach der ewigen Stadt. Alle fühlten ganz unwillkürlich die Wichtigkeit des Augenblickes.

Pecci befand sich zu Rom so recht im Mittelpunkte dieser verschiedenen geistigen Strömungen; ein scharfer Beobachter, ein tiefblickender Geist, wie er einer war, machte er da Erfahrungen, die für sein späteres Leben nicht verloren sein sollten. Mit welchem Interesse er den Ereignissen Tag für Tag folgte, läßt sich leicht errathen; was würde er aber erst empfunden haben, wenn man ihm damals gesagt hätte, daß es sich bei der folgenden Papstwahl um seine Person handeln werde! Am 14. Juni sah er die Cardinäle zum Conclave in den Palast des Quirinal einziehen. An zwei Namen knüpften die obengenannten Parteien ihre Hoffnungen und Befürchtungen. Cardinal Lambruschini, der bisherige Staatssecretär Gregor's XVI. und besondere Freund Pecci's, war der Candidat derjenigen, welche die politische Richtung des verstorbenen Papstes in der Verwaltung des Kirchenstaates fortgesetzt zu sehen wünschten. Cardinal Gizzi galt als der Mann, welcher freiern politischen Ansichten nicht abgeneigt, für Concessionen eher gewonnen werden könnte. Doch weder der eine noch der andere dieser Cardinäle, auf welche menschliche Berechnung das Auge geworfen, war der Auserkorene Gottes. Schon am 16. Juni verkündete der Cardinaldiakon von der Loggia des Quirinal herab die Wahl Pius' IX.

Welches katholische Herz schlägt nicht heute noch freudig bei der bloßen Nennung dieses Namens!\

Wie durch einen geheimen Zauber hatte sich der bisher in Rom unbekannte Träger der höchsten kirchlichen Würde die Gemüther Aller erobert. Pecci war Zeuge der glänzenden und begeisterten Kundgebungen der Liebe und Verehrung, welche dem neuen Papste in einem bisher noch nie erhörten Maße dargebracht wurden. Sie waren anfangs meist aufrichtig gemeint; aber unter den Blumen lauerte auch schon die Schlange der Revolution. Pius hatte ein weites Herz und umfaßte in väterlicher Güte alle seine Kinder, die Römer vorab; durch jene Milde, die sich auf seinem schönen Antlitz so unverkennbar abspiegelte, hoffte er auch

PIUS IX.

die Feinde des Papstthums gewinnen, durch weitgehende Zugeständnisse in der Verwaltung des Kirchenstaates die Revolution entwaffnen zu können. Es war das — wie sich bald zeigen sollte — eine Täuschung, aber eine Täuschung, die dem Herzen des großen Papstes zur Ehre gereichte und zugleich von der göttlichen Vorsehung nicht ohne Absicht zugelassen wurde. Hätte Pius, wenn er nicht erst den Weg der Milde und Nachgiebigkeit betreten und die selbsteigene Erfahrung gemacht hätte, daß die falsche Zeitrichtung durch Zugeständnisse weder zufrieden gestellt, noch überwunden werden könne, hätte er dann mit jener unerschütterlichen Festigkeit auftreten können, welche die ganze katholische Welt, Freund und Feind, später an ihm mit Recht so sehr bewunderte?

Pecci war im Gefolge des Papstes, als derselbe am 21. Juni in der St. Peterskirche feierlich gekrönt wurde und von der Loggia herab dem Volke zum ersten Male den feierlichen Segen spendete, er sah das erste Pontificalamt des Papstes in St. Peter am Feste der Apostelfürsten. Er hörte die nicht enden wollenden Evviva Pio Nono, als der Papst die wegen politischer Vergehen Bestraften am 17. Juli begnadigte und dann drei Mal in der Nacht auf dem Balkon des Quirinal erscheinen und das Volk segnen mußte. Doch das Alles täuschte ihn nicht. Er gehörte gleich anfangs zu denen, welche der maßlosen und darum verdächtigen Begeisterung auf den Grund schauten und ob der ganzen Entwicklung der Dinge bedenklich den Kopf schüttelten.

Während all' dieser Vorgänge in der ewigen Stadt, die für den dereinstigen Nachfolger Pius' IX. so bedeutungsvoll sein mußten, richtete Pecci den Blick auch nach Perugia.

Dort war im Jahre 1845 der uns schon bekannte fromme Bischof Cittadini gestorben. Alsbald richteten die Perusiner ihre Blicke auf den damaligen Nuntius am belgischen Hofe. Eine Gesandtschaft, der Bürgermeister an der Spitze, begab sich nach Rom, um den ehemaligen Delegaten zum Bischof zu erbitten. Gewiß ein seltener Fall, daß ein weltlicher Beamte von seinen frühern Untergebenen als geistlicher Hirte verlangt wird, und ganz unwillkürlich drängt sich dabei die Erinnerung an ein ähnliches Ereigniß aus dem Leben des hl. Ambrosius auf. Es war im

vierten Jahrhundert, als in Mailand nach dem Tode des arianisch gesinnten Bischofs Aurelius Unruhen wegen der Wahl eines Nachfolgers ausbrachen. Da wurde Ambrosius, der Statthalter von

Erster päpstlicher Segen Pius' IX. von der äußeren Loggia von St. Peter.

Ligurien, mit ausgedehnten Vollmachten zur Herstellung der Ruhe in die Stadt gesandt. Er beschwichtigte in herrlicher Rede die erregten Gemüther, und während er in der Versammlung noch redete, rief plötzlich eine Kinderstimme: „Ambrosius, Bischof!" In

diesen Ruf stimmten sofort alle Anwesenden ein und verlangten den weltlichen Beamten, der noch nicht einmal getauft, sondern erst Katechumene war, zu ihrem Bischof. Ambrosius weigerte sich, aber Kaiser Valentinian, an welchen die Mailänder gelangten, freute sich über die Wahl und willigte gerne in die Bitte der Stadt ein. So auch hatte sich Gregor XVI. über die Bitte der Perusiner gefreut, und schon am 10. Januar 1846 den einstigen Delegaten zum Bischof von Perugia präconisirt.

Die oben erzählten Ereignisse hielten den Bischof noch längere Zeit in Rom zurück; doch hatte er schon gleich nach der Wahl Pius' IX. am 18. Juni seinen ersten Hirtenbrief an die ihm längst bekannte Heerde erlassen. Er verkündete ihr in demselben seine bevorstehende Ankunft, versicherte sie in der herzlichsten Weise seiner väterlichen Liebe und bat Alle insgesammt, sie möchten ihm sein schweres Amt durch treues Zusammenwirken und durch Festhalten am Mittelpunkte der katholischen Einheit erleichtern.

Eines glänzenden Empfanges konnte er zum voraus sicher sein. War er doch der von der Heerde selbst erbetene Hirte; war doch sein Andenken nicht blos in die ihm vom Magistrat gesetzte Gedenktafel, sondern in die Herzen der Perusiner eingegraben; kam er doch als der Abgesandte des gefeierten Pius IX., und hatten sich doch die Wogen der Begeisterung von Rom aus in alle Provinzen des Kirchenstaates fortgepflanzt.

Gegen Ende Juli verließ er Rom. Ueber Spoleto und Foligno gelangte er nach Assisi, dem berühmten Heiligthum des hl. Franciscus. Hier machte er einen Halt. Er hatte zu dem großen Heiligen stets eine besondere Andacht getragen, ihm wollte er zum guten Beginne sich und sein Bisthum empfehlen. Von Assisi aus sah er bereits das nur noch acht italienische Meilen entfernte Perugia. Auf der Straße, die er im Jahre 1841 als Delegat selbst vollendet, näherte er sich seiner bischöflichen Stadt. Es war Samstag, der 25. Juli. Den feierlichen Einzug hatte er indessen erst auf Sonntag den 26., Fest der hl. Anna, angesetzt. Es war der Namenstag seiner vielgeliebten Mutter, und diesen Tag hatte der Sohn in zarter Pietät ausgewählt. Im Benedictinerkloster bei der Kirche des hl. Petrus vor dem römischen Thore verbrachte er

Ansicht von Perugia.

diesen Ruf stimmten sofort alle Anwesenden ein und verlangten den weltlichen Beamten, der noch nicht einmal getauft, sondern erst Katechumene war, zu ihrem Bischof. Ambrosius weigerte sich, aber Kaiser Valentinian, an welchen die Mailänder gelangten, freute sich über die Wahl und willigte gerne in die Bitte der Stadt ein. So auch hatte sich Gregor XVI. über die Bitte der Perusiner gefreut, und schon am 10. Januar 1846 den einstigen Delegaten zum Bischof von Perugia präconisirt.

Die oben erzählten Ereignisse hielten den Bischof noch längere Zeit in Rom zurück; doch hatte er schon gleich nach der Wahl Pius' IX. am 18. Juni seinen ersten Hirtenbrief an die ihm längst bekannte Heerde erlassen. Er verkündete ihr in demselben seine bevorstehende Ankunft, versicherte sie in der herzlichsten Weise seiner väterlichen Liebe und bat Alle insgesammt, sie möchten ihm sein schweres Amt durch treues Zusammenwirken und durch Festhalten am Mittelpunkte der katholischen Einheit erleichtern.

Eines glänzenden Empfanges konnte er zum voraus sicher sein. War er doch der von der Heerde selbst erbetene Hirte; war doch sein Andenken nicht blos in die ihm vom Magistrat gesetzte Gedenktafel, sondern in die Herzen der Perusiner eingegraben; kam er doch als der Abgesandte des gefeierten Pius IX., und hatten sich doch die Wogen der Begeisterung von Rom aus in alle Provinzen des Kirchenstaates fortgepflanzt.

Gegen Ende Juli verließ er Rom. Ueber Spoleto und Foligno gelangte er nach Assisi, dem berühmten Heiligthum des hl. Franciscus. Hier machte er einen Halt. Er hatte zu dem großen Heiligen stets eine besondere Andacht getragen, ihm wollte er zum guten Beginne sich und sein Bisthum empfehlen. Von Assisi aus sah er bereits das nur noch acht italienische Meilen entfernte Perugia. Auf der Straße, die er im Jahre 1841 als Delegat selbst vollendet, näherte er sich seiner bischöflichen Stadt. Es war Samstag, der 25. Juli. Den feierlichen Einzug hatte er indessen erst auf Sonntag den 26., Fest der hl. Anna, angesetzt. Es war der Namenstag seiner vielgeliebten Mutter, und diesen Tag hatte der Sohn in zarter Pietät ausgewählt. Im Benedictinerkloster bei der Kirche des hl. Petrus vor dem römischen Thore verbrachte er

Ansicht von Perugia.

diesen Ruf stimmten sofort alle Anwesenden ein und verlangten den weltlichen Beamten, der noch nicht einmal getauft, sondern erst Katechumene war, zu ihrem Bischof. Ambrosius weigerte sich, aber Kaiser Valentinian, an welchen die Mailänder gelangten, freute sich über die Wahl und willigte gerne in die Bitte der Stadt ein. So auch hatte sich Gregor XVI. über die Bitte der Perusiner gefreut, und schon am 10. Januar 1846 den einstigen Delegaten zum Bischof von Perugia präconisirt.

Die oben erzählten Ereignisse hielten den Bischof noch längere Zeit in Rom zurück; doch hatte er schon gleich nach der Wahl Pius' IX. am 18. Juni seinen ersten Hirtenbrief an die ihm längst bekannte Heerde erlassen. Er verkündete ihr in demselben seine bevorstehende Ankunft, versicherte sie in der herzlichsten Weise seiner väterlichen Liebe und bat Alle insgesammt, sie möchten ihm sein schweres Amt durch treues Zusammenwirken und durch Festhalten am Mittelpunkte der katholischen Einheit erleichtern.

Eines glänzenden Empfanges konnte er zum voraus sicher sein. War er doch der von der Heerde selbst erbetene Hirte; war doch sein Andenken nicht blos in die ihm vom Magistrat gesetzte Gedenktafel, sondern in die Herzen der Perusiner eingegraben; kam er doch als der Abgesandte des gefeierten Pius IX., und hatten sich doch die Wogen der Begeisterung von Rom aus in alle Provinzen des Kirchenstaates fortgepflanzt.

Gegen Ende Juli verließ er Rom. Ueber Spoleto und Foligno gelangte er nach Assisi, dem berühmten Heiligthum des hl. Franciscus. Hier machte er einen Halt. Er hatte zu dem großen Heiligen stets eine besondere Andacht getragen, ihm wollte er zum guten Beginne sich und sein Bisthum empfehlen. Von Assisi aus sah er bereits das nur noch acht italienische Meilen entfernte Perugia. Auf der Straße, die er im Jahre 1841 als Delegat selbst vollendet, näherte er sich seiner bischöflichen Stadt. Es war Samstag, der 25. Juli. Den feierlichen Einzug hatte er indessen erst auf Sonntag den 26., Fest der hl. Anna, angesetzt. Es war der Namenstag seiner vielgeliebten Mutter, und diesen Tag hatte der Sohn in zarter Pietät ausgewählt. Im Benedictinerkloster bei der Kirche des hl. Petrus vor dem römischen Thore verbrachte er

Anſicht von Perugia.

Perugia gehört zu den größern und volkreichern Bisthümern Italiens; es zählt im Ganzen 199 Pfarreien, von denen siebenzehn auf die Stadt, die andern auf das Land entfallen. Achtzehn Männerklöster verschiedener Orden, zwölf Frauenklöster, welche sich meist mit Werken der Nächstenliebe, Krankenpflege, Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigten, nahmen allein in der Stadt die Fürsorge des Bischofs in Anspruch. Dazu die zahlreichen, frommen Stiftungen, die Bruderschaften, die Schulen bis hinauf zur Universität, welche sämmtlich seiner Oberaufsicht unterstellt waren.

Kaum hatte Pecci den Hirtenstab ergriffen, als er seine neue Aufgabe alsbald auch ganz und voll erfaßte. Das war so seine Art. Noch im Herbste des gleichen Jahres 1846 besuchte er alle Pfarreien seines Bisthums, um sich persönlich vom religiösen Zustand derselben zu überzeugen und darnach seine Maßregeln zu treffen.

Doch beim Sturme ist nicht gut säen. Dieser Sturm war bereits im Anzuge und entfesselte in den Jahren 1848—1849 seine ganze Wuth.

Wir haben schon gesehen, wie die revolutionäre Bewegung mit dem Pontificate Pius' IX. in Rom ihren Anfang genommen; sie eilte unaufhaltsam weiter, und in dem Maße, als die Wogen in Rom immer höher gingen, stiegen sie auch in Perugia in immer bedenklicherer Weise. Pecci sah besorgten Blickes in die Zukunft. Schon im Beginne des Jahres 1847 hatte man dem Papste eine schrankenlose Preßfreiheit abgenöthigt, und in Folge dessen wurde nun auch Perugia von einer Sündfluth schlechter Schriften überschwemmt. Alle sogenannten „liberalen" modernen Ideen, welche bisher nur in den geheimen Gesellschaften fortwucherten, traten ungescheut aus dem Dunkel hervor und fanden bei den Perusinern nur zu lebhaften Anklang. Der Geist Mazzini's, des geistigen Hauptes der Revolution, spukte allenthalben. Der Bischof sah wohl, daß er in Perugia so wenig als Pius in Rom den Sturm zu bändigen vermöge; doch wollte er immerhin thun, was in seinen Kräften lag, und was die Hirtenpflicht von ihm erheischte. Als am 16. Juni die erste Jahresfeier der Wahl Pius' IX. begangen wurde, bestieg er selbst die Kanzel seiner

Kathedrale und behandelte in einem herrlichen, tiefdurchdachten Vortrage die alle Gemüther bewegende Zeitfrage. Warnend erhob er seine Stimme gegen die modernen Volksbeglücker, welche in einer sogenannten socialen Gesittung, die von der Religion ganz absieht, das Wohl der Gesellschaft begründen möchten. Eingedenk des Wortes: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, haben die Bauleute umsonst gearbeitet," setzte er auseinander, wie Civilisation und Wohlfahrt ohne Religion nichts als ein trügerisches Wahngebilde sind. Nur die christliche Religion besitzt jene Wahrheiten, auf welchen wie das ewige, so auch das zeitliche Glück der Völker beruht, und in deren Befolgung die Bedingungen wie die Bürgschaften jeglichen Segens für das sociale Leben liegen. Sie ordnet die verschiedenen Verhältnisse, wie sie in der Familie zwischen Eltern und Kindern, in weiterem Kreise zwischen Herrschaften und Dienstboten, im allgemeinen öffentlichen Leben zwischen Regierungen und Unterthanen bestehen, nach den allein richtigen Grundsätzen, die sich auch in der Geschichte als solche stetsfort bewährt haben.

Diese Predigt enthielt bereits den ganzen Gedankengang, welchen Pecci dreißig Jahre später in jenen herrlichen Hirtenschreiben weiter ausgeführt hat, welche in folgenden Capiteln ausführlicher dargelegt werden sollen./

Vor der Hand war indessen weder das persönliche Ansehen des allgemein verehrten Bischofs, noch sein entschiedenes Auftreten auf der Kanzel im Stande, die Revolution auf ihrem Wege aufzuhalten. Sie fand bald den gesuchten Anlaß. In der Citadelle von Perugia lag eine kleine päpstliche Besatzung, welche noch einigermaßen die Auctorität der Regierung und die Ordnung aufrecht hielt. Sie war deswegen den Häuptern der Revolution und deren Werkzeugen, dem Pöbel, ein Dorn im Auge. Schon im Sommer 1847 kam es zu Ruhestörungen, als der Pöbel einen Verbrecher, den die päpstlichen Soldaten in's Gefängniß abführen wollten, mit Gewalt zu befreien suchte. Die Soldaten, durch Beschimpfungen längst gereizt, wollten nicht nachgeben, während von der andern Seite die Erbitterung der Volksmenge immer höher stieg. Schon wurden Dolche gezückt, schon ertönte aus des Pöbels

Mitte der Ruf: „Nieder mit den Soldaten!“ Ein blutiger Zusammenstoß war unvermeidlich. Da erschien plötzlich zu Fuß, nur von seinem Secretär und einem Diener begleitet, der Bischof auf dem Platze. Mit ruhiger Entschlossenheit stellte er sich dem wilderregten Volke entgegen, mahnte es zur Ruhe und Ordnung. Und wirklich gelang es ihm, die erregten Gemüther zu beschwichtigen; wider Willen beugten sich die Leidenschaften vor der Hoheit und dem Muthe des verehrten Oberhirten. So hatte er den Sturm für einmal noch beschworen.

Umsonst; die äußern Ereignisse drängten. Noch zu Ende des Jahres 1847 erfolgte der Sieg des Radikalismus in der Schweiz über die katholischen Kantone, welche zur Vertheidigung ihrer Rechte unter sich ein Bündniß geschlossen hatten. Das war das Signal für die europäische Revolution. Italien ging voraus. Schon am 2. Januar 1848 brach der Aufstand im Norden der Halbinsel, in Mailand los und verpflanzte sich noch im gleichen Monat nach dem Süden. Palermo und Neapel erhoben sich gegen Ferdinand II., König beider Sicilien. Ende Februar stürzte der Thron des Bürgerkönigs Louis Philipp in Paris zusammen; die Märzrevolution in Wien brachte den alten katholischen Kaiserstaat Oesterreich dem Untergange nahe. Die Revolution war auf der ganzen Linie siegreich. Der alte Held Radetzky mußte mit seinem kleinen Heere die Hauptstadt der Lombardei räumen und sich in das feste Verona zurückziehen.

Jetzt wurde dem Papste eine constitutionelle Verfassung, das sogenannte Statut, abgetrotzt, durch welches ihm die Herrschaft über den Kirchenstaat nur mehr dem Namen nach verblieb, in der That aber in die Hände der Umsturzmänner überging. Dies geschah am 14. März, und schon am 22. desselben Monats mußte es Pius zu seinem größten Schmerze geschehen lassen, daß die päpstlichen Truppen unter General Durando von Rom gegen die Oesterreicher im Venetianischen aufbrachen. Man hatte von ihm gefordert, er solle zugleich an Oesterreich den Krieg erklären und sich damit an die Spitze der sogenannten nationalen Bewegung zur Befreiung Italiens vom Joche der Fremdherrschaft stellen. Aber einer solchen Zumuthung gegenüber erwies sich Pius unter-

schütterlich und setzte ihr sein erstes von einer höheren Pflicht gebotenes Nein, sein erstes non possumus entgegen. Daran kehrten sich indessen die Freiheitshelden nicht; sie schlugen die Straße nach Perugia ein.

Der Bischof sah die wilden Schaaren, den wüsten Taumel in der Stadt, mußte erleben, daß 600 Perusiner, Brode auf die Bayonnette gespießt, die „Kreuzfahrer" der Revolution verstärkten. Es waren bittere Tage für das Herz Pecci's, noch herbere sollten bald folgen.

Wie populär der Bischof anfangs auch gewesen und wie geachtet er immer noch war, über seine Stellung zu den Zielen und Bestrebungen der herrschenden Partei konnte nie ein Zweifel walten. Je offener die Umsturzmänner ihr Wesen trieben, desto mehr erweiterte sich die Kluft zwischen ihnen und dem Bischof. Darum glaubten die Führer, ihn auch persönlich nicht mehr schonen zu sollen. Der Angriff erfolgte in einer Weise, die, wie sie einerseits die gottlosen Pläne der Partei deutlich enthüllte, so anderseits dem Herzen des Bischofs die tiefste Kränkung bereiten mußte.

In der heiligen Fastenzeit des gleichen Jahres 1848 sollte auf dem Theater in Perugia ein Stück aufgeführt werden, welches zwar angeblich nur einen Scheinheiligen lächerlich macht, in Wirklichkeit aber zu einer Verhöhnung der wahren Frömmigkeit und Religion ausgebeutet werden sollte. Da nun im Kirchenstaate die geistliche Behörde immer noch eine Art Aufsicht über die Theater hatte, ersuchte man den Bischof um die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes. Der Plan war schlau ausgedacht. Ertheilte der Prälat die Genehmigung, so konnte man sich auf Grund seiner Erlaubniß die freieste und frechste Verhöhnung des Christenthums, der Priester und des Bischofs selber erlauben; schlug er sie ab, so hatte man einen Anlaß, das Volk gegen ihn aufzuhetzen. Pecci erkannte sehr wohl die ihm gelegte Schlinge; allein er zögerte keinen Augenblick, die Genehmigung zu verweigern. Seine Pflicht als Oberhirt ging ihm über Alles, mochte dann für ihn persönlich daraus folgen, was da wollte. In der That war kaum eine Stunde verflossen, als der rasch aufgebotene Pöbel unter Pfeifen und Heulen vor den bischöflichen Palast zog. Der Lärm wuchs

mit jeder Minute; laut erscholl der Ruf, man müsse den Pfaffen von einem Bischof zum Fenster hinauswerfen. Eine Schaar der Verwegensten drang mit Gewalt in seine Gemächer; seine Bedienten wurden mißhandelt, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der vom Volke hochgeachtete greise Domherr Pascucci sich dem Gesindel entgegen gestellt hätte, nachdem er den Bischof bewogen, sich in das Seminar zurückzuziehen. An dem alten Manne wagte man sich nun doch nicht zu vergreifen, und so blieb es bei wilden Drohungen. Uebrigens hatten ja die Rädelsführer ihren Hauptzweck erreicht und das Volk gegen seinen Bischof bis zur offenen Empörung fortgetrieben.

Pecci tröstete sich mit dem Gedanken, daß Pius IX. in Rom ähnliche Auftritte erleben mußte und in seinem eigenen Palaste bereits als ein Gefangener der ungekrönten — wie später der gekrönten — Revolution gelten konnte. Er machte sich auf noch Aergeres gefaßt, und dies wäre auch sicher nicht ausgeblieben, hätten nicht die Ereignisse in Oberitalien die revolutionären Leidenschaften für kurze Zeit etwas abgekühlt. Die Helden, welche im März so siegestrunken durch Perugia gezogen, wurden am 10. Juni bei Vicenza von den Oesterreichern tüchtig in die Pfanne gehauen. Der alte Feldmarschall Radetzky, der im festen Verona seine Streitkräfte gesammelt, brach endlich mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. In der Schlacht bei Custozza am 25. Juni zerschmetterte er den Sardenkönig Karl Albert, das sogenannte Schwert Italiens. In Neapel warfen die tapfern Schweizerregimenter in blutigem Straßenkampfe den Aufruhr nieder. Das waren kalte Wasserstrahlen nach Rom und Perugia.

In Folge dieser Ereignisse ergriff in Rom am 15. September der ehemalige französische Gesandte, Graf Rossi, als Ministerpräsident die Zügel der Regierung und suchte mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung herzustellen. Er sandte Truppen nach Umbrien, und Oberst Klitsche besetzte die Citadelle von Perugia. Doch welche menschliche Macht vermag die einmal in's Rollen gekommene Revolution auf die Dauer aufzuhalten? Schon am 15. November fiel Rossi unter den Dolchen der Schreckensmänner, Pius IX. floh verkleidet aus Rom nach Gaëta. Mazzini und Garibaldi, der

Kopf und die Hand der italienischen Revolution, traten an die Spitze der römischen Republik.

Da durfte natürlich das liberale Perugia nicht zurückbleiben. Es galt, die republikanische Gesinnungstüchtigkeit zu erproben; die Probe war der Helden würdig. In dem alten Gemäuer der Citadelle lag eine schwache päpstliche Besatzung, der es zudem an Proviant und Munition fehlte. Gegen diese rückten die Perusiner am 13. December vor. Der Commandant, welcher an einen ernstlichen Widerstand nicht denken konnte, capitulirte, und nun legten die Patrioten sofort Hand an, um die Citadelle von Grund aus zu zerstören. Mit diesem Ereigniß schloß das traurige Jahr 1848. Noch trüber kündigte sich das Jahr 1849 an.

Doch die „römische Republik" sollte nur ein kurzes Leben fristen. Nachdem Radetzky am 23. März die Piemontesen bei Novara auf das Haupt geschlagen und König Karl Albert die Krone niedergelegt hatte, zogen Oesterreicher, Franzosen, Spanier, Neapolitaner von allen Seiten dem Papst zu Hilfe, und mit der Capitulation von Rom, Anfangs Juli, war dem republikanischen Schwindel ein schnelles Ende bereitet.

Früher noch war das in Perugia der Fall gewesen. Fürst Lichtenstein rückte schon im Mai mit überlegener Truppenmacht gegen die Stadt heran und forderte sie zur Uebergabe auf. Jetzt, wo ihnen das Wasser bis an den Hals reichte, wurden die kurz zuvor so übermüthigen und frechen „Väter der Stadt" plötzlich wie umgewandelt; sie baten den Bischof, er möge sich doch mit einer Deputation in das Lager des österreichischen Befehlshabers begeben und sein Fürwort für die Stadt einlegen. Pecci vergaß gerne die ihm früher widerfahrene Behandlung, und übernahm mit Freude diese Sendung. Harte Worte bekam die Gesandtschaft vom Fürsten Lichtenstein zu hören, und sie waren wohl verdient; aber der Bischof erwirkte durch seine beredte und warme Fürsprache vom Feldherrn das Versprechen, daß er die Stadt schonen wolle. Und was war der Dank, den Pecci hiefür erntete? Kaum war die Gesandtschaft in die Stadt zurückgekehrt, und kaum waren die Worte des österreichischen Befehlshabers ruchbar geworden, als auch schon die wüthendsten Revolutionäre, die ihre Sache ohnehin

verloren sahen, ihr freches Spiel in würdiger Weise zu Ende zu spielen beschlossen. Sie bezeichneten den Bischof als einen Verräther, hetzten den Pöbel gegen ihn auf und trieben zu einer allgemeinen Plünderung, welche natürlich mit dem bischöflichen Palaste beginnen sollte. So sah sich Pecci zum zweiten Male in größter Gefahr.

Doch das schnelle Einrücken der Oesterreicher brachte die Rettung. Es war am 31. Mai 1849, und mit diesem Tage schloß eine Revolutionsperiode für Perugia. Die österreichische Besatzung zwang nun freilich die störrischen Geister äußerlich zur Unterwerfung, aber das im Innern fortglühende Feuer der revolutionären Ideen vermochte sie nicht zu ersticken. Wir werden bald sehen, wie dasselbe nach dem Abzuge der Oesterreicher im Jahre 1859 neuerdings zum Ausbruch gelangte.

2. Capitel.

Die Friedensjahre. (1849—1859.)

Das Provinzialconcil in Spoleto. — Volksmissionen. — Restauration der Kathedrale. — Hebung des Seminars. — Die Wohlthätigkeitsanstalten und Werke der christlichen Charitas. — Die Unglücksjahre 1853 und 1854. — Der Bischof erhält den Cardinalshut. — Der Verehrer der Mutter Gottes. — Sorge für die religiöse Erziehung, das niedere und höhere Schulwesen. — Die Akademie des hl. Thomas von Aquin. — Privatleben des Cardinals. — Pius IX. in Perugia.

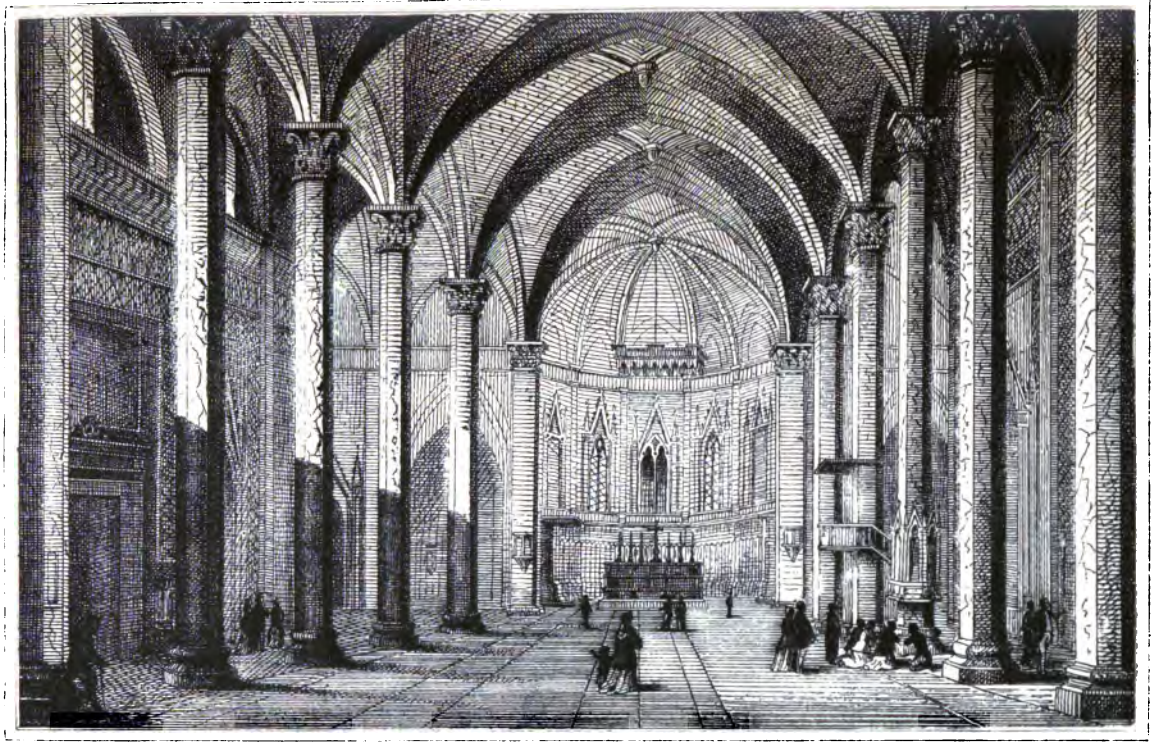
Der Bischof sah seinen Weinberg mit Trümmern aller Art bedeckt. Wie in Perugia, so stand es auch in den übrigen Bisthümern von Umbrien. Pecci erkannte sofort, daß nur das Zusammenwirken der Oberhirten den durch die Revolution angerichteten Schaden wieder gut machen könne. Darum betrieb er beim Erzbischof von Spoleto, welcher an der Spitze der Kirchenprovinz Umbrien stand, die Berufung eines Provinzialconcils. Liegt es ja in der Aufgabe der Kirche, von innen heraus durch die ihr allein zu Gebote stehenden übernatürlichen Mittel die Schäden der Gesellschaft zu heilen, und hierin waren die deutschen Bischöfe schon im Jahre 1848 durch die berühmte Versammlung in Würzburg, die österreichischen durch die in Wien im Jahre 1849 mit ihrem Beispiele vorangegangen. Wie segensreich diese Versammlungen gewirkt, ist allbekannt. Aehnliches hoffte nun auch Pecci für Umbrien. Wirklich kam das Concil im November 1849 in Spoleto zusammen. Pecci war die Seele desselben. Ein ebenso gründlicher Theologe, wie einsichtsvoller Kenner der socialen und politischen Verhältnisse behandelte er mit überlegenem und umfassendem Geiste die wichtigen Fragen, welche der Entscheidung der bischöflichen Versammlung harrten, brachte die wirksamsten Heilmittel in Vorschlag und wurde mit der Abfassung der Beschlüsse betraut.

Gestärkt und gehoben durch die geistige Vereinigung mit seinen Amtsbrüdern, kehrte er dann voll Muth und Eifer zurück, um nun in zehnjährigem ungestörtem Wirken an dem geistigen Wiederaufbau seiner Diöcese zu arbeiten. Es ist ein reiches, mannigfaltiges Bild, von dem wir aber nur die Umrisse zeichnen können.

Als ein Hauptmittel zur Belebung religiösen Sinnes und Lebens hatte das Provinzialconcil die Volksmissionen bezeichnet. Pecci ließ solche in allen Ortschaften seines Bisthums abhalten, vorab aber und kurz nach einander zu drei Malen in der Hauptstadt selbst; denn hier, wie in den Städten überhaupt, war der Einfluß des Weltgeistes fühlbarer, die Verführungsmittel zahlreicher, die ganze geistige Atmosphäre ansteckender, als auf dem flachen Lande. Der Erfolg war ein sehr tröstlicher.

Das religiöse Leben im Volke zu nähren durch würdige Feier des Gottesdienstes, eifrige Verkündung der Heilswahrheiten, die Gläubigen zu warnen und zu schützen vor den Glauben und Sitten verderbenden Grundsätzen der modernen Zeitrichtung, war ihm eine heilige Herzensangelegenheit. In den ersten Jahren bestieg er selbst öfters die Kanzel seiner Kathedrale, und als ihm später Blutandrang das Predigen unmöglich machte, ersetzte er durch zahlreiche Hirtenbriefe den Mangel des gesprochenen Wortes. Ebenso berief er gerne berühmte Prediger, veranstaltete im Dom Conferenzen über die hauptsächlichsten Irrthümer der Zeit, und wirkte mit allen Mitteln dem Umsichgreifen des Bösen entgegen.

Als Pecci sein Hirtenamt antrat, befand sich seine Kathedrale vielfach in einem vernachlässigten Zustande; sie würdig zu restauriren, war eine seiner ersten Sorgen. Die Kathedrale von S. Lorenzo, ein gothischer Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet, steht in seinem etwas düstern Aeußern, wie so viele Kirchen dieses Styles, heute noch unvollendet da. In Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, hat sie drei Schiffe und mißt 68 Meter in der Länge, 37 Meter in der Breite und im Querschiff fast 25 Meter in der Höhe. Unsere Abbildung zeigt das Innere seiner ganzen Länge nach vom Hauptportal bis zum Chorabschluß. Zehn schmale, achteckige Säulen aus röthlichem Marmor schwingen sich leicht empor und tragen auf ihren Capitälern die Rippen der



Das Innere des Domes von Perugia.

Gewölbe. Zwischen den Säulen öffnen sich oberhalb und unterhalb des Gesimskranzes die hohen Spitzbogenfenster. Front und Chorabschluß zieren zwei große Rosetten, welche dem Bau nicht blos ein leichtes Aussehen geben, sondern auch reichliches Licht einströmen lassen, und so statt des Halbdunkels, wie es gewöhnlich in gothischen Kirchen herrscht, eine außerordentlich freundliche Helle verbreiten. Den vorzüglichsten oder besser gesagt einzigen architektonischen Schmuck bilden die Capitäler der Säulen. Um so reicher ist die Kathedrale an Gemälden, mit denen perusinische Meister Wände und Gewölbe ausgeschmückt haben. Auf der mittleren der fünf Säulen erblickt man ein altes Gemälde al Fresco der Gnadenmutter (Madonna delle grazie), an welches sich seit uralten Zeiten die hohe Verehrung der Perusiner zur Himmelskönigin knüpfte. Diese ist in aufrechter Haltung dargestellt. Das rothe Gewand, durch einen vergoldeten Gürtel zusammengehalten, umwallt ein himmelblauer Mantel. Sie hält die Arme ausgebreitet und steht mit dem rechten Fuße leicht auf; überaus ernst blickt das Auge, um die Lippen aber schwebt ein himmlisches Lächeln.

Der Bischof begann die Restaurationsarbeiten mit der Ausbesserung der Bedachung und des äußeren Mauerwerkes. Dann legte er an Stelle des nur aus Ziegelplatten bestehenden Fußbodens einen schönen Marmorboden.

Schwieriger war die Restauration der Gemälde, die lange Jahre in Anspruch nahm und bedeutende Kosten verursachte. Hiebei kam es dem Bischof wohl zu statten, daß er einst als Delegat tüchtige Kenntnisse im Verwaltungsfach sich erworben; denn nur dadurch wurde es ihm möglich, die nöthigen Summen, die schon im Jahre 1852 auf 100,000 Franken gestiegen waren, zu beschaffen. Eine eigene Baucommission wurde 1851 eingesetzt, welche die Pläne auf ihren stylgerechten Werth zu prüfen und die Ausführung der Arbeiten zu überwachen hatte. Ununterbrochen dauerten diese während der mehr als dreißigjährigen bischöflichen Amtsführung Pecci's fort, so daß ihm der neueste Geschichtschreiber des Domes, Msgr. Rotelli, unter den perusinischen Oberhirten, welche sich um die Kathedrale verdient gemacht, mit vollem Rechte einen der vorzüglichsten Ehrenplätze anweist.

Fast noch näher als die Kathedrale lag ihm das Seminar am Herzen. Diese Anstalt zur Heranbildung der Geistlichkeit war so recht eigentlich der Augapfel des Bischofs, dieselbe zu einem Musterseminar emporzuheben, sein Lieblingsgedanke.

Pecci hatte seine eigene Bildung in Seminarien genossen, und mit den Vätern des Concils von Trient war er überzeugt, daß gerade die Seminarien die naturgemäßen Bildungsstätten einer tüchtigen Geistlichkeit seien. Er selbst spricht sich hierüber in einem Berichte an Pius IX. in folgenden schönen Worten aus: „Wenn zu irgend einer Zeit von der rechten Bildung derjenigen, welche zum Dienste des Heiligthums heranwachsen, der Schmuck der ganzen Kirche und das Heil des christlichen Volkes abhängt, so gilt das ganz besonders in der Gegenwart. Diejenigen, welche von Christus das Licht der Welt und das Salz der Erde genannt werden, müssen durch den Glanz aller Tugenden und Kenntnisse dem Volke voranleuchten, um es vor dem Verderben des Lasters zu bewahren. Da dies aber keinem möglich ist, wofern er nicht von frühesten Jahren an dazu angeleitet worden, so muß man auf die Erziehung der Jugend alle Sorgfalt verwenden. Das war denn auch die Ursache, warum ich nichts unversucht ließ und weder Sorgen noch Kosten scheute, auf daß mein Seminar dieser hochwichtigen Aufgabe vollkommen entspreche. Darum wurde der Bau nicht blos in bessern Stand gesetzt, sondern auch räumlich erweitert, indem ich einige Theile des Bischofshofes, die an das Seminar stoßen, demselben zur Benutzung überwies."

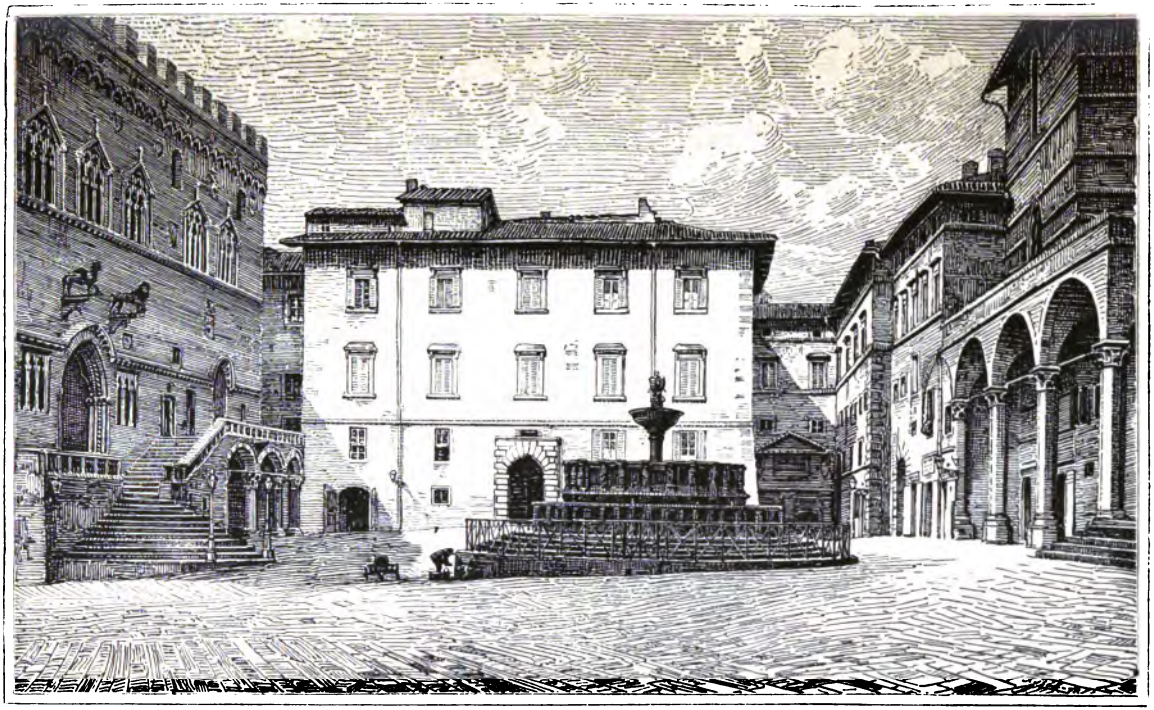
Die umstehende Abbildung macht den Leser einigermaßen mit den Oertlichkeiten bekannt, an die sich die bischöfliche Wirksamkeit Pecci's in vorzüglichem Maße knüpfte. Aus der Mitte der Bildfläche tritt der einfache, aber feste Bau des bischöflichen Palastes hervor. Schmucklos im Aeußeren entspricht ihm auch das Innere. Den freien Platz vor demselben, Bischofshof genannt, ziert ein prächtig gearbeiteter Brunnen, der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt und 160,000 Goldducaten gekostet haben soll. Erbauer desselben ist der Benedictiner Johann von Pisa. Das oberste Bassin ist aus Bronze, die beiden untern aus Marmor. Zwölf Statuen, die zwölf Monate darstellend, zieren

ringsum das unterste. Vorne auf der rechten Seite sieht man einen Theil vom Eingange in die Domkirche. Ueber den von Säulen getragenen Rundbogen erhebt sich der im Aeußern schwerfällige Bau. Unmittelbar an ihn schließt sich gegen den Hintergrund zu das Seminar an, welches selbst wieder mit dem bischöflichen Palaste verbunden ist. Auf der linken Seite erblickt man die Schmalseite eines imposanten, alterthümlichen Gebäudes; es ist das Stadthaus von Perugia, Palazzo pubblico. Im deutsch-italienischen Style aufgeführt, zeigt es die schönen, mittelalterlichen Formen der Architektur. Eine hohe Stiege führt zu dem Eingang empor, über welchem zwei Löwen Wache halten. Die Fenster sind zierliche Spitzbogenarbeit. Der ganze Platz vor dem bischöflichen Palast und zwischen Kathedrale und Stadthaus mündet auf den Corso, die Hauptstraße von Perugia.)

Kommen wir also wieder auf das Seminar. Der Bischof hatte schon 1848—1850 an 30,000 Franken auf bauliche Erweiterungen in demselben verwendet und es hiedurch in Stand gesetzt, 60 Zöglinge aufnehmen zu können. Gleichzeitig unterzog er die Ordnung und den ganzen Studienplan der Anstalt einer sorgfältigen Revision, brachte manche zeitgemäße Verbesserungen an und errichtete aus eigenen Mitteln zwei neue Lehrstühle, den einen für geistliche Beredtsamkeit, den andern für Liturgie. Die letztere hielt er besonders hoch in der richtigen Ueberzeugung, daß nichts so geeignet sei, die Gläubigen in der Kirche zu erbauen, als wenn die sinnvollen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes von den Dienern der Kirche mit vollem Verständniß und der diesen heiligen Handlungen geziemenden Würde und Genauigkeit verrichtet werden.

„Ich sah ihn einst," schreibt der Berichterstatter einer französischen Zeitung, „wie er selbst bei einer Wiederholung der Ceremonien den Vorsitz führte, welche die jüngsten seiner Seminaristen mit einer Genauigkeit vollzogen, auf welche der Bischof einen großen Werth setzte."

Da aber das Gedeihen einer Anstalt hauptsächlich von der Tüchtigkeit der Lehrer abhängt, so nahm der Bischof hierauf ganz besonders Bedacht. Er berief unter Andern im Jahre 1851 einen Mann nach Perugia, den wir schon kennen lernten, inzwischen



Stadthaus, bischöflicher Palast, Seminar, Dom

in Perugia.

ringsum das unterste. Vorne auf der rechten Seite sieht man einen Theil vom Eingange in die Domkirche. Ueber den von Säulen getragenen Rundbogen erhebt sich der im Aeußern schwerfällige Bau. Unmittelbar an ihn schließt sich gegen den Hintergrund zu das Seminar an, welches selbst wieder mit dem bischöflichen Palaste verbunden ist. Auf der linken Seite erblickt man die Schmalseite eines imposanten, alterthümlichen Gebäudes; es ist das Stadthaus von Perugia, Palazzo pubblico. Im deutsch-italienischen Style aufgeführt, zeigt es die schönen, mittelalterlichen Formen der Architektur. Eine hohe Stiege führt zu dem Eingang empor, über welchem zwei Löwen Wache halten. Die Fenster sind zierliche Spitzbogenarbeit. Der ganze Platz vor dem bischöflichen Palast und zwischen Kathedrale und Stadthaus mündet auf den Corso, die Hauptstraße von Perugia.)

Kommen wir also wieder auf das Seminar. Der Bischof hatte schon 1848—1850 an 30,000 Franken auf bauliche Erweiterungen in demselben verwendet und es hiedurch in Stand gesetzt, 60 Zöglinge aufnehmen zu können. Gleichzeitig unterzog er die Ordnung und den ganzen Studienplan der Anstalt einer sorgfältigen Revision, brachte manche zeitgemäße Verbesserungen an und errichtete aus eigenen Mitteln zwei neue Lehrstühle, den einen für geistliche Beredtsamkeit, den andern für Liturgie. Die letztere hielt er besonders hoch in der richtigen Ueberzeugung, daß nichts so geeignet sei, die Gläubigen in der Kirche zu erbauen, als wenn die sinnvollen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes von den Dienern der Kirche mit vollem Verständniß und der diesen heiligen Handlungen geziemenden Würde und Genauigkeit verrichtet werden.

„Ich sah ihn einst," schreibt der Berichterstatter einer französischen Zeitung, „wie er selbst bei einer Wiederholung der Ceremonien den Vorsitz führte, welche die jüngsten seiner Seminaristen mit einer Genauigkeit vollzogen, auf welche der Bischof einen großen Werth setzte."

Da aber das Gedeihen einer Anstalt hauptsächlich von der Tüchtigkeit der Lehrer abhängt, so nahm der Bischof hierauf ganz besonders Bedacht. Er berief unter Andern im Jahre 1851 einen Mann nach Perugia, den wir schon kennen lernten, inzwischen

Fast noch näher als die Kathedrale lag ihm das Seminar am Herzen. Diese Anstalt zur Heranbildung der Geistlichkeit war so recht eigentlich der Augapfel des Bischofs, dieselbe zu einem Musterseminar emporzuheben, sein Lieblingsgedanke.

Pecci hatte seine eigene Bildung in Seminarien genossen, und mit den Vätern des Concils von Trient war er überzeugt, daß gerade die Seminarien die naturgemäßen Bildungsstätten einer tüchtigen Geistlichkeit seien. Er selbst spricht sich hierüber in einem Berichte an Pius IX. in folgenden schönen Worten aus: „Wenn zu irgend einer Zeit von der rechten Bildung derjenigen, welche zum Dienste des Heiligthums heranwachsen, der Schmuck der ganzen Kirche und das Heil des christlichen Volkes abhängt, so gilt das ganz besonders in der Gegenwart. Diejenigen, welche von Christus das Licht der Welt und das Salz der Erde genannt werden, müssen durch den Glanz aller Tugenden und Kenntnisse dem Volke voranleuchten, um es vor dem Verderben des Lasters zu bewahren. Da dies aber keinem möglich ist, wofern er nicht von frühesten Jahren an dazu angeleitet worden, so muß man auf die Erziehung der Jugend alle Sorgfalt verwenden. Das war denn auch die Ursache, warum ich nichts unversucht ließ und weder Sorgen noch Kosten scheute, auf daß mein Seminar dieser hochwichtigen Aufgabe vollkommen entspreche. Darum wurde der Bau nicht blos in bessern Stand gesetzt, sondern auch räumlich erweitert, indem ich einige Theile des Bischofshofes, die an das Seminar stoßen, demselben zur Benutzung überwies."

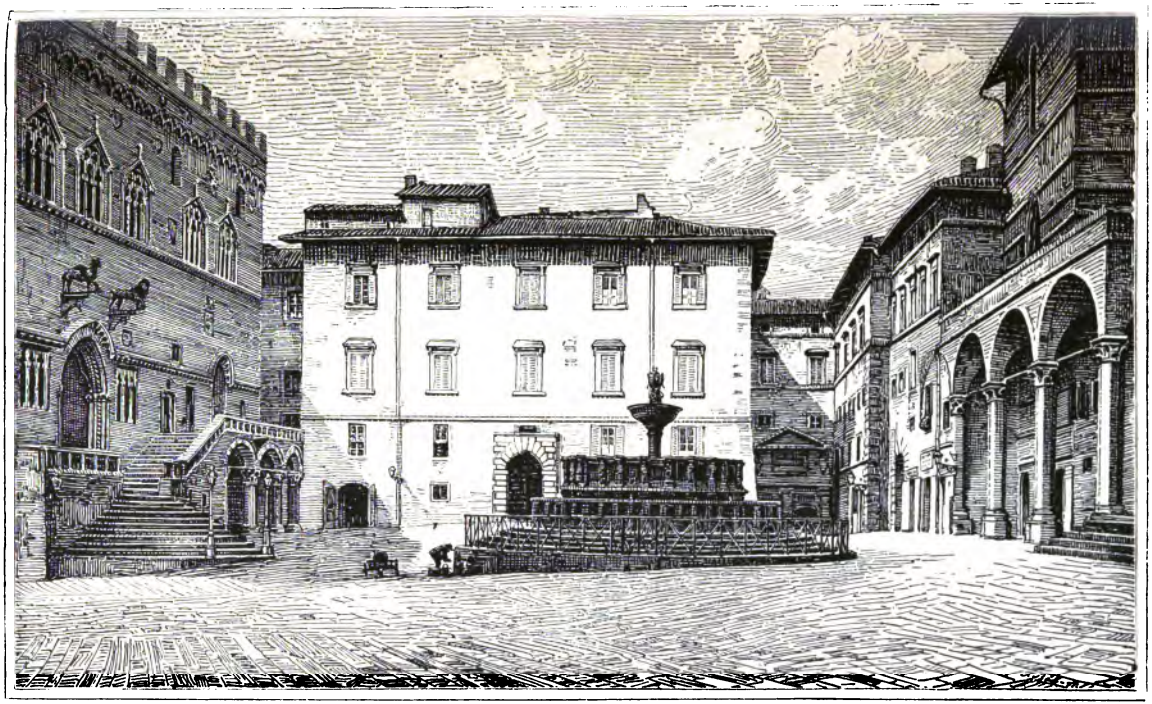
Die umstehende Abbildung macht den Leser einigermaßen mit den Oertlichkeiten bekannt, an die sich die bischöfliche Wirksamkeit Pecci's in vorzüglichem Maße knüpfte. Aus der Mitte der Bildfläche tritt der einfache, aber feste Bau des bischöflichen Palastes hervor. Schmucklos im Aeußeren entspricht ihm auch das Innere. Den freien Platz vor demselben, Bischofshof genannt, ziert ein prächtig gearbeiteter Brunnen, der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt und 160,000 Goldducaten gekostet haben soll. Erbauer desselben ist der Benedictiner Johann von Pisa. Das oberste Bassin ist aus Bronze, die beiden untern aus Marmor. Zwölf Statuen, die zwölf Monate darstellend, zieren

ringsum das unterste. Vorne auf der rechten Seite sieht man einen Theil vom Eingange in die Domkirche. Ueber den von Säulen getragenen Rundbogen erhebt sich der im Aeußern schwerfällige Bau. Unmittelbar an ihn schließt sich gegen den Hintergrund zu das Seminar an, welches selbst wieder mit dem bischöflichen Palaste verbunden ist. Auf der linken Seite erblickt man die Schmalseite eines imposanten, alterthümlichen Gebäudes; es ist das Stadthaus von Perugia, Palazzo pubblico. Im deutsch-italienischen Style aufgeführt, zeigt es die schönen, mittelalterlichen Formen der Architektur. Eine hohe Stiege führt zu dem Eingang empor, über welchem zwei Löwen Wache halten. Die Fenster sind zierliche Spitzbogenarbeit. Der ganze Platz vor dem bischöflichen Palast und zwischen Kathedrale und Stadthaus mündet auf den Corso, die Hauptstraße von Perugia.

Kommen wir also wieder auf das Seminar. Der Bischof hatte schon 1848—1850 an 30,000 Franken auf bauliche Erweiterungen in demselben verwendet und es hiedurch in Stand gesetzt, 60 Zöglinge aufnehmen zu können. Gleichzeitig unterzog er die Ordnung und den ganzen Studienplan der Anstalt einer sorgfältigen Revision, brachte manche zeitgemäße Verbesserungen an und errichtete aus eigenen Mitteln zwei neue Lehrstühle, den einen für geistliche Beredtsamkeit, den andern für Liturgie. Die letztere hielt er besonders hoch in der richtigen Ueberzeugung, daß nichts so geeignet sei, die Gläubigen in der Kirche zu erbauen, als wenn die sinnvollen Ceremonien des katholischen Gottesdienstes von den Dienern der Kirche mit vollem Verständniß und der diesen heiligen Handlungen geziemenden Würde und Genauigkeit verrichtet werden.

„Ich sah ihn einst," schreibt der Berichterstatter einer französischen Zeitung, „wie er selbst bei einer Wiederholung der Ceremonien den Vorsitz führte, welche die jüngsten seiner Seminaristen mit einer Genauigkeit vollzogen, auf welche der Bischof einen großen Werth setzte."

Da aber das Gedeihen einer Anstalt hauptsächlich von der Tüchtigkeit der Lehrer abhängt, so nahm der Bischof hierauf ganz besonders Bedacht. Er berief unter Andern im Jahre 1851 einen Mann nach Perugia, den wir schon kennen lernten, inzwischen



Stadthaus, bischöflicher Palast, Seminar, Dom

in Perugia.

dritte Anstalt für gefährdete und verwahrloste Mädchen, wofür eine Gräfin Graziani ihr ganzes Vermögen hinterlassen hatte, baute er im Jahre 1855 auch noch mit eigenen Opfern. Diese Anstalt erweiterte er in der Folgezeit mehr und mehr, und berief, um ihr Gedeihen zu sichern, ebenfalls aus Belgien eine weibliche Ordensgenossenschaft, die Schwestern von der Vorsehung. Diese entsprachen seinen Erwartungen so sehr, daß er ihnen auch die Aufsicht über das Haus für gefallene Mädchen übertrug. Schon im folgenden Jahre 1856 konnte er wieder eine vierte Anstalt, das Haus für alte Frauen, eröffnen, zu welchem eine Gräfin Donini eine bedeutende Stiftung gemacht hatte.

Auch für die materielle Nothlage des Volkes hatte der Bischof ein väterlich fühlendes Herz. Dies zeigte er zunächst durch die Neugestaltung der sogenannten Darlehensbank (Monte di pietà). Man sucht in unseren Tagen, um das Volk gegen die Wuth beschnittener und unbeschnittener Wucherer zu schützen, überall sogenannte Volksbanken, Sparkassen u. s. w. zu errichten. Diese schöne Idee ist keineswegs neu; sie ist vielmehr um die Mitte des 15. Jahrhundert von Perugia ausgegangen. Der Minorit Barnabo von Terni hatte dort zuerst Bürger zur Gründung eines Fonds bewogen, aus welchem die Dürftigen gegen sehr geringe Zinsen Geldanleihen erhielten. Dieses nützliche Institut, das im Laufe der Zeit in Verfall gerathen, brachte nun der Bischof im Jahre 1852 wieder in Aufnahme, indem er es zugleich als eine Ehrensache für Perugia betrachtete, daß das von dieser Stadt ausgegangene Werk in derselben auch lebenskräftig fortbestehe./

Am schönsten aber leuchtete die christliche Nächstenliebe des Bischofs in den Unglücksjahren 1853 und 1854.

Unaufhörliche Regengüsse bedrohten im Frühjahr und Sommer 1853 die Ernte mit gänzlicher Vernichtung. Die Noth lehrt beten. Der Bischof ordnete Betstunden und Bittprocessionen an. Umsonst. Da in dieser äußersten Bedrängniß griff der fromme Oberhirt in seiner Glaubenskraft noch zu einem äußersten Mittel. In einer Seitencapelle des Domes wird der Brautring der allerseligsten Jungfrau Maria aufbewahrt. In seinem großen Vertrauen auf die mächtige Fürbitte der Mutter der Barmherzigkeit veranstaltete

der Bischof nun eine feierliche Procession mit dieser Reliquie für Sonntag den 1. Juni.

Obwohl es unaufhörlich fortregnete, strömten doch die Gläubigen von allen Seiten in großen Schaaren herbei; man schätzte sie auf 50,000 Menschen. Nachmittags nach der feierlichen Vesper stellte sich die Procession in Ordnung. Voran gingen Domherren im reichsten Ornate, welche die heilige Reliquie unter einem Baldachin trugen. Ihnen folgte der Bischof, die gesammte Geistlichkeit, die verschiedenen religiösen Orden und Bruderschaften, zuletzt eine unzählbare Volksmenge.

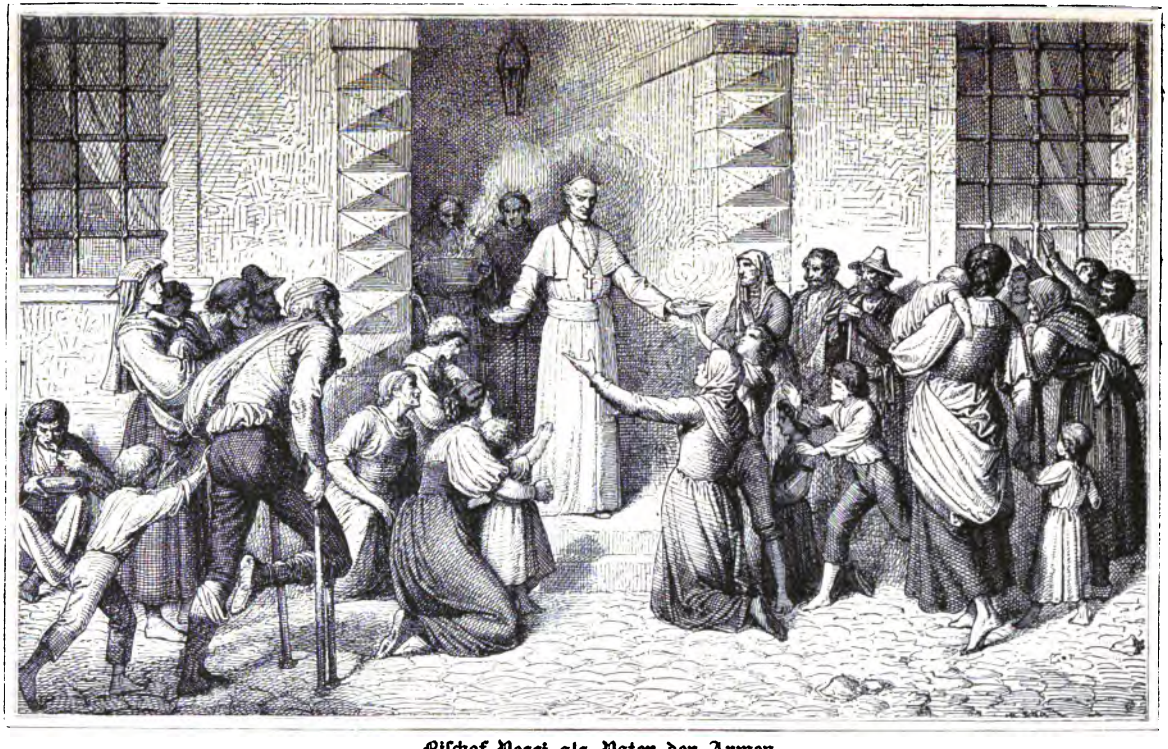
Noch immer regnete es. Bevor der bischöfliche Ceremonienmeister das Zeichen zum Aufbruche gab, meldete er besorgt um die schönen Ornate dem Bischofe, daß es noch regne. „Fede, Fede!“ „Vertrauen, Vertrauen!“ war die Antwort. So setzte sich denn der Zug langsam in Bewegung. Schon näherten sich die Domherren mit der heiligen Reliquie dem Portale der Kirche, als der Ceremonienmeister abermals zum Bischof kam und bekümmert sprach: „Bischöfliche Gnaden, es regnet!“ Und wieder erhielt er die kurze und entschiedene Antwort: „Coraggio, Fede!“ „Muth, Vertrauen!“

In der That, als die Domherren an der Spitze des Zuges aus der Kirche traten, ließ der Regen nach, es fielen nur noch einige Tropfen, und bald hörte derselbe ganz auf. So zog man dann unter Gebeten und Gesängen durch die Straßen der Stadt durch eines der Thore hinaus auf einen großen, freien Platz, von wo man die herrlichste Aussicht auf die ganze Umgebung hat. — Auf demselben war ein Altar errichtet worden; hier sollte mit der heiligen Reliquie der Segen nach allen Weltgegenden gegeben werden. Aenderte sich die Witterung, so sollte die Procession von da zum nächsten Stadtthore ziehen und dann erst in den Dom zurückkehren; blieb die Witterung ungünstig, so wollte man sogleich denselben Weg zurückkehren, den man gekommen war.

Der Zug war jetzt auf dem freien Platze angelangt. Düstere Wolken lagerten sich am Himmel, und jetzt drohte ein neuer Regenguß die Feierlichkeit zu unterbrechen. — Das Volk hatte sich um den Altar gruppirt. Der Bischof nahm die heilige Reliquie und

spendete nach den vier Himmelsrichtungen den Segen: „Daß Du auf die Fürbitte und um der Verdienste der seligsten Jungfrau willen deinen Gläubigen heitere Witterung gewähren mögest!“ so sang er bei jeder Benediction, und ein tausendstimmiger Chor antwortete: „Te rogamus, audi nos!“ „Wir bitten Dich, erhöre uns!“ — Eben war er daran, die letzte Wendung zu machen, als das dunkle Gewölke sich theilte und ein heller Sonnenstrahl auf die heilige Reliquie und den segenspendenden Bischof fiel, der mit thränenerstickter Stimme zum vierten Male die Worte sang: „Daß Du deinen Gläubigen heitere Witterung gewähren mögest!“ — Freudig erregt antwortete der Chor des Volkes: „Te rogamus, audi nos!“ und nun erhob sich Alles von den Knieen und: avanti, avanti! hieß es, vorwärts! Die Procession wurde um die Stadtmauer herum fortgesetzt; kein Regentropfen fiel. Als man beim nächsten Thore in die Stadt zog, begann es bereits dunkel zu werden. So hielt man denn unter Fackelschein den Rückzug in die Domkirche, wo eine abermalige Benediction mit der Reliquie des Brautringes die erhebende Feierlichkeit schloß.

Mit diesem Tage trat ein völliger Umschlag in der Witterung ein. Indessen fiel die Ernte immerhin spärlich aus, und mit dem Winter kam auch die Noth. Der Bischof hatte sie vorausgesehen. Bei Zeiten bildete er daher aus dem Adel, der Geistlichkeit und wohlhabenden Bürgerschaft Hilfsvereine. Allen aber leuchtete er mit seinem eigenen Beispiele voran. Die Noth stieg immer höher. Da ließ er in seinem eigenen Palaste durch die V. V. Capuciner eine große Volksküche herrichten. Schaarenweise drängten sich die Hungernden Nachmittags 3 Uhr, wo für alle ein nahrhaftes Mittagessen bereitet wurde, an seiner Thüre. Nie erschien der Bischof schöner, als wenn er, wie unsere Abbildung ihn darstellt, zur bestimmten Stunde in väterlicher Liebe heraustrat unter seine hungernden Kinder, Alt und Jung, Männer und Frauen, Kinder von Stadt und Land, und mit der Nahrung des Leibes auch das geistige Brod der heilsamen Lehren und Ermahnungen unter sie vertheilte. So ging es Tag für Tag, und noch war kein Ende der Noth abzusehen, als der Bischof plötzlich mitten aus dieser schönen Thätigkeit abberufen wurde.



Bischof Pecci als Vater der Armen.

Pius IX. hatte sein Auge längst auf den trefflichen Oberhirten von Perugia gerichtet; jetzt beschied er ihn nach Rom und setzte im Consistorium vom 19. December 1853 demjenigen den Cardinalshut auf das Haupt, der ihm nach dem Rathschlusse der Vorsehung ein Vierteljahrhundert später auf dem päpstlichen Throne unmittelbar folgen sollte. Wann hätte der Bischof einer solchen Auszeichnung würdiger erscheinen können, als gerade in dem Augenblicke, wo der milde Glanz des christlichen Liebeseifers sein Haupt umstrahlte?

Wir wollen die Leser nicht hinhalten mit Schilderung der Feierlichkeiten, welche bei Cardinals-Erhebungen in der heiligen Stadt üblich sind, und welche auch den neuen Cardinal bis in den Februar des Jahres 1854 daselbst zurückhielten. [1]) Sein Herz weilte ohnedies bei seiner schwer bedrängten Heerde. Zu der Hungersnoth war in der Nacht vom 11. auf den 12. Februar ein heftiges Erdbeben gekommen, das gerade in Perugia am stärksten verspürt wurde. Der neue Cardinal beschleunigte daher seine Abreise von Rom. Pius IX. gab ihm zur Milderung des Unglücks 500 Scudi mit.

Er hatte sich mit Rücksicht auf die traurigen Zeitverhältnisse alle Empfangs-Feierlichkeiten verbeten und den Wunsch ausgesprochen, daß die hiefür bestimmten Gelder für die Nothleidenden verwendet werden möchten. Um so aufrichtiger war der Jubel des Volkes, als er am 25. Februar eintraf. Die Heerde hatte den tröstenden und helfenden Hirten wieder. Sie bedurfte seiner gar sehr. Schon nach wenigen Tagen in der Nacht auf den 1. März fanden neue, jedoch weniger heftige Erdstöße statt, die natürlich neuen Schrecken verbrei-

[1]) In Carpineto wurde das Ereigniß auf das festlichste gefeiert. Schon als der Cardinal noch in Rom weilte, hatte ihm eine Gesandtschaft seiner Vaterstadt ihre Glückwünsche dargebracht. Am 14. und 15. Juni ging es dann in dem sonst so stillen, abgelegenen Orte hoch her. Triumphbogen mit dem Wappen der Pecci, Inschriften, Verzierungen, Militär, nichts fehlte. Sogar Sänger der päpstlichen Capelle wurden bestellt. Die Brüder des Cardinals und die Behörden ließen durch großmüthige Spenden auch die Armen an der allgemeinen Freude theilnehmen. Die zwei benachbarten Bischöfe von Anagni und Segni hielten den Gottesdienst, und schon jetzt sahen die Carpinesen in ihrer Begeisterung den Tag, wo sie ein noch größeres Fest feiern würden.

teten; doch wiederholten sie sich nicht. Die Zeit der Prüfung schien überstanden. Da brach im Sommer die Cholera aus. Nun neue Schrecken. Zum Glück trat die Geißel nicht heftig auf und war namentlich die Stadt selbst weniger von ihr betroffen, als die umliegende Gegend. In diesen schweren Zeiten bereitete die Liebe seiner Perusiner dem Bischof doch auch wieder großen Trost. Einen weitern bot dieses Unglücksjahr 1854 noch kurz vor seinem Schlusse.

Pius IX. hatte die Bischöfe des katholischen Erdkreises auf den 8. December nach Rom eingeladen; es handelte sich darum, den in der kirchlichen Erblehre niedergelegten und stets festgehaltenen Satz von der Unbefleckten Empfängniß Mariä endlich auch zum ausdrücklichen Glaubenssatze zu erheben und damit der Andacht und Liebe der Gläubigen zur Gottesmutter neue Nahrung zu geben. Beinahe zweihundert Bischöfe fanden sich in der ewigen Stadt zusammen, und auch der Cardinalbischof von Perugia nahm seinen Platz an der Seite des hl. Vaters ein. Nach seiner Rückkehr verkündete er in einem herrlichen Hirtenbrief den Glaubenssatz, und wenn dieses Ereigniß in der ganzen katholischen Welt mit Jubel gefeiert wurde, so stand Perugia jedenfalls in den vordersten Reihen. Ein ganzes Jahr hindurch dauerten in den verschiedenen Ortschaften des Bisthums die Festlichkeiten, und bereiteten dem Herzen des Bischofs einen nicht geringen Trost. Denn der Cardinal von Perugia war ein eifriger Verehrer der göttlichen Mutter. Schon im Jahre 1850 hatte er über einem vielverehrten und besuchten Muttergottesbilde in der Nähe von Perugia eine hölzerne Capelle errichtet, an deren Stelle er dann ein steinernes Kirchlein setzte. So entstand der Wallfahrtsort Ponte della Pietra, den er 1851 zu einer eigenen Pfarrei erhob.

Auch in der Stadt selbst wollte er die Verehrung der heiligen Jungfrau wieder mehr in Aufnahme bringen. In der Domkirche befindet sich, wie schon erwähnt, das Bild der Gnadenmutter Madonna delle Grazie. Dieses wollte er nun feierlich krönen. Zu diesem Zwecke lud er im September 1855 die benachbarten Bischöfe nach Perugia ein, und umgeben von ihnen, setzte er dem verehrten Bilde die vom Capitel zu St. Peter in Rom erhaltene goldene Krone auf. Auch die Maiandacht wurde im ganzen Bis-

thum eingeführt und während derselben in der Domkirche täglich eine Abendpredigt gehalten.

Der eifrige Bischof wußte gar wohl, daß das religiöse Leben in der Jugend grundgelegt und gefestigt werden muß, wenn es anders dauernden Bestand gewinnen soll. Ein Mittel hiezu erblickte er zunächst in einem einheitlichen und gleichmäßigen Religionsunterricht der Kinder, der bisher gemangelt hatte, indem die Pfarrer den Unterricht nach verschiedenen Katechismen ertheilten. Der Bischof verfaßte daher im Jahre 1856 selbst einen Katechismus für sein Bisthum, durch den er sich selbst zugleich ein bleibendes Denkmal setzte. [1]) Doch damit war noch nicht Alles gethan. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrte er, welche Gefahren namentlich den aus der Schule entfernten Knaben drohten, und wie manche hoffnungsvolle Pflanze durch den vergifteten Pesthauch des Weltgeistes schon frühe geknickt wurde. — Die gleiche traurige Erfahrung hatte im 16. Jahrhundert der hl. Philipp Neri in Rom gemacht. Um diesem Unheil zu steuern, versammelte der Heilige daher die Knaben an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage, wo die Gelegenheiten zum Bösen häufiger zu sein pflegen, zunächst in einer Kirche zum Religionsunterricht. Darauf führte er sie zu geselligen Unterhaltungen und Spielen bei günstiger Witterung in einen Garten, und von daher erhielten diese Art von Sonntagsschulen den Namen „Gärten des heiligen Philipp Neri".

Diese „Gärten" führte nun Pecci im Jahre 1858 durch einen Hirtenbrief auch in Perugia ein. Er selbst nahm sich der Sache eifrig an, munterte die Knaben durch allerlei kleine Geschenke und Preise auf, sandte ihnen öfters Körbe voll Früchte, Kleidungsstücke u. dgl., erschien bisweilen persönlich in ihrer Mitte, übernahm die Stelle des Lehrers, theilte wohl auch ihre unschuldigen Freuden und Erholungen, und zeigte sich so als wahren

[1]) In dieses Jahr 1856 fällt auch der Besuch des Cardinals in Carpineto, der einzige, den er seit seinen Studienjahren dort gemacht. Zu Fuß durchwanderte er mit jugendlicher Rüstigkeit die rauhen Bergpfade. Sein liebevolles, herablassendes Wesen gewann ihm die Herzen noch mehr. Wie mußten da die freundlichen Bilder der Jugendzeit seine Seele erfrischend umschweben!

Nachfolger desjenigen, der da gesagt: „Lasset die Kleinen zu Mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich."

Fand sich in diesen „Gärten" mehr die Jugend der mittleren und niederen Stände zusammen, so bestand für die der höheren Stände das von Pius VII. nach der französischen Revolutionszeit gegründete und nach ihm benannte Collegium Pium. In diesem hatten sich mit der Zeit Mißstände eingeschlichen, deren Beseitigung dem Cardinal bei der Widersetzlichkeit der weltlichen Lehrkräfte nicht vollständig gelang. Dafür entschädigte ihn aber die Bildungsanstalt für Töchter aus den höhern Ständen, deren Bau er im Jahre 1857 unternahm. Derselbe kam auf 30,000 römische Thaler zu stehen und erhielt zu Ehren des Papstes den Namen Conservatorium Pium. Die Leitung übergab er den in ganz Europa rühmlichst bekannten Damen vom heiligen Herzen Jesu (du sacré Cœur).

Den Eifer der jungen Geistlichen für die heilige Wissenschaft zu nähren, gründete er 1859 die Akademie des hl. Thomas von Aquin. Aus den unsterblichen Werken dieses Meisters sollten sie die Waffen gegen die Irrthümer der Zeit herholen. Einmal des Monats kamen sie zusammen; je zwei Mitglieder lasen ihre Arbeiten über theologische oder philosophische Fragen vor, woran sich dann die mündliche Besprechung knüpfte.

Was der Bischof mit dieser Einrichtung bezweckte, erreichte er vollständig: seine Geistlichkeit schwang sich nicht blos durch musterhaften, echt priesterlichen Wandel, sondern auch durch reges wissenschaftliches Leben und hohe, geistige Bildung zu einer der ersten Stellen unter der italienischen Geistlichkeit empor.

Mitten in diesem vielseitigen Schaffen war sein Leben der Spiegel heiligmäßigen Wandels. Mit der Morgenröthe stand er auf. Die ersten Stunden des Tages widmete er den geistlichen Obliegenheiten, der Betrachtung, der Feier der heiligen Messe, welche er mit größter Andacht las, und zu welcher er über eine halbe Stunde verwendete. Ebenso lange dauerte die Danksagung. Darauf begannen die Arbeiten der bischöflichen Amtsverwaltung, die Audienzen, zu denen Jedermann, vornehm wie gering, den freiesten Zutritt hatte. Sie dauerten bis 2 Uhr, zu

welcher Zeit er seine einzige und dazu höchst einfache Mahlzeit hielt. Nach derselben fuhr er in der Regel vor die Stadt hinaus, stieg draußen aus dem Wagen und machte nach dem Rathe der Aerzte längere Spaziergänge. Mit den Landleuten auf dem Felde unterhielt er sich in herablassendster Weise, und wenn er Kinder antraf, fragte er sie aus dem Katechismus und beschenkte sie mit kleinen Andenken. Oefters des Tages ging er auf einem geheimen Gange entweder in die Hauscapelle des Seminars oder in den Dom und besuchte das allerheiligste Sacrament. Die Abendstunden, welche ihm von den Geschäften übrig blieben, verwendete er meist auf die Studien. Nicht nur empfing er allwöchentlich das heilige Sacrament der Buße, er widmete auch jeden Monat einen Tag ausschließlich der geistigen Sammlung und dem Gebete. Nie unterließ er die jährlichen Exercitien. Ein Domherr hatte den Auftrag, auf all' sein Thun und Lassen stets ein scharfes Auge zu haben, und ihn ohne Scheu auf Alles aufmerksam zu machen, was irgendwie als tadelnswerth erscheinen könnte.

Pius IX. bemerkte mit hoher Genugthuung das segensreiche Wirken des Cardinalbischofs. Er übersandte ihm als Geschenk für seine Kathedrale einen prächtigen goldenen Kelch. Bald darauf im Mai 1857 kam der hl. Vater selbst nach Perugia. Er machte eine Wallfahrt nach Loreto und verband damit eine Rundreise in Umbrien und den Marken, um den politischen Wühlereien der italienischen Revolutionspartei durch sein persönliches Erscheinen entgegenzuwirken. Es war am Abend des 8. Mai, als Pius IX. unter dem Jubel der Bevölkerung in Perugia einzog. Der Cardinal, umgeben von zehn Bischöfen, hielt in der Domkirche die Begrüßungsrede an den hl. Vater, und dieser ertheilte auf dem Domplatze, von einem eigens hiezu errichteten Throne herab, dem Volke den apostolischen Segen. Eine glänzende Illumination der Stadt schloß den festlichen Tag.

Am folgenden Morgen besuchte Pius IX. in Begleitung des Cardinals die öffentlichen Anstalten der Stadt, überall Beweise seiner Freigebigkeit zurücklassend, worauf er dann gegen Abend seine Reise fortsetzte. Der Cardinal gab ihm bis an die Grenze seines Bisthums das Geleite. Als Pius auf der Rückreise im

benachbarten Foligno eintraf, fand sich der Cardinal abermals zur Begrüßung ein und geleitete den hl. Vater auf dessen ausdrücklichen Wunsch nach Rom. Dort wohnte er am 8. September der feierlichen Einweihung der Mariensäule bei, welche zum Andenken an die Dogmatisirung der Unbefleckten Empfängniß Mariä auf dem Platze vor der Propaganda errichtet worden war.

Der Besuch des hl. Vaters hatte dem Cardinalbischof eine große Freude bereitet, sie sollte nur zu bald in schweres und langes Leid verwandelt werden./

3. Capitel.

Die Zeit des schwersten Kampfes. (1859—1869.)

Angriffe auf den Kirchenstaat. — Erster Aufstand in Perugia. — Hirtenbrief des Cardinals über die weltliche Herrschaft des Papstes. — Der Schreckenstag des 14. September 1860. — Die Fluth der kirchenfeindlichen Gesetze. — Pietistische Propaganda. — Der Liberalismus. — Festigkeit und maßvolle Haltung des Cardinals. — Erfolge.

Der Traum eines einheitlichen Italien, die Befreiung von der österreichischen Herrschaft und die daran geknüpften Phantasiebilder einer goldenen Zukunft, übten nach wie vor ihren trügerischen Zauber auf die Gemüther vieler Italiener aus. Piemont hatte seine Rolle vom Jahre 1849 weder vergessen, noch aufgegeben, sein Ehrgeiz wollte die ganze Halbinsel unter dem Scepter des Sardenkönigs Victor Emanuel vereinigen. Eben jetzt hatte es an dem schlauen Cavour einen Minister, welcher im Innern mit geschickter Hand die revolutionären Minen legte und den damals allmächtigen Kaiser Napoleon in sein Interesse zu ziehen wußte.

Der Cardinal sah den drohenden Sturm näher und näher kommen. Er hielt sich eben zur Sommerfrische auf seinem Landgute auf, als er im Gespräche mit einem Bischof und zwei Priestern auch auf die Umtriebe des piemontesischen Ministers zu sprechen kam. Plötzlich blieb er stehen, zeigte auf seine Villa und fragte einen seiner Begleiter: „Wenn in jenem Flügel des Landhauses Feuer ausbräche und Niemand eine Hand ausstreckte, den Brand zu löschen, was würde dann die Folge sein?“ — „Dann wird bald das ganze Haus in Flammen aufgehen.“ — „Nun,“ erwiderte der Cardinal, „dies wird das Schicksal Italiens sein.“

Und so kam es.

Im Januar 1858 hatte der italienische Verschwörer Orsini einen Mordanschlag auf das Leben des Kaisers Napoleon gemacht.

Wenn derselbe auch mißlang, so mahnte er doch den gewaltigen Machthaber an die Eide, durch die er sich einst bei seiner Aufnahme in den Geheimbund der Carbonari der Revolution verpflichtet hatte. Um sein Leben vor weiteren Anschlägen zu sichern, that er daher einen Schritt zu Gunsten der italienischen Revolutionspartei. Am Neujahrstage 1859 erklärte er dem österreichischen Gesandten, Baron von Hübner, daß die deutsche Herrschaft in Oberitalien aufhören, Italien bis an das adriatische Meer frei sein sollte. Damit war das im Geheimen mit Piemont längst geschlossene Bündniß zu einer offenkundigen Thatsache geworden. Die Tragweite und das eigentliche Ziel desselben ließ sich leicht errathen. Zunächst gegen Oesterreich gerichtet, kehrte es seine scharfe Spitze doch gegen die weltliche Herrschaft des Papstes, und damit gegen die ganze katholische Kirche und die von ihr getragene religiöse Ordnung. So faßten es die Katholiken aller Länder, so vorab die in Frankreich selbst auf. Napoleon fand es daher für nöthig, in einem Rundschreiben an die französischen Bischöfe zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther erklären zu lassen: „Der Fürst, welcher der Religion so viele Beweise von Hingebung und Anhänglichkeit gegeben, der den hl. Vater nach dem Vatican zurückgeführt hat, will, daß das Oberhaupt der Kirche in allen seinen Rechten als weltlicher Souverain geachtet werde.“ Mit ähnlichen Worten erklärte er in seiner Proclamation an das französische Volk: „Wir gehen nach Italien, — nicht um die weltliche Macht des Papstes zu stürzen, den wir auf seinen Thron zurückgeführt haben, sondern um es von dem Drucke der Fremdherrschaft zu befreien.“ Gleiche Versicherungen ertheilte der Kaiser in einem Briefe auch dem hl. Vater. — So die Worte, ganz anders die Thaten. Napoleon eilte mit seinen Heersäulen nach Italien.

Die vereinigten Franzosen und Piemontesen schlugen am 4. Juni 1859 die Oesterreicher bei Magenta in blutiger Feldschlacht. Der Kanonendonner von Magenta dröhnte hinunter bis an die äußerste Spitze der Halbinsel. Die kleinen mittelitalienischen Herzogthümer verjagten ihre angestammten Fürsten und erklärten ihren Anschluß an das Königreich Italien. Die nördlichen Provinzen des Kirchenstaates folgten. Bologna ging am 12. Juni

mit dem Beispiele voran, Perugia ahmte dasselbe am 15. Juni nach. Die Verschwörer von 1848 und 1849 traten neuerdings an die Spitze. Der Cardinal mußte es mitansehen, wie das päpstliche Wappen heruntergerissen, der Sarde zum König ausgerufen, die sogenannte Befreiung Perugia's mit wüster Ausgelassenheit gefeiert wurde. Man wollte ihn bereden, die Stadt zu verlassen, um seine Person den Beschimpfungen und Gefahren zu entziehen.

Doch Pecci war nicht der Mann, der in Augenblicken der Gefahr seinen Posten verließ. Er hatte es 1848 und 1849 bewiesen, er bewies es in diesen schweren Tagen von 1859 und 1860 abermals. Die revolutionäre Erhebung war etwas zu früh ausgebrochen; denn noch war die Entscheidung in Oberitalien nicht gefallen, noch der Friede zwischen dem Sardenkönig und dem heiligen Vater nicht förmlich gekündet. Daher erschien schon am 20. Juni der päpstliche General Schmid mit seinen tapfern Schweizern vor der aufrührerischen Hauptstadt von Umbrien und forderte sie zur Uebergabe auf. Vergebens. Piemontesische Officiere führten das Commando und organisirten den Widerstand. Jedes Haus und besonders das Kloster der Benedictiner vor dem römischen Thore, von wo aus der Angriff erfolgen mußte, wurde in eine kleine Festung verwandelt. Aber in dem schrecklichen Straßenkampf vom 20. Juni warfen die Schweizer mit unwiderstehlicher Tapferkeit Alles vor sich nieder und waren schon gegen Abend vollständig Herren der Stadt. Nur fünf Tage hatte diesmal die Herrschaft der Revolution gedauert.

Abermals zeigte der Cardinal seine ganze Herzensgüte. Er war überall, wo es Elend zu lindern, Verwundete zu pflegen, Unterstützungen zu spenden galt. Pius IX., allezeit zum Verzeihen bereit und voll Liebe gegen die Verirrten, sandte ihm reichliche Mittel, den von der Revolution angerichteten Schaden wieder gut zu machen, und die Herzen des undankbaren Volkes durch erneute Wohlthaten wo möglich zur Erkenntniß und zur Umkehr zu bewegen. Aber diese Umkehr erfolgte nicht, wohl aber ein Stillstand in der Bewegung, bedingt durch die Vorgänge auf dem oberitalischen Kriegsschauplatze. Dort war inzwischen der Friede von Villafranca geschlossen worden, welcher zwar die ganze Lom-

barbei an Piemont gab, aber den weitergehenden Gelüsten der Revolution auf den Kirchenstaat und Neapel für einstweilen noch nicht entsprach. Für Napoleon wäre es denn doch etwas bedenklich gewesen, wenn er zum Umsturz der weltlichen Herrschaft des Papstes schon jetzt so unmittelbar und offen mitgewirkt hätte. Aber die Annexion der päpstlichen Provinzen war immerhin nur noch eine Frage der Zeit. Darüber war sich Niemand klarer, als der Cardinal von Perugia.

Während die Revolution durch ihre Wühlereien in den päpstlichen Staaten mit offener Unterstützung der sardinischen Regierung einen neuen Aufstand vorbereitete, während auch der französische Imperator durch die berüchtigte Broschüre Laguéronnière's seinen geheimen Gedanken dahin aussprach: „Die päpstliche Souveränität sei auf den Vatican und dessen Gärten zu beschränken," erließ der Cardinal diesen Angriffen gegenüber seinen berühmten Hirtenbrief über die weltliche Herrschaft der Päpste vom 12. Februar 1860. Es sind herrliche Worte, welche durch die jetzige hohe Stellung ihres Verfassers an Bedeutung nur noch gewonnen haben, und welche einem jeden wahren und denkenden Katholiken mit unverlöschlichen Zügen in Kopf und Herz geschrieben sein sollten, weil sie die so hochwichtige Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes mit erschöpfender Gründlichkeit beleuchten. Wir lassen das hochwichtige Schreiben um so lieber fast dem ganzen Wortlaut nach folgen, als es den aufmerksamen und denkenden Leser selbst einen tiefen Blick in Geist und Herz seines Verfassers werfen läßt./

Eingangs zerreißt der Cardinal das Gewebe von Lügen, durch die man damals, wie noch heute, den Raub des Kirchenstaates zu beschönigen suchte, indem er schreibt:

„Unter die falschen, der Ordnung und Einrichtung der Kirche zuwiderlaufenden Lehren, welche heutzutage mit der größten Arglist verbreitet werden, müssen durchaus jene gezählt werden, durch welche man das Volk in den wüthenden Krieg gegen die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles hineinzuziehen sucht. Im Grund sind dies nichts anderes, als die schon im dreizehnten Jahrhundert von der Kirche verurtheilten Lehren der damaligen Irrlehrer, eines

mit dem Beispiele voran, Perugia ahmte dasselbe am 15. Juni nach. Die Verschwörer von 1848 und 1849 traten neuerdings an die Spitze. Der Cardinal mußte es mitansehen, wie das päpstliche Wappen heruntergerissen, der Sarde zum König ausgerufen, die sogenannte Befreiung Perugia's mit wüster Ausgelassenheit gefeiert wurde. Man wollte ihn bereden, die Stadt zu verlassen, um seine Person den Beschimpfungen und Gefahren zu entziehen.

Doch Pecci war nicht der Mann, der in Augenblicken der Gefahr seinen Posten verließ. Er hatte es 1848 und 1849 bewiesen, er bewies es in diesen schweren Tagen von 1859 und 1860 abermals. Die revolutionäre Erhebung war etwas zu früh ausgebrochen; denn noch war die Entscheidung in Oberitalien nicht gefallen, noch der Friede zwischen dem Sardenkönig und dem heiligen Vater nicht förmlich gekündet. Daher erschien schon am 20. Juni der päpstliche General Schmid mit seinen tapfern Schweizern vor der aufrührerischen Hauptstadt von Umbrien und forderte sie zur Uebergabe auf. Vergebens. Piemontesische Officiere führten das Commando und organisirten den Widerstand. Jedes Haus und besonders das Kloster der Benedictiner vor dem römischen Thore, von wo aus der Angriff erfolgen mußte, wurde in eine kleine Festung verwandelt. Aber in dem schrecklichen Straßenkampf vom 20. Juni warfen die Schweizer mit unwiderstehlicher Tapferkeit Alles vor sich nieder und waren schon gegen Abend vollständig Herren der Stadt. Nur fünf Tage hatte diesmal die Herrschaft der Revolution gedauert./

Abermals zeigte der Cardinal seine ganze Herzensgüte. Er war überall, wo es Elend zu lindern, Verwundete zu pflegen, Unterstützungen zu spenden galt. Pius IX., allezeit zum Verzeihen bereit und voll Liebe gegen die Verirrten, sandte ihm reichliche Mittel, den von der Revolution angerichteten Schaden wieder gut zu machen, und die Herzen des undankbaren Volkes durch erneute Wohlthaten wo möglich zur Erkenntniß und zur Umkehr zu bewegen. Aber diese Umkehr erfolgte nicht, wohl aber ein Stillstand in der Bewegung, bedingt durch die Vorgänge auf dem oberitalischen Kriegsschauplatze. Dort war inzwischen der Friede von Villafranca geschlossen worden, welcher zwar die ganze Lom-

bardei an Piemont gab, aber den weitergehenden Gelüsten der Revolution auf den Kirchenstaat und Neapel für einstweilen noch nicht entsprach. Für Napoleon wäre es denn doch etwas bedenklich gewesen, wenn er zum Umsturz der weltlichen Herrschaft des Papstes schon jetzt so unmittelbar und offen mitgewirkt hätte. Aber die Annexion der päpstlichen Provinzen war immerhin nur noch eine Frage der Zeit. Darüber war sich Niemand klarer, als der Cardinal von Perugia.

Während die Revolution durch ihre Wühlereien in den päpstlichen Staaten mit offener Unterstützung der sardinischen Regierung einen neuen Aufstand vorbereitete, während auch der französische Imperator durch die berüchtigte Broschüre Laguéronnière's seinen geheimen Gedanken dahin aussprach: „Die päpstliche Souveränität sei auf den Vatican und dessen Gärten zu beschränken," erließ der Cardinal diesen Angriffen gegenüber seinen berühmten Hirtenbrief über die weltliche Herrschaft der Päpste vom 12. Februar 1860. Es sind herrliche Worte, welche durch die jetzige hohe Stellung ihres Verfassers an Bedeutung nur noch gewonnen haben, und welche einem jeden wahren und denkenden Katholiken mit unverlöschlichen Zügen in Kopf und Herz geschrieben sein sollten, weil sie die so hochwichtige Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes mit erschöpfender Gründlichkeit beleuchten. Wir lassen das hochwichtige Schreiben um so lieber fast dem ganzen Wortlaut nach folgen, als es den aufmerksamen und denkenden Leser selbst einen tiefen Blick in Geist und Herz seines Verfassers werfen läßt./

Eingangs zerreißt der Cardinal das Gewebe von Lügen, durch die man damals, wie noch heute, den Raub des Kirchenstaates zu beschönigen suchte, indem er schreibt:

„Unter die falschen, der Ordnung und Einrichtung der Kirche zuwiderlaufenden Lehren, welche heutzutage mit der größten Arglist verbreitet werden, müssen durchaus jene gezählt werden, durch welche man das Volk in den wüthenden Krieg gegen die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles hineinzuziehen sucht. Im Grund sind dies nichts anderes, als die schon im dreizehnten Jahrhundert von der Kirche verurtheilten Lehren der damaligen Irrlehrer, eines

liche, willkürliche Gewalt betrachtet werden würde? Wer für den höchsten Zweck zu sorgen hat, kann vernünftiger Weise nicht jenen untergeordnet sein, welche für niedrigere, nur als Mittel für den höchsten dienende Zwecke zu wirken haben. Es hieße die Ordnung umkehren, wenn der commandirende General dem Oberst, oder der Souverain den Verwaltungsbeamten unterstellt würde. Vergessen wir nur nicht die Wahrheit, welche Glaube, Vernunft und eigene Erfahrung uns bezeugen: daß die Glückseligkeit dieses Lebens, für welche die Könige der Erde eingesetzt sind, indem sie die Ruhe, den Frieden, die moralische Ordnung aufrecht erhalten, lediglich ein Mittel zur Erlangung der ewigen Glückseligkeit ist. Nur die letztere ist der Endzweck des Einzelnen und der Gesellschaft; und mit der Sorge für denselben ist vor allen der Papst beauftragt, der von Christus den Beruf empfangen hat, die Völker zur ewigen Seligkeit zu führen.

„Die geistliche Oberhoheit über die ganze Kirche schließt also ihrer Natur nach das Unterthanenverhältniß unter eine weltliche Macht aus. In den ersten Jahrhunderten verdankten zwar die Päpste ihre Unabhängigkeit nicht ihrer weltlichen Herrschaft, sondern dem Martyrium. Es war das ein weiser Rathschluß der Vorsehung, welche der Welt zeigen wollte, daß die Gründung und Ausbreitung der Kirche einzig und allein ihr Werk sei, und auf keine irdische Macht sich stütze. Thatsächlich waren daher die römischen Päpste damals den weltlichen Herrschern unterworfen; aber es ist ganz und gar undenkbar, wie dieser Zustand auch ein rechtlicher hätte sein können. Die höchste geistliche Gewalt des Papstthums trug von ihrem Ursprunge an den Keim der weltlichen Herrschaft in sich, und in dem Maße, wie jene sich entfaltete, entwickelte sich auch diese unter den durch die Zeitverhältnisse gegebenen Bedingungen. Wir sehen daher in der Geschichte, wie die Päpste schon in den ersten Jahrhunderten mit reichen Geschenken ausgestattet wurden, wie sie ausgedehnte Besitzungen erwarben und auf denselben die oberste bürgerliche Gerichtsbarkeit ausübten. Fast unbemerkt und gewissermaßen gegen ihren Willen gelangte diese Macht in ihre Hände, wie das der berühmte Joseph de Maistre so vortrefflich nachgewiesen hat. Diejenigen, welche

den Papst der weltlichen Macht entkleiden möchten, wollen (so sagen sie), daß die Kirche zu den ursprünglichen Verhältnissen ihres Daseins zurückkehre, jedoch mit dem ungeheuren Unterschiede, daß sie einen Zustand, der nach der Bestimmung der Vorsehung nur der Ausgangspunkt für die Größe der Kirche sein sollte, zum regelmäßigen und natürlichen Zustande des Christenthums machen.

„II. Doch wenden wir uns von dem Begriffe der geistlichen Oberhoheit zu der freien Ausübung derselben. Wie könnte das Haupt der Kirche in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt frei sein, ohne aus der weltlichen Souveränität die Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse zu schöpfen? Der Papst soll die Hinterlage des Glaubens unversehrt bewahren, die geoffenbarten Wahrheiten rein und unverfälscht unter allen Gläubigen behüten, welche Glieder der großen, bei allen Völkern und Nationen des Erdkreises verbreiteten katholischen Gesellschaft sind. Daraus folgt, daß er frei mit den Bischöfen, mit den Fürsten und den Unterthanen verkehren muß, damit sein Wort — der Ausdruck des göttlichen Willens — ohne Hinderniß überall Hilfe bringen und nach den canonischen Bestimmungen verkündet werden kann. Nun denke man sich, der Papst sei Unterthan einer Regierung und während eines gewissen Zeitraumes der Freiheit beraubt, seines apostolischen Amtes zu walten. Wenn dann irgend eines seiner Verbote oder irgend eine seiner Entscheidungen das Ohr seines Souverains unangenehm berühren würde, dessen Ansichten oder dem, was man Staatsraison nennt, zu widersprechen schiene: Drohungen, Verfolgungsgesetze, Gefängniß und Verbannung würden dann nicht ausbleiben, um die Stimme der Wahrheit zu unterdrücken. So haben fast alle Päpste der ersten Jahrhunderte ihr Amt nur verwalten können, indem sie standhaft den Martyrtod erduldeten.

„Es würde genügen, aus neuerer Zeit an Pius VII. zu erinnern, um zu zeigen, zu welchem Unheil und zu welchen Verwickelungen für die Kirche Christi es führe, wenn die römischen Päpste einer weltlichen Gewalt unterworfen sind. Es wäre nicht einmal nöthig, zu Gefängniß und Verbannung zu greifen, um den Päpsten, welche Unterthanen einer Regierung geworden sind, die Hände zu binden. Man weiß, wie leicht es der bürgerlichen

Gewalt ist, durch indirecte Mittel die Wege der Oeffentlichkeit zu versperren, die Mittel des Verkehrs zu entziehen, die Verbreitung der Wahrheit zu hindern und der Lüge freie Bahn zu lassen.

„Wie wäre es in einer solchen Lage möglich, die unzähligen Angelegenheiten der Kirche zu regeln, über die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wachen, für den Cultus und die Disciplin zu sorgen, Bullen und Encykliken zu veröffentlichen, Concilien zusammenzuberufen, den Bischöfen die canonische Institution zu ertheilen oder zu verweigern, Schismen zu beseitigen, die Ausbreitung der Häresieen zu hindern, religiöse Streitigkeiten auszugleichen, frei zu den Königen und zu den Völkern zu reden, Nuntien und Gesandte zu schicken, Concordate abzuschließen, Censuren zu verhängen, mit Einem Worte alle Pflichten der geistlichen Gewalt zu erfüllen und alle ihre geheiligten Rechte aufrecht zu erhalten? Indem man dem Papste seine weltliche Herrschaft nimmt, gelangt man also dahin, ihm die Ausübung seiner geistlichen Gewalt unmöglich zu machen. Man will seinen Händen das königliche Scepter entreißen, um den freien Gebrauch der Schlüsselgewalt zu hindern. Man will im letzten Grunde dem Oberhaupte der Christenheit die nothwendige Herrschaft über den mystischen Leib der Kirche entziehen, was nichts anderes heißt, als der Kirche selbst das Leben nehmen.

„Wenn der Papst der Freiheit entbehrte, würden die christlichen Völker das Vertrauen zu ihm verlieren. Er trifft Entscheidungen, welche sich unmittelbar auf unsere höchsten und heiligsten Güter beziehen, auf unser Gewissen, unsern Glauben, unsere ewige Seligkeit. Jeder Katholik verlangt und hat ein Recht, zu verlangen, daß der Spruch in solch' wichtigen Fragen aus einem freien Munde komme, so daß nicht einmal der Verdacht Platz greifen kann, der Spruch sei von einem fremden Einfluß dictirt oder erzwungen worden. Er verlangt also, der Papst solle notorisch in einer Lage sein, welche nicht blos eine wirklich unabhängige ist, sondern auch in den Augen aller Gläubigen des Erdkreises als unabhängig erscheint. Wie könnten nun die Katholiken der verschiedenen Nationen die Entscheidungen ihres Vaters und Lehrers

für frei von jeglichem Einfluß erachten, wenn derselbe Unterthan eines französischen oder italienischen, deutschen oder spanischen Fürsten ist!

„Deshalb hat dieses Attentat in der gesammten katholischen Welt einen Schrei der Entrüstung hervorgerufen; der Raub, den man am Patrimonium der Kirche begehen will, schließt die Unterdrückung und Knechtschaft des gemeinsamen Vaters der Seelen in sich. Ich spreche nicht von den Schwierigkeiten, welche hieraus für die freie Wahl der Päpste entstehen; nicht von den Verhältnissen, welche aus Kriegen zwischen katholischen Mächten erwachsen müßten; nicht von dem Falle, wo ein Papst angeklagt und vor den Gerichtshof irgend eines neuen Kaiphas oder Pilatus geführt werden würde. Es bedarf keiner weitern Beweise, wo der hartnäckige Kampf der Gottlosen gegen den Stellvertreter Christi, um demselben die Krone des weltlichen Fürsten zu entreißen, genugsam bezeugt, welch' hohe Bedeutung man der weltlichen Gewalt für die wirksame Handhabung der geistlichen Autorität beimißt. Man haßt diese Krone, weil man einsieht, welchen Schutz sie der Religion leiht, der man den Tod geschworen hat. Die Feinde der Kirche sind hievon so fest überzeugt, daß sie sogar wähnen: wenn das Haupt des Katholicismus einmal von seinem Thron herabgestiegen sei, werde auch der Katholicismus selbst allmählich zu Grunde gehen.

„Die Beseitigung der weltlichen Gewalt," schrieb ein Gottloser (Mazzini), „würde offenbar die Befreiung (!) der Geister von der geistlichen Autorität nach sich ziehen." Deutlicher noch spricht die infernale Freude, mit welcher heute die rationalistischen und atheistischen Zeitungen Englands, Frankreichs und Belgiens die Dämmerung des Tages begrüßen, an welchem sie mit dem Sturz des päpstlichen Thrones den Untergang des Katholicismus zu sehen meinen. Die Thoren! Nach einer Erfahrung von achtzehn und einem halben Jahrhundert erkennen sie noch nicht die Kraft dieses Felsens, an welchem sich stets gemäß der göttlichen Verheißung die Mächte der Unterwelt abnützten, ohne etwas anderes zu erreichen, als neue Triumphe für die Kirche, welche Gottes Hand auf diesen Felsen baute.

„Euer Blick, geliebteste Brüder, muß tiefer eindringen, um die Natur der heut zu Tage erneuerten Verfolgung der Kirche vollkommen zu begreifen. Es ist nur die Fortsetzung des alten Kampfes, welchen die Hölle gegen die Kirche Christi führt. Wieder aufgenommen wurde er systematischer und umfassender von der französischen Revolution, und heute hofft man ihn siegreich zu beenden. Es wäre kindisch, sich darüber Illusionen zu machen. Die Häupter sagen es ohne Umschweife in ihren Büchern und Zeitungen, und noch deutlicher in ihren finstern Versammlungen. „Unser Endziel," sagen sie offen, „ist das Ziel Voltaire's und der französischen Revolution: die totale Vernichtung des Katholicismus und sogar der christlichen Idee." Dies erstreben die in verschiedenen Städten Italiens bereits eröffneten Schulen des Protestantismus, die Feindseligkeiten gegen den Klerus, die Losreißung der Gesetze, des Unterrichts, der Ehe und überhaupt der ganzen Gesellschaft von der sogenannten theokratischen Tyrannei. Unabhängigkeit, Aufschwung, Fortschritt, Freiheit im Sinne unserer Gegner bedeutet: den katholischen Cultus abschaffen, die Religion Christi ausrotten, den Glauben aus den Herzen reißen, Rückkehr zur Finsterniß des Heidenthums. Der Plan der Verschwörung ist klar für Jeden, der noch sehen will, und man führt ihn aus, — beachtet dies wohl! — indem man hoch und theuer versichert und schwört, man wolle der Religion nicht im mindesten nahe treten. Dem gegenüber gibt es keinen Mittelweg; man muß für Christus sein, für seine Kirche, also für den Papst, welcher der Statthalter des erstern und das sichtbare Oberhaupt der letztern ist, oder für die Feinde unseres Glaubens. Das ist keine politische Frage mehr, sondern eine Frage des Gewissens. Es ist nicht mehr erlaubt, zu schwanken zwischen Christus und Belial; feige würden wir sein vor den Menschen, schuldig vor Gott. „Wer nicht für Mich ist, der ist wider Mich."

Mit einer Aufforderung zu innigem Anschluß an den Mittelpunkt der katholischen Einheit, zum Gebet und zur Anrufung der heiligen Jungfrau schließt das herrliche Schreiben.

So überzeugend und eindringlich der Cardinal in demselben die weltliche Macht des Papstes vertheidigte, sie sollte noch im gleichen

Jahre 1860 einen neuen schweren Stoß erleiden. Die Wogen der Revolution stiegen immer höher, und der Kirchenstaat glich einer Insel im tobenden Meere. Wohl schaarten sich Freiwillige, die sogenannten päpstlichen Zuaven, um den schwer bedrohten Vater der Christenheit; wohl stellte sich der heldenmüthige französische General Lamoricière, der berühmte Besieger Abdel Kader's, an ihre Spitze; wohl wäre das kleine, aber tüchtige päpstliche Heer leicht im Stande gewesen, die Ruhe und Ordnung im Kirchenstaat gegen die innern Feinde aufrecht zu halten. Aber das war es nicht, was die gekrönte Revolution unter Victor Emanuel wollte. Ohne Kriegserklärung rückten die Piemontesen im September in die Marken und Umbrien ein; General Cialdini überfiel mit einer Uebermacht von 70,000 Mann das kleine päpstliche Heer unter General Lamoricière bei Castelfidardo in der Nähe von Loreto, und überwand es nach heldenmüthiger Gegenwehr. Es war am 18. September 1860./

/ Schon vorher war das Schicksal von Perugia entschieden worden.

General Fanti war bereits am 14. September an den Thoren der Stadt erschienen. Es war ein fürchterlicher Schreckenstag für den Cardinalbischof. General Schmid mit seinen wenigen Schweizern konnte an ernsten Widerstand nicht denken und zog sich in das nothdürftig wieder aufgebaute Castell zurück. Ungehindert und unter dem Jubel der bethörten Bevölkerung, der gar schmerzlich zu den Ohren des Cardinals drang, rückten die Piemontesen bis auf den Domplatz vor, von wo die breite Straße des Corso nach dem Castell führte. Hier, durch das Rathhaus gedeckt, luden sie ihre Geschütze in dem Hofraume vor dem bischöflichen Palast und schoben sie dann zum Feuern auf den Corso vor.

Trotz dieser günstigen Position zog sich der Kampf in die Länge. Da wurde plötzlich durch einen boshaften Perusiner das Gerücht ausgesprengt, daß sich auch im bischöflichen Palaste Schweizer befänden. Sofort stürmten die Piemontesen gegen diesen, und suchten mit Aexten das Thor zu sprengen. Da eilte Joseph Pecci, von einem Diener begleitet, hinunter, öffnete, trat unter die wüthenden Soldaten, um sie zu beschwichtigen. Aber schon war ihm

das Bayonnett auf die Brust gesetzt, und nur der Dazwischenkunft des Hauptmanns Pallavicini verdankte er sein Leben. Dafür ließ dieser alle Matrazen und Strohsäcke, das Nachtlager des Cardinals nicht ausgenommen, zu den Fenstern hinauswerfen, um sie als Barricaden gegen die Schweizer zu gebrauchen. Die Soldaten zerschnitten die Betttücher und machten sich Fußbinden daraus; andere holten Wein aus den Kellern; wieder andere drangen in das Seminar und nahmen, was ihnen in die Hände fiel. Erst am Abend capitulirten die Schweizer im Castell aus Mangel an Munition.

Das Werk der Ungerechtigkeit war vollbracht, Perugia der italienischen Revolution zum Opfer gefallen, der Cardinal ein Unterthan der neuen Herren geworden. Was Pius IX. erst zehn Jahre später, mit dem 20. September 1870 erlebte, mußte sein dereinstiger Nachfolger schon mit dem 14. September 1860 über sich nehmen: den Kampf gegen die piemontesische Herrschaft, die, ein Kind der Revolution, ihren Ursprung weder verleugnen konnte noch wollte. Zu keiner Zeit seines Lebens erscheint der Cardinal bewunderungswürdiger, als gerade in dieser Periode schwerer Bedrängniß. Es ist von höchstem Interesse, zu sehen, mit welcher heldenmüthigen Entschiedenheit, gepaart mit kluger Besonnenheit und Maßhaltung, der Oberhirte die geheiligten Rechte der Kirche wahrte, den feindlichen Maßregeln der Regierung Schritt für Schritt entgegentrat, deren schlimme Folgen möglichst einzuschränken suchte, jedes Mittel ergriff, welches selbst unter diesen drückenden Verhältnissen, die Interessen der Religion, das Seelenheil der Gläubigen zu fördern geeignet erschien.

Der piemontesische Statthalter von Umbrien, Marchese Pepoli, ein alter berüchtigter Revolutionär, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die ganze Sündfluth kirchenfeindlicher Gesetze über die annectirten päpstlichen Provinzen zu ergießen. Den Anfang machte das Decret vom 31. October 1860 über die Einführung der Civilehe.

Noch im December 1860 stellte sich der Cardinal an die Spitze der umbrischen Bischöfe, und legte feierlich Verwahrung dagegen ein. Die Maßregel des königlichen Statthalters war nicht

blos ein Faustschlag in das Gesicht der Kirche, sie war auch überdies ganz ungerecht, weil die Civilehe von den Kammern des italienischen Königreiches noch nicht einmal genehmigt, daher ohne gesetzliche Kraft war. Umsonst; die Verordnung erhielt mit dem 1. Januar 1861 Geltung, und die Bischöfe konnten vor der Hand nichts Weiteres thun, als daß sie den Pfarrern Weisungen zugehen ließen, wie sie unter obwaltenden Umständen zu verfahren hätten. Damit gab sich aber der Cardinal nicht zufrieden; er arbeitete eine ausführliche und gründliche Denkschrift gegen die Civilehe aus, in deren erstem Abschnitt er nachweist, wie die Civilehe im Widerspruch stehe einerseits mit der Verfassung, in welcher die katholische Religion als die Staatsreligion des neuen Königreichs Italien anerkannt ist, anderseits mit den Grundsätzen und Glaubenslehren der katholischen Kirche. Im zweiten Abschnitt zeigt er, daß der Keim dieses modernen Institutes im Protestantismus liegt, welcher die Ehe als Sacrament verwarf, und sie damit vom Boden der Religion losriß. Aber erst die französische Revolution entwickelte diesen Keim zur eigentlichen Civilehe. Der dritte Abschnitt beleuchtet an den einzelnen Bestimmungen der Gesetzesvorlage deren Widersprüche mit den Glaubenslehren der Kirche, die verderblichen Folgen für die öffentliche Sittlichkeit und Religiosität, für das Gewissen der Einzelnen, die Untergrabung des Familienlebens und damit nothwendig auch der ganzen socialen Ordnung.

Daß auch dieser Schritt keinen Erfolg haben würde, wußte Pecci zum voraus; darum erließ er zugleich auf Grund seiner Denkschrift genaue Weisungen über die Ehe-Angelegenheiten an seine Seelsorgsgeistlichen. Sie sollten das Volk über diesen wichtigen Punkt in ihren Predigten und Katechesen allseitig und gründlich belehren, um die traurigen Folgen des staatlichen Gesetzes wenigstens nach Möglichkeit zu verhindern und abzuschwächen.

Nicht genug. Der Cardinal richtete am 27. September 1861 unmittelbar an den König Victor Emanuel einen Brief, in welchem er mit apostolischem Freimuthe die eben so ungesetzliche, als religionsfeindliche Willkürmaßregel des Marchese Pepoli in ihrem wahren Lichte darstellte und um deren Aufhebung nachsuchte.

Sein Bote fand beim Fürsten keinen Zutritt. Auch dieses schreckte ihn nicht ab. Schon am 21. März 1862 richtete er im Verein mit den andern Bischöfen der Kirchenprovinz eine neue Denkschrift an das Ministerium, natürlich wieder ohne Erfolg. Nicht besser erging es den Schritten, welche die Bischöfe im Juni 1863 und Februar 1865 durch eine Eingabe an den König thaten. Als endlich im Frühling des Jahres 1865 die Vorlage über die Civilehe in der Kammer zu Turin zur Verhandlung kam, trat der Cardinal im Verein mit seinen Amtsbrüdern noch einmal in einer Denkschrift vom 8. März 1865 vor die Gesetzgeber, schilderte die schlimmen Folgen, welche seit der Einführung derselben in Umbrien bereits zu Tage getreten, und forderte auf Grund solcher Erfahrungen und mit Hinweis auf die frühere bischöfliche Denkschrift vom Jahre 1861 die Zurückweisung der Vorlage und die Aufhebung der Civilehe in Umbrien. Die revolutionären Kammern gingen selbstverständlich auch über diese Vorstellungen zur Tagesordnung über, und damit war jeder weitere Widerstand zur Unmöglichkeit geworden.

Pecci war durch diesen Ausgang betrübt, überrascht nicht; das Ende war ihm schon am Anfang klar gewesen. Was aber in diesem fünfjährigen Kampfe mit Recht Bewunderung verdient, das ist die unermüdliche Ausdauer, welche der Cardinal in demselben bewies, und welche einen so hervorstechenden Zug in seinem Charakter bildet.

Bald nach der Einführung der Civilehe dehnte der Marchese Pepoli auch das Klostergesetz auf Umbrien aus (11. December 1860). Es war ein neuer, schwerer Angriff auf die Kirche selbst, welche in den religiösen Orden stets ein wichtiges und vorzügliches Glied ihres Organismus erblickte. Gegründet auf die evangelischen Räthe leiten sie ihre Berechtigung aus der Lehre des Erlösers selbst ab, und die Feindschaft gegen sie kehrt ihre Spitze daher immer offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt gegen die Kirche und das Christenthum selbst. Binnen drei Monaten sollten die Klöster geräumt sein, Mönche und Nonnen wurden auf die Gasse geworfen; die Klöster zu Kasernen, Magazinen, Verwaltungslocalen, Privatwohnungen umgewandelt; die Güter einge-

zogen; die Kunstschätze weggenommen und den staatlichen Sammlungen einverleibt. Nur wenige fanden vorläufig noch Gnade, aber auch diese waren durch das Verbot der Novizen-Aufnahme zu einem langsamen Tode verurtheilt.

Die Regierung griff nicht nur auf die Klöster und deren Güter, sie legte auch Hand an das Landhaus des Bischofs, das Missionshaus, den Stiftungsfond für die Exercitien der Priester, das Landhaus der Seminaristen. Sogar das Seminar sammt dessen Einkünften wurde ihm zeitweilig weggenommen, so daß er die Zöglinge in seinem Palast unterbringen und sich selbst auf die nothwendigsten Zimmer einschränken mußte. Brachte er auch vieles von dem Genannten in der Folge wieder an sich, manches blieb doch für immer verloren.

Ein besonders schmerzlicher Schlag war für ihn die Verweltlichung des Schulwesens. Die Schulen wurden seiner bischöflichen Autorität entzogen und der ausschließlichen Willkür der Staatsbehörde überantwortet; die Schulbrüder, die Damen vom heiligen Herzen mußten fort; an ihre Stelle traten weltliche Lehrkräfte, die niederzureißen suchten, was der Bischof mit so vieler Mühe und so großen Opfern aufgebaut hatte. Die neuen Gebieter wollten nicht blos die Leiber, sie wollten auch die Geister annectiren.

Auch die Weltgeistlichkeit bekam die schwere Hand der neuen Regenten zu fühlen. Es wurde ihr eine Ausnahmssteuer von sechs Procent, dem Kirchengut ein jährlicher Beitrag zu den kirchenfeindlichen Zwecken des Staates abgefordert, der ein Drittheil des Einkommens verschlang.

Die Angriffe der Regierung beschränkten sich indessen nicht auf den äußern Bestand und die Güter der Kirche, sie gingen selbst auf die Verfassung und die innern Angelegenheiten derselben. Die Geistlichen sollten von dem innigen Verbande mit ihrem Bischof, der Bischof und die Gläubigen von dem Verbande mit dem Papste wo möglich losgerissen und unter die Herrschaft des allmächtigen Staates gebracht werden. Darauf zielte das königliche Placet ab. Kein Erlaß des Papstes oder Bischofs sollte mehr veröffentlicht werden dürfen, ohne zuvor die Genehmigung der Regierung erhalten zu haben. Daß damit die freie Leitung der

Gläubigen durch die von Gott bestellten Hirten gehindert, die göttliche Mission der Kirche: Glaube, Sitte, Sacramente, kirchliches Leben, die höchsten Güter der Menschheit in ganz vernunftwidriger und empörender Weise von der Willkür einer Behörde abhängig gemacht werden sollten, die hiezu weder Beruf noch Befähigung hat, liegt klar zu Tage. Zu dem Placet kam noch das sogenannte Exequatur, in Folge dessen die Ernennung zu den bischöflichen Stühlen, zu Domherrenstellen, Pfarreien und anderen kirchlichen Beneficien von der Erlaubniß des Staates abhängig gemacht wurde. Damit sollten die vom Bischofe ernannten würdigen Geistlichen von echt kirchlicher Gesinnung ausgeschlossen, die Besetzung der kirchlichen Aemter in die Hände der kirchenfeindlichen Staatsbehörde gespielt, das Institut der sogenannten „Staatspfaffen" eingeführt werden, welche ihre Stellen der Gnade des Staates verdanken und sich daher in Allem als willige Werkzeuge, als bloße Beamte des Staates betrachten, seinen Gesetzen blinden Gehorsam leisten, und dafür in ihrer Auflehnung gegen die Kirche vom Staate geschützt werden. Wirklich verordnete der Statthalter Pepoli schon im November 1860, daß die wegen ihres Patriotismus (!) von den Bischöfen suspendirten Geistlichen eine monatliche Unterstützung von 60 Liren erhalten sollten.

Blieben in Folge des Exequatur's viele geistliche Stellen zum großen Schaden der Gläubigen verwaist, so wollte die Regierung noch ferners den Eintritt in den geistlichen Stand überhaupt möglichst erschweren und die Zahl der Geistlichen vermindern. Das bezweckte das Gesetz über die Militärpflicht der Candidaten des geistlichen Standes, ein Gesetz, das allerdings schon seit 1854 in Sardinien bestand, jetzt aber (1864) und zwar in verschärfter Geltung auch auf Umbrien ausgedehnt wurde. Der Cardinal versuchte in Gemeinschaft mit seinen Amtsbrüdern alle Mittel der Abwehr. In einem herrlichen Schreiben an den König wies er in schlagender Weise nach, wie diejenigen, welche sich dem geistigen Waffendienste der Religion und Gesittung widmen, zum wahren Wohle des Staates, zu seiner innern Festigkeit und Sicherheit unendlich mehr beitragen, als diejenigen, welche ihn blos mit der physischen Kraft ihres Armes vertheidigen.

„Majestät!“ so schrieb er an den König, „das höchste Gut einer Nation besteht in der Moralität, und diese empfängt sie nur durch die Religion und den segensreichen Einfluß ihrer Diener. Wenn aber der Unterricht in der christlichen Lehre, die Predigt des göttlichen Wortes, der Empfang der Sacramente, die Furcht und der Dienst Gottes in einem Volke aufhören, wird da die Gewalt der Waffen ausreichen, die Menschen auf dem Pfade der Pflicht zu erhalten?“

Wirklich erreichte er wenigstens so viel, daß das Gesetz für einige Zeit sehr milde gehandhabt wurde. Allein schon im Jahre 1869 kam es anders. Nicht nur wurden plötzlich alle dienstauglichen Seminaristen des betreffenden Jahrganges ohne Ausnahme, sondern auch die des frühern Jahrganges einberufen. Es war ein tödtlicher Schlag für das Seminar. Doch auch diesen wußte der Cardinal, wenn gleich mit den schwersten Opfern, großentheils unschädlich zu machen. Das Gesetz gestattete nämlich den Loskauf der dienstpflichtigen Leute. Nun stiftete er sofort einen Verein von Geistlichen und Laien, um durch jährliche Beiträge und Sammlungen die nöthigen Summen zum Loskauf der militärpflichtigen Seminaristen zusammenzubringen. Der Cardinal ging hiebei, wie in Allem, mit seinem Beispiele voran, und erhielt so immer die erforderliche Zahl von Candidaten des geistlichen Standes./

Im Gefolge der piemontesischen Truppen war noch ein anderer Feind in Perugia eingedrungen: die protestantische Propaganda. Sie zeigte sich in allen Städten Italiens, wo die Revolution sich festsetzte, und sollte Leo XIII., wie wir sehen werden, auch in Rom selbst wieder viel zu schaffen machen. Politische und kirchliche Revolution sind eben die nächsten Geistesverwandten und arbeiten als solche auf den gleichen Zweck hin; die eine wie die andere erblickt in der Kirche und deren Auctorität, dem Papstthum, ihren gemeinsamen und unversöhnlichen Gegner. So nisteten sich denn auch in dem ganz katholischen Perugia alsbald Sendlinge dieser Propaganda ein und suchten Anhänger zu gewinnen. Sie erfreuten sich natürlich des Schutzes und der Unterstützung der Regierung, welche ihnen die nöthigen Locale bereitwillig zur Verfügung stellt, wurden von den englischen Bibel-

gesellschaften reichlich mit klingenden Bekehrungsmitteln versehen, verbreiteten mit großem Eifer ihre Tractätchen, Bibeln und Erbauungsschriften, und errichteten im Jahre 1863 sogar eine sogenannte evangelische Akademie.

Schon im Jahre 1861 warnte der Cardinal in seinem Fastenmandat und später noch öfters die Gläubigen vor diesen Verführern, verbot ihre Schriften anzunehmen, ihre Versammlungen zu besuchen, und mahnte zum treuen Festhalten am allein wahren Glauben, zu gründlichem Unterricht in demselben, und erließ an die Seelsorger eigene Weisungen, wie sie der neuen Gefahr gegenüber aufzutreten und zu wirken hätten. Seine Bemühungen waren nicht vergebens, und er konnte zu seinem Troste die Wahrnehmung machen, daß die Irrlehre in Perugia keine Zukunft haben werde. Er that noch mehr: zwei religiöse Blätter, von denen das eine jede Woche, das andere monatlich erschien, wurden auf sein Betreiben und unter seinem Patronat in's Leben gerufen. Sie sollten den Kampf gegen den Protestantismus und Liberalismus führen, die wahren, katholischen Grundsätze in's rechte Licht stellen und gegen alle Angriffe vertheidigen.

Mehr als der Protestantismus, der in Italien nie Aussicht auf wirkliche Erfolge hat, war der Liberalismus zu fürchten. Er verband sich, wie in Italien überhaupt, so auch in Perugia mit der nationalen Idee eines einheitlichen, von Fremdherrschaft freien Reiches, und schöpfte gerade aus dieser Verbindung seine Stärke. Auch sonst gutgesinnte Leute ließen sich dadurch vielfach blenden und zur Parteinahme gegen Papst und Kirche bestimmen. Perugia hatte, wie wir gesehen, genug Proben davon abgelegt. Einen jährlich wiederkehrenden Anlaß zu öffentlicher Kundgebung fand diese liberale Strömung in der Feier des sogenannten Statuts, des italienischen Verfassungsfestes, das am 2. Juni stattfand.

Dieses Fest sollte nun auch in Perugia am 2. Juni 1861 zum ersten Male begangen werden, und zwar nicht nur durch weltliche Festlichkeiten, sondern auch durch Gottesdienst. Gegen letzteres legte der Cardinal bei den Behörden zum voraus Verwahrung ein. Und in der That! Konnte es einen bitterern

Hohn geben, als die Zumuthung, daß die Kirche den Triumph ihrer Feinde über sie gar noch selbst mitfeiern sollte? Kein Geistlicher des Bisthums gab sich dazu her. Dennoch wurde auf öffentlichem Platze ein Altar errichtet und von einem Militärgeistlichen ein Hochamt gehalten. Mit schmerzlicher Entrüstung protestirte der Cardinal gegen einen solchen Mißbrauch des Heiligsten, und brachte es wirklich dahin, daß das Statut in der Folge auf eine rein bürgerliche Feier beschränkt wurde. Aber die Grundsätze, deren Ausdruck das Verfassungsfest war, wucherten fort, es waren die des Liberalismus, jener weit verbreiteten und gefährlichen Pest unserer modernen Zeit. Unter dem Vorwande einer Trennung und gänzlichen Ausscheidung der Religion von den bürgerlichen und politischen Verhältnissen wird der Zwiespalt in die Herzen und Gewissen gepflanzt, und dieser Zwiespalt führt in naturnothwendiger Entwicklung, wenn auch anfangs vielleicht noch unbewußt und unbeabsichtigt, zur Parteinahme und Feindschaft gegen die Kirche. Er ist um so gefährlicher, als er seine eigentlichen Ziele sorgfältig verhüllt und gerade dadurch auch sonst Gutgesinnte leichter in seine Netze locken kann. Gegen diesen Feind richtete der Cardinal schon im März des Jahres 1864, also noch bevor Pius IX. seine berühmte Encyclica vom 8. December 1864 mit dem Syllabus erlassen hatte, einen Hirtenbrief, in welchem er die Quellen dieses Liberalismus aufdeckte und eindringlich vor demselben warnte.

So trat der Cardinal, selbst unter der Gewaltherrschaft der sardinischen Bayonnette, mit der größten Entschiedenheit für die Rechte der Wahrheit und der Kirche in die Schranken. Aber gerade diese so bewunderungswürdige Haltung, in welcher Festigkeit mit weiser Mäßigung so schön gepaart erscheint, war es, was den italienischen Behörden, wie Minister Ratazzi bekannte, unwillkürlich Achtung, ja eine gewisse Scheu vor dem tadellosen, keine Blöße darbietenden Kirchenfürsten aufnöthigte. Wie gerne hätten sie gerade ihn für sich gewonnen, oder doch wenigstens zu einer, wenn auch nur stillschweigenden Anerkennung ihrer Sache bestimmt! Aber nicht einmal zu nahen wagten sie ihm mit einem solchen Ansinnen.

Wohl suchte der Cardinal nicht absichtlich Conflicte hervorzurufen, ging solchen vielmehr, so weit thunlich, aus dem Wege; aber wo ihm der Kampf aufgedrungen wurde, wie in den kirchenfeindlichen Gesetzen, da nahm er ihn unverzüglich und mit ausdauernder Zähigkeit auf. Wohl beobachtete er in Folge der ihm eigenen feinen Manieren alle Formen äußerer Höflichkeit, sandte z. B. bei dem Wechsel des Garnisons-Commando jeweilen dem neuen Befehlshaber seine Visitenkarte, suchte überhaupt ein erträgliches Verhältniß mit den einmal bestehenden Gewalten zu unterhalten, weil ihm dies durch das Interesse der Religion selbst geboten schien. Aber das war auch das Aeußerste, wozu er sich den ungerechten Machthabern gegenüber herbeiließ. Nie gestattete er einem italienischen Beamten, seine Schwelle zu überschreiten; nie trat er mit ihnen in andern als den gerade unvermeidlichen Verkehr; nie that er einen Schritt, der als eine Schwäche, geschweige denn als eine Anerkennung der vollendeten Thatsachen hätte gedeutet werden können.!

Der Cardinal wünschte dringend, daß der gesammte Klerus die Grundsätze einer mit Mäßigung und Klugheit gepaarten Entschiedenheit, welche er selbst in dieser Zeit der Verfolgung und politischen Schwierigkeiten befolgte, zu den seinigen machen möchte. Deswegen erließ er unter dem 19. Juli 1866 die Unterweisungen an seine Geistlichkeit über das Verhalten, welches sie unter den obwaltenden Verhältnissen beobachten sollten. In demselben bezeichnete er als die schneidigen Waffen in dem Geisterkampfe gegen die religiösen und politischen Irrlehren eine nicht blos oberflächliche, sondern gründliche Wissenschaft; eine Lauterkeit des Wandels, welche dem Volke als Spiegel dienen kann; einen heiligen Eifer, der durch umsichtiges Maßhalten seiner Würde nie etwas vergibt, und gerade dadurch selbst der Gegner Achtung erzwingt.

Was den Bischof in dieser schweren Zeit am meisten tröstete, war die musterhafte Treue seiner Geistlichen. Sie hielten fest zu ihrem Oberhirten und zur heiligen Sache der Kirche, erduldeten dafür bereitwillig gerichtliche Maßregelungen, Gefängniß, Verbannung. Nur drei hatten sich im Jahre 1861 verleiten lassen,

die vom abtrünnigen P. Passaglia verfaßte Erklärung gegen die weltliche Herrschaft des Papstes zu unterschreiben. Der Cardinal ermahnte sie in einem wahrhaft väterlichen Schreiben, sich doch nicht von den Ansichten der Kirche zu trennen, und verbot ihnen zugleich bis zu erfolgter Besserung jede geistliche Function. Statt aber in sich zu gehen, lieferten die Unglücklichen den Brief an die weltlichen Behörden aus. Der Staatsprocurator Manfredi ergriff mit Freuden die Gelegenheit, den Cardinal vor die Schranken zu fordern wegen Aufreizung zur Untergrabung der öffentlichen Ordnung. Die Citation wurde Sr. Eminenz in das Haus gesandt mit der Angabe des Tages und der Stunde, wo er im Gerichtssaale auf der Bank der Verbrecher erscheinen sollte. Manfredi rühmte sich öffentlich, er werde den Cardinal zwingen, zu kommen, und sollte er ihn durch die Gendarmerie vorführen lassen müssen. Als die Sache aber in Perugia ruchbar wurde, sprach sich unter der Bevölkerung die allgemeinste Entrüstung aus über die Schmach, die man ihrem Oberhirten anthun wollte; selbst die Liberalen stellten sich auf seine Seite.

Der Cardinal erschien natürlich auf die Vorladung nicht, und angesichts der öffentlichen Meinung wagte Manfredi seine Drohung nicht auszuführen. Der Proceß wurde in Abwesenheit des Angeklagten verhandelt und endete mit dessen völliger Freisprechung.

So viel auch die liberalen Perusiner über Kirche, Bischöfe und Geistliche schimpften, weil das nun einmal zum liberalen Wesen gehörte, zwei Namen blieben doch stets verschont und wurden immer mit Achtung ausgesprochen: Pius IX. und Cardinal Pecci./

4. Capitel.

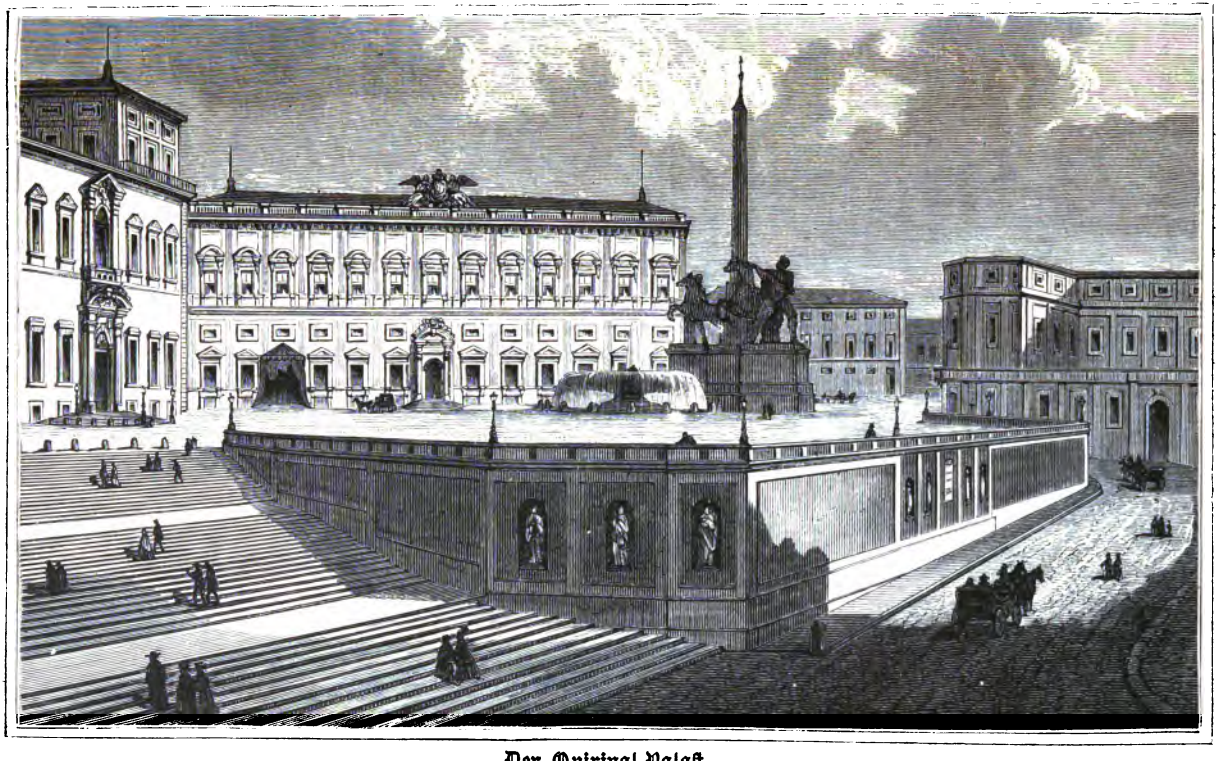
Vom Vaticanischen Concil bis zur Uebersiedlung nach Rom.
(1869—1877.)

Der Cardinal beim Vaticanischen Concil. — Rückkehr nach Perugia. — Sein Bischofsjubiläum. — Hirtenbrief über das unfehlbare Lehramt des Papstes. — Neue Mittel zur Förderung des religiösen Lebens unter dem Volke und der Geistlichkeit. — Wallfahrt nach Loreto. — Erster Hirtenbrief über Cultur und Kirche. — Beim Bischofsjubiläum Pius' IX. in Rom.

Die Auskündigung eines allgemeinen Concils durch Pius IX. auf den 8. December 1869 war ein Ereigniß, das die ganze Welt, Freund wie Feind, in Spannung versetzte.

Wie die deutschen Bischöfe von Fulda aus in einem Hirtenbriefe ihre Gläubigen zum Gebet und Vertrauen auf die Entscheidungen der heiligen Versammlung ermahnten und vor dem hinterlistigen Gegner warnten, so legte auch der Bischof von Perugia in seinem Hirtenbriefe vom 22. October die Aufgabe eines allgemeinen Concils dar, berichtigte die darüber in Umlauf gesetzten falschen Meinungen und ordnete überdies noch Predigten zur Belehrung des Volkes an. Nachdem er auf diese Weise als wachsamer Hirt für seine Heerde gesorgt, reiste er nach Rom ab. Seine Wohnung nahm er im päpstlichen Palaste des Quirinal, welcher jetzt dem italienischen König zur Residenz dient. Fünfzehn Kirchenfürsten wohnten dort neben ihm, darunter der Cardinal-Erzbischof Donnet von Bordeaux, die schweizerischen Bischöfe Greith von St. Gallen und Lachat von Basel und der eben erst consecrirte Oberhirte der Diöcese Rottenburg in Württemberg, Dr. Hefele.

Am 8. December 1869 fand die feierliche Eröffnung des Concils statt. Es war da eine Versammlung, wie sie die Kirche im Laufe ihrer langen Geschichte in solcher Großartigkeit nie gesehen. Ueber 700 Bischöfe fanden sich um den sichtbaren Stell-



Der Quirinal-Palaſt.

vertreter Christi vereint. Waren die frühern Concilien meist nur von Bischöfen eines Landes oder eines Theiles von Asien oder Europa besucht gewesen, so waren hier zum ersten Male alle Theile des Erdkreises bis zu den fernsten Gegenden von Asien, Afrika, Amerika und Oceanien vertreten. Die Erfindungen der Neuzeit hatten es möglich gemacht, daß sich die Kirche so recht als die katholische, das heißt allgemeine Weltkirche, den Augen Aller darstellen konnte. Aber es handelte sich da nicht um ein äußeres Schaugepränge; alle Welt fühlte, daß die großen Lebensfragen der Religion und mit ihnen die höchsten Interessen der menschlichen Gesellschaft zur Berathung stehen.

Der Umgang mit den Bischöfen aus allen Theilen der Welt mußte für den künftigen Statthalter Christi zu einer Schule der reichsten und vielseitigsten Erfahrung werden. Manchen der Kirchenfürsten trat er bei diesem Anlasse auch persönlich näher, so denjenigen, welche mit ihm im Quirinal zusammenwohnten. Aber auch andere lernten den Cardinalbischof von Perugia kennen und schätzen, darunter namentlich der verstorbene Fürsterzbischof und Cardinal Rauscher von Wien. Dieser lud ihn öfters zu Gaste, und wenn auch beide in der wichtigsten Frage des Concils nicht einig gingen, störte diese Meinungsverschiedenheit doch das gute Verhältniß nicht im Geringsten, so daß der schriftliche Verkehr auch nach der Vertagung des Concils bis zum Tode des österreichischen Kirchenfürsten fortdauerte.

Pecci nahm an den Arbeiten der Versammlung, die von so unermeßlicher Tragweite waren, den lebhaftesten Antheil. Zuerst wurden die Lehren über Gott und die göttliche Wesenheit, über sein Verhältniß zu der von ihm aus freier Liebe geschaffenen Welt, über seine natürliche wie übernatürliche Offenbarung, über Glaube und Vernunft dargelegt, und die hiegegen aufgetauchten Irrthümer einer falschen Wissenschaft verurtheilt. Dies geschah in der dritten öffentlichen Sitzung vom 24. April 1870.

Eine Frage drängte sich aber vor allen andern bald in den Vordergrund und beschäftigte auf das lebhafteste die Geister außerhalb des Conciliumssaales, — die Frage über die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes, die sogenannte Infallibilität. Auch im

Schooße des Concils gab es eine Anzahl Bischöfe, welche — nicht zwar die Lehre selbst beanstandeten, wohl aber die Ansicht verfochten, es sei nicht zeitgemäß — nicht opportun — dieselbe eben jetzt zu einem förmlichen Glaubenssatze zu erheben. Die große Mehrzahl der Concilsväter hielt es dagegen für ganz zeitgemäß — opportun — ja geradezu nothwendig, diesen Entscheid nicht länger hinauszuschieben, sondern die alte katholische Erblehre klar und offen hinzustellen. Zu dieser Mehrzahl der Opportunisten gehörte auch der Cardinalbischof von Perugia.

Der Geist Gottes, welcher nach Christi Verheißung jederzeit bei der Kirche bleibt, fügte es in weiser Absicht, daß die wichtige Frage in den Verhandlungen auf das Gründlichste erörtert, nach allen Seiten beleuchtet, jeder möglichen Einwendung gegenüber erst sicher gestellt werden sollte, bevor endlich der Ausspruch des unfehlbaren kirchlichen Lehramtes erfolgte. Dies geschah in der denkwürdigen Sitzung des Concils vom 18. Juli 1870, welche in unserem nachstehenden Bilde dargestellt ist. Im Beisein der Concilsväter erklärte es Pius IX. als einen von Gott geoffenbarten Glaubenssatz: „daß der römische Papst, wenn er von seinem Lehrstuhle aus (ex cathedra) spricht, das heißt, wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, eine von der gesammten Kirche festzuhaltende, den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre entscheidet, vermöge des göttlichen, im hl. Petrus ihm verheißenen Beistandes jene Unfehlbarkeit besitzt, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte; und daß daher solche Entscheidungen des römischen Papstes aus sich selbst, nicht aber erst durch die Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind."

So war denn die brennende Frage ein für alle Mal und unwiderruflich gelöst. Jeder Katholik wußte, woran er sich zu halten habe, und auch diejenigen, welche die Unzeitgemäßheit einer Entscheidung verfochten hatten, mußten jetzt vor der höhern Einsicht des vom heiligen Geiste geleiteten kirchlichen Lehramtes ihren Irrthum erkennen.

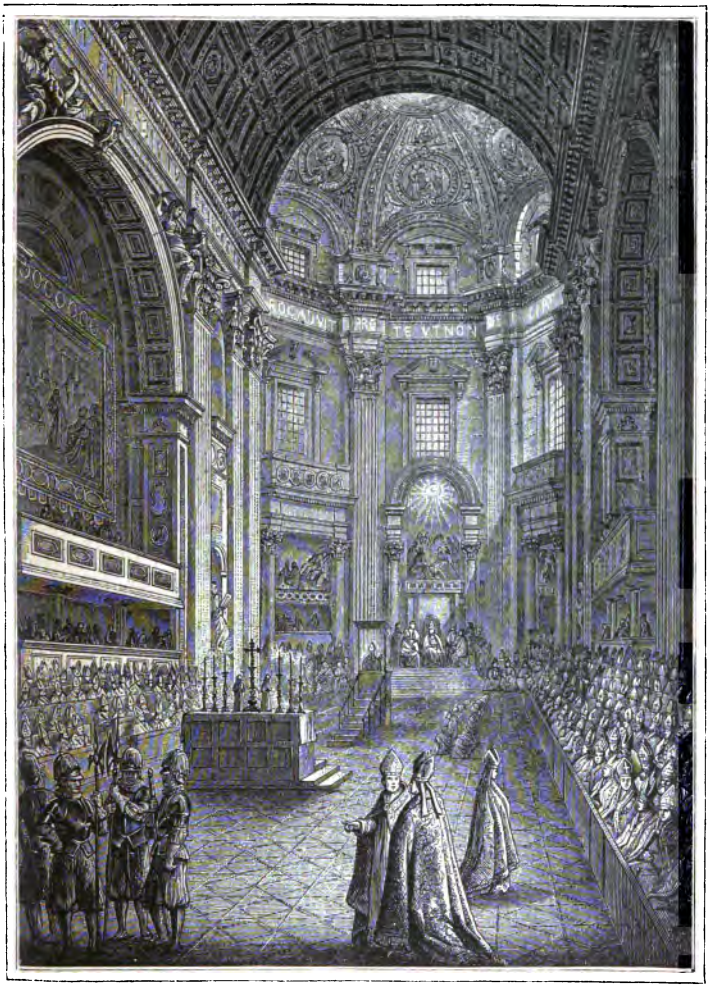
Je mehr die Kirche mit Hilfe der Verkehrsmittel der Neuzeit ihre Grenzen ausdehnte, desto enger mußten die Glieder des mystischen Leibes Christi mit dem Haupte vereinigt, an den Mittel- und Einheitspunkt herangezogen werden. Auch der Primat des Papstes, gerade so wie die ganze Kirche, sollte, von einfachen Anfängen ausgehend, die in ihn gelegte göttliche Lebenskraft immer mehr entfalten, um den veränderten Zeitverhältnissen gegenüber seine Aufgabe zum Wohle der Kirche ganz und voll erfüllen zu können.

Auf den Felsen Petri hatte Christus seine Kirche gebaut, auf der Festigkeit desselben — nicht dessen Schwächung — beruht daher auch der gesicherte Bestand des heiligen Gottesbaues. Seit der Reformation waren die Angriffe des Irrthums unmittelbar gegen diesen Felsen gerichtet gewesen, und eine verwandte Strömung hatte sich sogar in katholischen Ländern bemerklich gemacht im Gallicanismus, Jansenismus, Josephinismus, wie neuestens in einer sogenannten „freien Wissenschaft".

„Los von Rom," tönte es auch aus deutschem Munde, und hierin lag eine Gefahr von unberechenbarer Tragweite. Alle glaubensfeindlichen Zeitrichtungen standen mit ihren Sympathieen getreulich zu diesen Bestrebungen. Durch die Entscheidung vom 18. Juli 1870 war nun diese Gefahr glücklich beschworen, und die Kirche, in sich neu gefestigt, konnte den ihr bevorstehenden Angriffen getrost entgegensehen. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Die Antwort der Hölle auf das Vaticanische Glaubensbekenntniß war die in einem Theile von Deutschland und der Schweiz in Scene gesetzte altkatholische Bewegung und der Zug gegen Rom.

Schon während des Sommers 1870 hatten sich die Wetterwolken zusammengezogen, am gleichen 18. Juli erfolgte die Kriegserklärung zwischen Deutschland und Frankreich. Pecci eilte gleich den andern Bischöfen in seine Diöcese zurück. Die Ereignisse drängten sich. Der preußische Feldherr Moltke führte seine Schläge so rasch, daß eine Macht, wie Frankreich, in kurzen Wochen vor den Augen des erstaunten Europa besiegt am Boden lag. Napoleon hatte am 6. August, am Tage der Schlacht von

Wörth, die französische Besatzung zurückgezogen und damit den Rest des Kirchenstaates mit der christlichen Hauptstadt Rom den



Schlußsitzung des Vaticanischen Concils.

schon lange lauernden Piemontesen preisgegeben. Jetzt, wo Frankreich ohnmächtig war, bekamen die Piemontesen Muth. Pecci

sah, wie sich die Heersäulen Victor Emanuel's unter General Cialdini gegen Rom wälzten.

Am 20. September wurde an der Porta Pia Bresche geschossen; die Eroberer zogen ein und setzten die Hauptstadt der katholischen Welt zur Hauptstadt ihres auf den Trümmern der heiligsten Rechte gegründeten Reiches herab. Pius war zum zweiten Male ein Gefangener der Revolution in seinem eigenen Palaste. Der Cardinal von Perugia gab unter den ersten seinen Gefühlen des Schmerzes in einer Zuschrift an den hl. Vater Ausdruck.

Wenn sich bei einem Gewitter die schwarzen Wolken über einer Gegend zusammenziehen, so pflegt es dafür an andern Orten aufzuhellen. So zog sich jetzt die ganze Wuth der Revolution über Rom zusammen, sie entlud sich über dem Haupte Pius' IX., indessen für den Cardinalbischof in Perugia eher eine ruhigere Periode anbrach. Er benützte dieselbe auf das Beste.

Am 19. Januar 1871 wurden es 25 Jahre, seit Pecci zum Bischof von Perugia ernannt worden war. Wie vieles hatte er in dieser langen Zeit für seine Heerde gethan? Was war natürlicher und berechtigter, als daß diese ihre freudige Dankbarkeit gegen den treuen Hirten an den Tag zu legen suchte? Wohl war jede öffentliche Feier dieses Jubiläums verboten; um so glänzender gestaltete sich dafür die kirchliche. Im reich geschmückten Dom drängten sich die Gläubigen in dichten Schaaren und gaben dem verehrten Oberhirten in lautem Jubel ihre Anhänglichkeit und Liebe zu erkennen. Das Geschenk einer prächtigen Statue der allerseligsten Jungfrau, von einem Perusiner Künstler aus Erz gefertigt, sollte ihm das Andenken an den schönen Tag stets lebendig vor Augen stellen.

Der Bischof lohnte diese Liebe durch erneute unermüdliche Thätigkeit für das geistige Wohl der ihm anvertrauten Seelen. Zuerst erließ er seinen Hirtenbrief über die Unfehlbarkeit. Er wählte hiefür in sinniger Weise die Feier des Papstjubiläums am 18. Juni 1871, jenes merkwürdige Datum, an dem sich der Spruch: „Annos Petri non videbis" („kein Papst werde wie Petrus 25 Jahre regieren") zur unaussprechlichen Freude der Katholiken an Pius IX. zum ersten Male nicht bestätigte.

In der ihm eigenen lichtvollen Bilderſprache legt der Cardinal die vom Vaticanum definirte Lehre der gemeinen Faſſungskraft nahe: „Wie aus einer einzigen Quelle zahlreiche Bäche ausgehen und genährt werden, wie die verſchiedenen Zweige eines Baumes alle auf dem Stamme ruhen, aus deſſen Lebensſaft ſie ihr Wachsthum ſchöpfen, ſo haben auch im Haushalte Gottes die Vorſteher der einzelnen Kirchen Leben und Kraft dadurch, daß ſie durch die Bande der hierarchiſchen Unterordnung mit ihrem Oberhaupte, dem Papſte zu Rom, verknüpft ſind. Schneidet dieſe Bande durch und jene Auctorität wird dahinfallen, wie die Bäche, welche mit der Quelle nicht mehr zuſammenhängen, austrocknen; wie die Zweige, die vom Stamme abgeſchnitten ſind, verdorren. Wie kann das Wort des Herrn in Erfüllung gehen, daß die Pforten der Hölle weder durch Gewalt, noch durch Liſt, noch durch Irrthum etwas wider die Kirche vermögen ſollen, wenn ſie gegen den Eckſtein Macht hätten, auf dem das Gebäude ruht? — Hat nicht Chriſtus für Petrus gebetet, daß ſein Glaube nicht wanke? Und wird dieſes Gebet vielleicht wirkungslos geblieben ſein? Nein, gerade in Folge und Wirkung dieſes Gebetes legt Jeſus Chriſtus dem Petrus die Pflicht auf: „Stärke die Brüder!“ An ihn iſt noch beſonders das Wort des göttlichen Meiſters gerichtet: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ Jene Pflicht hätte Petrus nicht erfüllen können zum Heile der Kirche, wenn er ſelber im Glauben hätte fehlen können. Empfing die Kirche, unfehlbar in ihrem Glauben, von ihrem göttlichen Stifter die Weiſung, gelehrig und ohne Widerſpruch die Stimme eines Lehrers zu hören, der irren und fehlen könnte, dann wäre ſie ſtatt einer Säule und Grundfeſte der Wahrheit vielmehr die Synagoge des Teufels zu nennen.“/

Der Cardinal mußte übrigens die vaticaniſche Entſcheidung nicht erſt lange beweiſen, weil die Lehre von der Infallibilität in der Kirche von Perugia nie verdunkelt geweſen war. Um ſo eifriger ſuchte er das religiöſe Leben ſeiner Diöceſanen durch alle Mittel zu fördern. Die Unwiſſenheit oder blos oberflächliche Kenntniß in den Wahrheiten der heiligen Religion iſt eine Hauptquelle der Gleichgiltigkeit und des Unglaubens. Um ſie zu ver-

stopfen und seine Gläubigen im Glauben zu stärken und gegen die Angriffe der falschen Grundsätze zu festigen, ließ er häufige Predigten und Conferenz-Vorträge halten. Während der Mai-Andacht war im Dome jeden Abend ein religiöser Vortrag; das Gleiche ordnete er auch für die Feier des dem hl. Joseph geweihten Monats März an. In den fünf größten Kirchen der Stadtviertel wurden jeden Sonntag Abends katechetische Vorträge gehalten. Er stiftete einen eigenen Verein von Missionspriestern, „Arbeiter im Weinberge des Herrn" genannt, für die er eigene Statuten verfaßte. Sie mußten Volksmissionen, Priester-Exercitien halten, wenn Seelsorger erkrankten, in den Pfarreien den Gottesdienst besorgen und überhaupt zu außerordentlicher Aushilfe bereit sein.

„Los von Christus!" ist das Losungswort der Feinde. Dagegen kam unter dem gläubigen Volke eine Andacht mehr und mehr in Aufnahme, welche gerade den innigsten Anschluß an den göttlichen Erlöser bezweckt: es ist die Andacht zu dem hl. Herzen Jesu. Die auf dem Vaticanum versammelten Bischöfe sahen in derselben ein von der Vorsehung bezeichnetes Heil- und Gnadenmittel gegen die drohende Entchristlichung; der hl. Vater begünstigte und empfahl sie in angelegentlicher Weise. Die Folge davon war, daß in den meisten Bisthümern eine feierliche Weihe an das hl. Herz Jesu und in Verbindung damit auch an das hl. Herz der vom Sohne unzertrennlichen Gottesmutter vorgenommen wurde. Der Cardinalbischof von Perugia ging unter den Ersten mit seinem Beispiele voran. Er vollzog die Weihe seines Bisthums an die hl. Herzen in den Jahren 1872 und 1873 unter großen Feierlichkeiten. Als er schon den Stuhl Petri bestiegen, gedachte er in einer Ansprache vom 24. November 1879 dieser tröstlichen Feste. „Noch jetzt," äußerte er, „jubelt Unser Herz, wenn Wir gedenken, mit welch' begeisterter Frömmigkeit, Andacht und Liebe die Gläubigen Unserer warmen und nachdrucksamen Aufforderung entsprachen und wie reiche Früchte damals eingesammelt wurden."

Pius IX. hatte ihn im gleichen Jahre 1873 zum Protector der Erzbruderschaft vom dritten Orden des hl. Franciscus ernannt. Sie hatte ihren Hauptsitz im benachbarten Assisi.

Der Cardinal war selbst ein eifriges Mitglied derselben; mehr denn einmal hatte er bei den Franciscanern auf dem einsamen Berge Alvernia, wo der heilige Ordensstifter die Wundmale des Herrn empfangen, geistliche Uebungen gemacht. Jetzt suchte er um so mehr der Erzbruderschaft in dem Lande, wo sie ihren Ursprung genommen, einen neuen Aufschwung zu geben.

Daneben führte er noch andere fromme Vereine und Bruderschaften ein: den Apostolat des Gebetes, den Verein der Töchter Mariens für die Jungfrauen, der Kinder des hl. Joseph für die männliche Jugend, den christlichen Mütterverein für die Familienmütter, den Verein zur Loskaufung der Negerkinder.

Bisher hatte jede der vielen kleinern Pfarreien, in welche die Stadt Perugia eingetheilt war, einen andern Tag für die erste Communion der Kinder gehabt. An die Stelle des bisherigen Brauches setzte der Bischof von nun an eine gemeinsame und gerade dadurch großartigere Feier. So erreichte er, daß dieser wichtige Tag einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf die Herzen nicht blos der Kinder, sondern auch der Eltern machte. Ein gemeinschaftliches Frühstück, zu dessen Bestreitung der Cardinal besondere Einkünfte anwies, vereinte nachher Kinder und Eltern, und der eifrige Seelenhirt benutzte diesen Anlaß gerne, um in ihrer Mitte zu erscheinen und den einen wie den andern in väterlicher Liebe recht dringend ihre Pflichten an das Herz zu legen.

Während er so unerschöpflich war in Erfindung immer neuer Mittel zur Förderung des religiösen Lebens im Volke, verlor er sein Seminar und seine Geistlichkeit nicht aus dem Auge.

Der neue italienische Staat huldigte natürlich auch dem neuen Grundsatz des modernen Staates, die Leitung der Schulen, mit einziger Ausnahme etwa der bischöflichen Seminarien, unterstehe ausschließlich der Staatsgewalt. Es ist dies das staatliche Schulmonopol. Der Cardinal mußte befürchten, daß die Regierung diesen Grundsatz am Ende auch noch auf sein Seminar ausdehnen und die Oberaufsicht über dasselbe beanspruchen möchte, denn bereits waren staatliche Inspectoren in demselben erschienen. Was that nun der umsichtige Bischof zur Abwendung der drohenden Gefahr? Er richtete einfach den Studienplan nach dem der

Staatsanstalten ein und erzielte so günstige Erfolge, daß selbst die Gegner vor denselben verstummten und jede Einmischung unterließen. Er machte den Unterricht auch solchen zugänglich, die sich nicht dem geistlichen Stande zu widmen gedachten, um sie gleichfalls an der Wohlthat einer vom christlichen Geiste durchdrungenen höheren Bildung theilnehmen zu lassen. Das Alles erforderte aber erhebliche Auslagen, und da die Regierung auch die Einkünfte des Seminars zum großen Theil an sich gezogen hatte, mußte der Cardinal mit eigenen Mitteln dafür eintreten.

In der bösen Zeit des Kampfes von 1860—1870 hatte die im Jahre 1859 gegründete Akademie des hl. Thomas nicht recht gedeihen können. Und doch war der Cardinal überzeugt, daß eine wissenschaftlich durchgebildete Geistlichkeit in einer Zeit, wo der Glaube im Namen einer falschen Wissenschaft bekämpft wurde, nöthiger sei, denn je. Nur in der wahren christlichen Wissenschaft liegt das wirksame Mittel gegen das falsche, gottentfremdete Wissen unserer Zeit. Darum ließ er die Akademie nicht blos nicht eingehen, sondern wußte ihr auch durch persönliches Eingreifen neues Leben einzuhauchen. Er führte bei den monatlichen Versammlungen selbst den Vorsitz.

Die Mitglieder fühlten sich um so mehr zur Thätigkeit angespornt, als für das Jahr 1874 das Centenarium des hl. Lehrers bevorstand. Allenthalben beeiferten sich in der katholischen Welt die gelehrten Anstalten, um die Erinnerungsfeier an den im Jahre 1274 verstorbenen großen Dominicaner zu einer recht glänzenden zu machen. Auch die Akademie des hl. Thomas in Perugia lieferte eine Festgabe, bestehend in einem Bande Abhandlungen, welche auf diesen Anlaß veröffentlicht wurden. Die kirchliche Feier ging in der Kirche des Dominicanerklosters in Perugia vor sich; der Cardinal war bei dem vor- und nachmittägigen Gottesdienste anwesend. Er that aber noch mehr.

Im Juli 1875 richtete er im Verein mit den Bischöfen der Kirchenprovinz Umbrien das Gesuch an Pius IX., daß der heilige Thomas von Aquin zum Patron der katholischen Universitäten und Collegien erklärt werden möchte. „Nichts," schreibt er in diesem Actenstücke, „ist geeigneter, die Pest der überall um sich greifenden

falschen Lehren abzuhalten, und die auf allen Gebieten gestörte Ruhe wieder herzustellen, als die Lehre des hl. Thomas. War doch er es, der nicht allein die Glaubenssätze der Kirche und die Wahrheiten der Vernunft mit den kräftigsten Beweisen vertheidigt, sondern auch alle und jegliche falsche Meinungen entweder selbst nachhaltig bekämpft oder doch die zu diesem Kampfe geeigneten Waffen uns hinterlassen hat."

Der Seelsorgsklerus mußte in regelmäßigen, monatlichen Zusammenkünften Fragen aus der Moral und Liturgie behandeln. Dabei wußte der Bischof gar wohl, daß der Segen des priesterlichen Wirkens vor Allem an treue Pflichterfüllung geknüpft ist. Eine solche verlangte er daher unnachsichtlich von allen seinen Geistlichen, aber in einer Weise, die, weit entfernt von herrischer Strenge, ihren Zweck nur um so sicherer erreicht.

Einst wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß der Pfarrer einer kleinen Ortschaft bei Perugia ein großer Jagdfreund sei, und manchmal der Jagd zu Liebe seine Gemeinde selbst an Sonntagen ohne Gottesdienst lasse. Der Cardinal wollte dieser Nachricht keinen Glauben schenken, sondern sich von der Wahrheit derselben persönlich überzeugen.

Sonntags in der Frühe ließ er seinen Wagen anspannen und fuhr nach dem Dorfe hinaus. Bei der Kirche ließ er anhalten, stieg aus dem Wagen und ging in die Kirche hinein. Sie war bereits von Gläubigen angefüllt. Er fragte, welches die gewöhnliche Stunde des Gottesdienstes sei. Als er hörte, die Stunde sei schon verstrichen, der Pfarrer aber wahrscheinlich noch auf der Wachtelsjagd, begab sich der Cardinal in die Sacristei, ließ sich für die heilige Messe ankleiden und hielt in Abwesenheit des Pfarrers den sonntägigen Gottesdienst. Dann ging er in die Wohnung des Pfarrers, übergab dort, da der Pfarrer noch immer abwesend war, seine Visitenkarte und fuhr nach Perugia zurück. Den folgenden Tag präsentirte sich der erschrockene Pfarrer im bischöflichen Palais, warf sich dem Cardinal zu Füßen und bat um Verzeihung. Der Cardinal hieß ihn aufstehen und sprach: „Herr Pfarrer, Sie sind ein großer Freund der Jagd; gestern zogen Sie die Jagd Ihrem Berufe und Ihrer Pflicht vor. Ich sollte Ihnen eine

Strafpredigt halten; allein ich thue es nicht. Dagegen müssen Sie mir ein Versprechen geben." Der Pfarrer sagte Alles zu. „Gut denn," fuhr der Cardinal fort, „Sie versprechen mir, wenn Sie Sonntags wieder auf die Jagd gehen wollen, mich dies den Tag zuvor wissen zu lassen, damit ich dann den Gottesdienst für Sie abhalte." Daß dies nicht mehr nöthig war, ist leicht begreiflich.

Dabei hatte er aber auch ein väterliches Herz für seine Geistlichen. Aus diesem entsprang der Verein, den er im Jahre 1872 zur Unterstützung hilfsbedürftiger, kranker oder altersschwacher Priester gründete. Er gab demselben zu Ehren seines Patrons den Namen St. Joachimsbund. Die Mitglieder entrichteten jährlich 5 Franken an die gemeinsame Kasse, und da fast alle Geistlichen des Bisthums demselben beitraten, vermochte er viel Gutes zu stiften.

Es ist erstaunlich, wie allseitig der Cardinal in dieser Periode wirken konnte. Hatte denn die italienische Regierung ihre Grundsätze geändert? Keineswegs. Oder der Cardinalbischof die seinigen? Hatte er sich der Macht der vollendeten Thatsachen gefügt? Noch viel weniger. Ungebeugt und unentmuthigt stand er auf dem Kampfplatze.

In seinen Hirtenbriefen bekämpfte er in entscheidender Weise die landläufigen Vorurtheile und Irrthümer der Zeit, trat kräftig für die Lehren und Rechte der heiligen Kirche in die Schranken. Er setzte dem Strome der schlechten Zeitungen im Jahre 1875 ein zwei Mal in der Woche erscheinendes Blatt („Il paese" „Das Land") entgegen. Es wurde von Professoren des Seminars geschrieben und stiftete viel Gutes. Die Feinde der Kirche sind unermüdlich thätig; auch die Katholiken müssen thätig sein, denn den Thätigen gehört die Welt. In diesem Sinne äußerte sich der Cardinal in eben diesem Jahre 1875 über die Lage der Kirche im 19. Jahrhundert also: „Eine blos negative Güte, die sich auf sich selbst zurückzieht und nach außen unmögliche Versöhnungen sucht, ist in unserer Zeit nicht mehr zulässig, in einer Zeit, wo die Gegner heranrücken, um Alles zu nehmen, wo unsere Schwäche selbst ihre Kraft erhöht, und wo sie bereit stehen, nicht nur unsere Rechte als Katholiken mit Füßen zu treten, sondern mit diesen

auch noch die Grundsätze von Unabhängigkeit und Freiheit, welche bisher mit solchem Geräusche auf den Schild erhoben wurden. Es handelt sich da nicht um leere Prahlereien oder einfache Herausforderungen, wohl aber um die ruhige und einem Bürger zustehende Kundgebung der christlichen Gesinnung, welche angesichts der Mitmenschen ein heiliges Recht und angesichts Christi, der diejenigen, welche Ihn vor den Menschen bekennen, vor seinem himmlischen Vater bekennen wird, eine geheiligte Pflicht ist."

Aber bei all' dieser Entschiedenheit trat er mit solcher Umsicht auf und erfreute sich dabei einer so allgemeinen Hochschätzung und Liebe, daß man sich nicht leicht an ihn wagte. Bisweilen freilich mußte man doch eine Probe von Gesinnungstüchtigkeit ablegen. Pius IX. hatte für das Jahr 1875 den gewöhnlichen Jubiläumsablaß ausgeschrieben. Zur Gewinnung desselben verordnete nun der Cardinal nach altem Brauche Processionen zu den Hauptkirchen der Stadt. Das verbot die Behörde unter dem Vorwande, es könnte dadurch die öffentliche Ordnung gestört werden. Das war nun einfach lächerlich, mußte aber den Cardinal doch tief schmerzen. Was that er nun? In einem Rundschreiben an seine Geistlichkeit sprach er sein Mitleid mit Männern aus, die in Uebungen der katholischen Religion eine Gefahr für die öffentliche Ordnung erblicken können, protestirte zugleich gegen die Angriffe einer zügellosen Presse auf Alles, was den Katholiken heilig ist, und ordnete eine dreitägige Sühnandacht in der Domkirche an, welche von den Gläubigen äußerst zahlreich besucht wurde. So rächte sich ein Bischof.

Mit dem Sommer 1876 wurden es dreißig Jahre, seit er als Bischof in Perugia eingezogen. Dieses dreißigste Jahr wollte er nun als ein inniger Verehrer der göttlichen Mutter durch eine Wallfahrt nach Loreto feiern. So pilgerte er denn im August, nur von seinem Secretär und einem Domherrn begleitet, nach der berühmten Gnadenstätte.

Loreto ist einer jener großen Wallfahrtsorte, welcher von jeher Pilger aus allen Theilen der katholischen Welt angezogen hat. Der Ueberlieferung zufolge befindet sich dort das hölzerne Haus von Nazareth, in welchem auf die Verkündigung des

Engels das große Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes stattgefunden. Ueber diesem Heiligthum wölbt sich die prächtige, von Sixtus V. vollendete Kirche, deren Façade unsere Abbildung darstellt. Vor dem Eingange steht die colossale Bronzestatue Sixtus' V. Ueber der Mittelthüre die Statue der allerseligsten Gottesmutter Maria von Lomberdo. Unter der Kuppel

Das heilige Haus von Loreto.

befindet sich das heilige Haus, 32 Fuß lang, 13 breit, 19 hoch, ganz mit weißem Marmor überkleidet und reich mit Bilderwerk verziert. An die Kirche schließt sich der nach Bramante's Entwurf erbaute bischöfliche Palast mit schönen Arcaden, in dessen Hofraum der Springbrunnen vortritt.

In tiefer Andacht und Sammlung betete er da im heiligen Hause von Nazareth. Der Gedanke, daß seine bischöfliche Amts-

führung wohl bald ihrem Ende zuneige, mußte sich ihm dabei unwillkürlich aufdrängen. So kam es auch; aber freilich in ganz anderer Weise, als er sich gedacht hatte.

Das Jahr 1877 bezeichnet das Ende seines perusinischen Wirkens. In dasselbe fallen jene früher erwähnten, herrlichen Hirtenbriefe, die wegen ihres tiefen und so ganz zeitgemäßen Inhaltes mit vollem Rechte eine ausführlichere Darstellung beanspruchen dürfen. Wie einerseits als ein kostbares Vermächtniß des Bischofs an seine perusinische Kirche, so können sie anderseits auch als das Programm des künftigen Bischofs der gesammten Kirche angesehen werden. Unter dem Titel: Cultur und Kirche behandeln sie jenen unseligen Kampf, welcher eben jetzt im Namen einer sogenannten Cultur gegen die Kirche Jesu Christi allüberall so heftig entbrannt ist. Der Bischof von Perugia ist, wie wir gesehen haben, viele Jahre mitten in diesem Cultur-Kampfe gestanden, seine Worte haben darum, weil unmittelbar aus eigener Erfahrung geschöpft, ein nur um so größeres Gewicht. Sie gestatten dem aufmerksamen Leser zugleich einen tiefen Einblick in die große Seele Leo's XIII., der sich die Beilegung dieses Kampfes zu seiner nächsten Aufgabe gesetzt hat. Mit der ihm eigenen Ruhe und Klarheit der Darstellung, welche auch den weniger Gebildeten in das richtige Verständniß einführt, setzt der Cardinalbischof die Natur und Bedeutung der ganzen Frage auseinander. Sie liegt nach ihm einfach so: „Ist die Kirche, einst die Trägerin der Cultur, jetzt zu deren Feindin geworden, und ist der Staat im Rechte, wenn er die Kirche bekämpft? Der Cardinal zeigt diesem Trugbilde gegenüber in siegreicher Beweisführung, wie die Kirche die Mutter der echten Cultur nicht nur stets gewesen, sondern annoch ist."

„Die Pflicht," so beginnt er seinen Hirtenbrief vom 6. Febr. 1877, „welche wir, zufolge unseres Hirtenamtes, alle Zeit gehabt haben, euch die Wahrheit zu verkündigen, hat sich, Geliebteste, in der Gegenwart gesteigert nach dem Maße eurer Bedürfnisse, die sich in den traurigen Zeiten, worin wir leben, dringender gestalten. Wir müssen zu euch reden, um euren Geist zu erleuchten, den man durch täuschende und verführerische Lehren zu

Staatsanstalten ein und erzielte so günstige Erfolge, daß selbst die Gegner vor denselben verstummten und jede Einmischung unterließen. Er machte den Unterricht auch solchen zugänglich, die sich nicht dem geistlichen Stande zu widmen gedachten, um sie gleichfalls an der Wohlthat einer vom christlichen Geiste durchdrungenen höheren Bildung theilnehmen zu lassen. Das Alles erforderte aber erhebliche Auslagen, und da die Regierung auch die Einkünfte des Seminars zum großen Theil an sich gezogen hatte, mußte der Cardinal mit eigenen Mitteln dafür eintreten.

In der bösen Zeit des Kampfes von 1860—1870 hatte die im Jahre 1859 gegründete Akademie des hl. Thomas nicht recht gedeihen können. Und doch war der Cardinal überzeugt, daß eine wissenschaftlich durchgebildete Geistlichkeit in einer Zeit, wo der Glaube im Namen einer falschen Wissenschaft bekämpft wurde, nöthiger sei, denn je. Nur in der wahren christlichen Wissenschaft liegt das wirksame Mittel gegen das falsche, gottentfremdete Wissen unserer Zeit. Darum ließ er die Akademie nicht blos nicht eingehen, sondern wußte ihr auch durch persönliches Eingreifen neues Leben einzuhauchen. Er führte bei den monatlichen Versammlungen selbst den Vorsitz.

Die Mitglieder fühlten sich um so mehr zur Thätigkeit angespornt, als für das Jahr 1874 das Centenarium des hl. Lehrers bevorstand. Allenthalben beeiferten sich in der katholischen Welt die gelehrten Anstalten, um die Erinnerungsfeier an den im Jahre 1274 verstorbenen großen Dominicaner zu einer recht glänzenden zu machen. Auch die Akademie des hl. Thomas in Perugia lieferte eine Festgabe, bestehend in einem Bande Abhandlungen, welche auf diesen Anlaß veröffentlicht wurden. Die kirchliche Feier ging in der Kirche des Dominicanerklosters in Perugia vor sich; der Cardinal war bei dem vor- und nachmittägigen Gottesdienste anwesend. Er that aber noch mehr.

Im Juli 1875 richtete er im Verein mit den Bischöfen der Kirchenprovinz Umbrien das Gesuch an Pius IX., daß der heilige Thomas von Aquin zum Patron der katholischen Universitäten und Collegien erklärt werden möchte. „Nichts," schreibt er in diesem Actenstücke, „ist geeigneter, die Pest der überall um sich greifenden

falschen Lehren abzuhalten, und die auf allen Gebieten gestörte Ruhe wieder herzustellen, als die Lehre des hl. Thomas. War doch er es, der nicht allein die Glaubenssätze der Kirche und die Wahrheiten der Vernunft mit den kräftigsten Beweisen vertheidigt, sondern auch alle und jegliche falsche Meinungen entweder selbst nachhaltig bekämpft oder doch die zu diesem Kampfe geeigneten Waffen uns hinterlassen hat."

Der Seelsorgsklerus mußte in regelmäßigen, monatlichen Zusammenkünften Fragen aus der Moral und Liturgie behandeln. Dabei wußte der Bischof gar wohl, daß der Segen des priesterlichen Wirkens vor Allem an treue Pflichterfüllung geknüpft ist. Eine solche verlangte er daher unnachsichtlich von allen seinen Geistlichen, aber in einer Weise, die, weit entfernt von herrischer Strenge, ihren Zweck nur um so sicherer erreicht.

Einst wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß der Pfarrer einer kleinen Ortschaft bei Perugia ein großer Jagdfreund sei, und manchmal der Jagd zu Liebe seine Gemeinde selbst an Sonntagen ohne Gottesdienst lasse. Der Cardinal wollte dieser Nachricht keinen Glauben schenken, sondern sich von der Wahrheit derselben persönlich überzeugen.

Sonntags in der Frühe ließ er seinen Wagen anspannen und fuhr nach dem Dorfe hinaus. Bei der Kirche ließ er anhalten, stieg aus dem Wagen und ging in die Kirche hinein. Sie war bereits von Gläubigen angefüllt. Er fragte, welches die gewöhnliche Stunde des Gottesdienstes sei. Als er hörte, die Stunde sei schon verstrichen, der Pfarrer aber wahrscheinlich noch auf der Wachteljagd, begab sich der Cardinal in die Sacristei, ließ sich für die heilige Messe ankleiden und hielt in Abwesenheit des Pfarrers den sonntägigen Gottesdienst. Dann ging er in die Wohnung des Pfarrers, übergab dort, da der Pfarrer noch immer abwesend war, seine Visitenkarte und fuhr nach Perugia zurück. Den folgenden Tag präsentirte sich der erschrockene Pfarrer im bischöflichen Palais, warf sich dem Cardinal zu Füßen und bat um Verzeihung. Der Cardinal hieß ihn aufstehen und sprach: „Herr Pfarrer, Sie sind ein großer Freund der Jagd; gestern zogen Sie die Jagd Ihrem Berufe und Ihrer Pflicht vor. Ich sollte Ihnen eine

einander näher gebracht? Uebertrifft unser gegenwärtiges Zeitalter an Milde der öffentlichen Gebräuche und an Feinheit der Umgangsformen nicht das rohe und derbe Verhalten der Barbaren, und haben sich die gegenseitigen Verhältnisse nicht veredelt? Das politische System, wurde es nicht auch in mancher Hinsicht durch die Hilfe der Zeit und der Erfahrungen besser? Wo ist heute die Privatrache noch gestattet, wo die Feuerprobe, das Wiedervergeltungsrecht? Sind die kleinen unabhängigen Lehengüter, die streitsüchtigen Städte und die zügellosen Landsknechte nicht verschwunden? Es ist also eine thatsächliche Wahrheit, daß der Mensch in der Gesellschaft zur Vervollkommnung fortschreitet von dem dreifachen Gesichtspunkte der physischen Wohlfahrt, der moralischen Beziehungen zu sich selbst und zu dem Nächsten und der politischen Verhältnisse. — Nun bilden aber die verschiedenen Stufen, auf welchen die in der Gesellschaft vereinigten Menschen zu dieser fortschreitenden Entwickelung emporsteigen, die Civilisation oder Cultur. Sie ist noch eine Anfängerin und in den Kinderjahren, wenn die Bedingungen, unter denen der Mensch hinsichtlich jenes dreifachen Gesichtspunktes sich vervollkommnet, in einem spärlichen Maße sich verwirklichen; sie ist großjährig, wenn sie reichlicher; sie würde in den vollendeten Mannesjahren stehen, wenn sie vollständig sich erfüllten.

„Nachdem wir euch so den wahren Begriff der Civilisation gegeben haben, so daß es uns nicht begegnet, tollblind dreinzuschlagen und Luftstreiche zu thun, bietet sich uns die große Frage dar, welche in unsern Tagen die Welt in Aufregung hält: Ist die Civilisation eine Pflanze, welche nicht gedeihen und ihre Früchte nicht bringen kann in einer Gesellschaft, die im Geiste Jesu Christi lebt, und in deren Mitte die katholische Kirche ihre Stimme als Mutter und Lehrerin vernehmen läßt? Soll der Mensch verurtheilt sein, an Nichts sich zu betheiligen, was ihn in der physischen Ordnung, in den moralischen und politischen Beziehungen höher fördern kann, wofern er nicht der Kirche den Gehorsam aufkündigen und ihr den Scheidebrief geben will? — Diese Behauptung müßte man aufstellen, Geliebteste, wenn man sich an den Anschauungen, welche im Schwange gehen, und an

den Thatsachen halten wollte, wie sie dem Augenscheine sich darstellen. Denn man müßte ja folgern, daß diese Unversöhnlichkeit des Christenthums und der Kirche mit der Cultur wirklich vorhanden sei, da man geglaubt, zu einem erbitterten Kriege gegen die Kirche im Namen der Civilisation schreiten zu müssen, und dafür gehalten hat und noch dafür hält, daß alle Hoffnung auf bessere Zustände aufzugeben sei, wenn man nicht zuvor die Kirche abgethan habe. — Sehet hier, Geliebteste, die Frage, von der wir sagen, daß sie eine große, eine Lebensfrage ist: denn für den Fall, daß sie zu Ungunsten der Kirche gelöst werden müßte, würde es vielleicht kein Mittel mehr geben, um dem Abfalle ihrer Kinder Einhalt zu thun, welche mit Recht empört sein müßten über eine Anstalt, die sie zwänge, in barbarischen und uncultivirten Zuständen zu verbleiben.

„Aber wenn einerseits die Frage an und für sich und wegen der sich daraus ergebenden Folgen überaus wichtig ist, so gehört sie anderseits zu jenen, welche, um sich zu einem Gegenstande des ruhmreichsten Triumphes für die Kirche zu gestalten, nichts Anderes verlangen, als ruhiges Nachdenken und ehrliche Umschau nach den Thatsachen."

Diese Rundschau stellt der Cardinalbischof jetzt an. Indessen betritt er in diesem ersten Hirtenbriefe das Gebiet der geistigen und sittlichen Cultur noch nicht, sondern beschränkt sich auf den Satz: die Kirche ist die Mutter der materiellen Cultur. Und zwar ist sie dies in dreifacher Beziehung: einmal dadurch, daß sie die Arbeit heiliget; sodann dadurch, daß sie die Ausschreitungen eines einseitigen Industrialismus bekämpft; endlich durch ihre Sorge für die arme leidende Menschheit. Nur einige Hauptgedanken des Cardinals mögen hier eine Stelle finden.

„Die Kirche ist die Mutter der materiellen Cultur vorerst dadurch, daß sie das Mittel des Fortschrittes, die im Heidenthum so sehr verachtete Arbeit, in ihre Würde eingesetzt und geheiligt hat.

„Die Arbeit ist stets verachtet worden und wird noch verachtet, wo das Christenthum seine wohlthätige Herrschaft nicht ausbreitet. Aristoteles nannte sie eine Sache der Unfreien, und mit demselben Namen belegte sie Platon. Die Handwerker, welche

für die Kirche allezeit Gegenstand ihrer liebevollsten Sorgfalt gewesen sind, wurden von den Griechen nicht einmal des Namens von Bürgern für würdig erachtet, sondern auf eine Linie mit den Sclaven gestellt. Von diesen Gewohnheiten Griechenlands wichen die der Römer nicht viel ab. Wie die alten Deutschen, nach der Darstellung des Tacitus, die Arbeit verabscheuten, so sehen wir auch noch heutigen Tages bei den Völkern, welchen das Licht des Evangeliums mangelt, dieselbe Abneigung fortdauern.

„Dieser Stand der Dinge wurde ein anderer, seitdem der Hauch der christlichen Religion in dem weiten Gebiete der menschlichen Gesellschaft rings zu wehen begann. Für sie hatte die Arbeit zunächst eine übernatürliche Würde, denn Jesus Christus, der wahre Sohn Gottes, wollte dem armen Zimmermann von Galiläa unterthänig sein, und Er selbst hielt es nicht unter seiner Würde, in der Werkstätte zu Nazareth seine gebenedeiten Hände zur Arbeit zu rühren. Durch ihrer Hände Arbeit wollten die von Jesus Christus gesandten Apostel sich ihren Lebensunterhalt erwerben, ihren Brüdern nicht zur Last fallen, sondern im Gegentheil selbst noch die Bedürftigen unterstützen. Was dann die Kirchenväter anlangt, so scheint es, als ob sie keine Worte finden könnten, die ihrem lebhaften Wunsche entsprächen, die Arbeit zu verherrlichen und sie bei Allen in Würde und Ansehen zu setzen."

Hieran knüpft er dann einen längeren geschichtlichen Rückblick auf die Verdienste des Mönchthums, der Bischöfe und Klöster um die Hebung nicht blos des Landbaues, sondern auch der Handwerke und Künste, wobei er in patriotischem Selbstgefühl einläßlicher bei der Blüthe der Cultur in Italien verweilt.\

Den Uebergang zu der zweiten Beweisreihe, welche, weil sie gerade die brennende sociale Frage unserer Zeit berührt, doppelte und dreifache Beherzigung verdient, leitet er mit den Worten ein:

„Aber die Kirche hat nicht nur das unbestreitbare Verdienst, die Arbeit geadelt und geheiligt zu haben; sie hat nicht nur den Ruhm, daß die von ihr geleitete und beseelte menschliche Gesellschaft auf dem Wege der Civilisation rasche Fortschritte machte; sie hat ein noch edleres Verdienst und einen noch helleren Ruhm.

Dieselben liegen darin, daß sie die Menschen in der vernünftigen Mittelstraße erhält und dadurch jene Ausschreitungen des Industrialismus verhindert, wodurch dasjenige zu einer Quelle der Barbareien und der Unterdrückungen wird, was, mit weiser Maßhaltung ausgeübt, ein Mittel ist, wünschenswerthe Vortheile und ehrlichen Wohlstand zu erwerben. — Die modernen, vom Unglauben angesteckten Schulen der Volkswirthschaft sehen die Arbeit als höchstes Ziel des Menschen an und schätzen den Menschen selbst als eine, mehr oder minder preiswürdige Maschine ab, je nachdem er mehr oder minder für die Production tauglich sich erweist. Daher entspringt das völlige Absehen von dem sittlichen Werthe eines Menschen, daher jener ungeheure Mißbrauch der armen und geringen Leute von Seite Solcher, die darauf ausgehen, sie zu ihrem Vortheil auszubeuten. Wie bittere und offenkundige Klagerufe mußten wir nicht vernehmen, selbst aus den Ländern, welche den Gipfel der Civilisation erreicht haben wollen, wegen der dem Arbeiter, welcher im Schweiße des Angesichtes sein Brod verdienen muß, aufgelegten übertriebenen Zahl von Arbeitsstunden! Und die armen Kinder, die in die Fabriken geschickt werden, um unter übermäßigen Anstrengungen hinzusiechen!

„Und dies ist noch nicht das Schlimmste; jene übermäßige Arbeit richtet auch, während sie den Körper entnervt und seine Kräfte verzehrt, die Seelen zu Grunde, in denen sie das göttliche Ebenbild und Gleichniß nach und nach austilgt. Indem man die Menschen vollständig an die Materie gekettet und in dieselbe versunken und begraben hält, wird das geistige Leben in diesen armen Opfern der wieder heidnisch gewordenen Arbeit erstickt. Alles, was den Menschen erhebt, was ihn zu Dem macht, wozu Gott ihn bestimmt hat, der König der erschaffenen Welt, ein Kind Gottes, der Erbe des Himmelreiches zu sein, verdunkelt sich vor ihren Augen und fällt der Vergessenheit anheim, wo hingegen Alles, was im Menschen an sinnlichen und thierischen Trieben liegt, ohne alle Zügelung sich überlassen bleibt. Angesichts dieser, von der Habsucht und mitleidslosen Härte so übel zugerichteten Wesen fragt man sich mit Recht, ob diese Förderer der Civili-

sation ohne die Kirche und ohne Gott, anstatt uns zum Fortschritt zu führen, uns nicht vielmehr um viele Jahrhunderte zurückschleudern, indem sie uns wieder in jene traurigen Zeiten versetzen, wo die Sclaverei einen so großen Theil der menschlichen Gesellschaft zertrat, und der Dichter Juvenal bekümmert ausrufen mußte, daß das Menschengeschlecht nur noch für den Zeitvertreib einiger Weniger da sei?/

„Wer aber zügelt nun die maßlose Hast, von der unsere Zeit getrieben wird, besser, als die katholische Kirche, die, während sie einerseits Alle zur Arbeit einladet, anderseits mit übernatürlicher Weisheit auch die tauglichsten Mittel anwendet, den Mißbrauch der Arbeit zu verhindern? Oder, wer wüßte nicht, welchen bedeutenden Einfluß, um die Härte der Arbeit zu erleichtern und ihre mühevolle Dauer zu unterbrechen, die christlichen Sonn- und Feiertage ausüben, die von Woche zu Woche religiöse Freude im Schooße der großen Familie aller Gläubigen verbreiten? So wie dem Wanderer, der eine lange Reise durch eine wüste Gegend mitten in der drückenden Sonnenhitze zu machen hat, solche Stellen mit unvergleichlicher Freude willkommen erscheinen, wo alte Baumkronen den ersehnten Schatten und buntes Grün den Ruheteppich darbieten, so kommen diese schönen Tage, um den Körper mit Ruhe und die Seele mit unaussprechlichen Tröstungen zu erquicken. Da schüttelt der gemeine Mann den Staub des Ackers und der Werkstätte von seinen Schultern ab und athmet in seinem Sonntagskleide freier auf. Er erinnert sich daran, daß Gott ihn nicht erschuf, um ewig im Wagenjoche der Materie zu ziehen, sondern um Herr über sie zu sein. Für ihn ist dort die Sonne da, welche ihm ihren lebenerweckenden Strahl frei zusendet, für ihn jene Hügel, welche ihm ihren berauschenden Duft zuwehen, für ihn die Wiesen, worin er mit seinem Weibe und den lieben Kleinen sich ergeht, für ihn jene Gaben Gottes, womit sein bescheidener Tisch heute mehr, als sonst bereichert erscheint. Tritt er ein in die Kirche, wohin die Stimme der Religion ihn ruft, so findet er dort selige Freuden, die er sonst nirgendwo antreffen kann. Die Harmonieen heiliger Gesänge ergötzen sein Ohr, sein Auge wird befriedigt von dem Anblick der kostbaren Marmorarten,

der reichen Vergoldungen, der schönen kirchlichen Gewänder, der ernsten architektonischen Linien des Gotteshauses. Aber vor Allem bewegen und läutern sein Herz die Worte des Dieners Gottes, welche ihn an die Erlösung erinnern, an seine Pflichten, an seine unsterblichen Hoffnungen./

„In dieser Weise entspringt aus der Sonntagsruhe sowohl in physischer, als auch in moralischer Hinsicht eine Erholung, und was man gewöhnlich ein verwerfliches Müßiggehen nennt, das ist nur eine stärkende Ruhe. Denn nachdem sie genossen ist, wird die Arbeit mit vermehrter Kraft und ohne jenen Widerwillen wieder aufgenommen, welchen die Arbeit, als eine Verurtheilung und Strafe angesehen, auf sich zieht. Was hätten wir aber, Geliebteste, hier nicht Alles zu sagen über die schlechte Gewohnheit, welche überall und auch bei uns immer mehr einreißt, diese Tage zu entheiligen, welche allerdings Tage des Herrn, aber, wie gesagt, ebenso auch Tage des Menschen genannt werden könnten! Wie fühlt man seinem Herzen es wehethun, wenn man zum beklagenswerthen Aergerniß gewahrt, wie die Läden offen stehen, die Gewerbtreibenden ihren gewöhnlichen Hantirungen nachgehen, die Fabriken nicht stillgestellt, die Geschäfte nicht unterbrochen werden, um dafür einem unendlich wichtigeren Geschäfte, das ist seiner Seele, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, um sich auf die Erkenntniß jener Wahrheiten zu verlegen, welche uns hier in der Zeit den rechten Weg führen und unser Loos in der Ewigkeit sichern müssen! Nein, Geliebteste, eine Arbeit, welche auf Kosten der Ehre Gottes und der heiligsten Pflichten verrichtet wird, sie wird nimmer den öffentlichen oder Privat-Reichthum zu vermehren vermögen. Das gerade Gegentheil tritt ein, und wahr ist, was ein berühmter Ungläubiger des vorigen Jahrhunderts schrieb: das Volk braucht nicht blos Zeit, um sich sein Brod zu verdienen, es braucht nicht minder Zeit, um dasselbe mit Befriedigung zu genießen, andernfalls wird es dasselbe nicht auf die Dauer verdienen. [1]) Der Feiertag gibt dem Menschen die verbrauchten Kräfte zurück, und nachdem er vorüber ist, greift man mit desto

[1]) Rousseau.

freudigerem Muthe wieder zur Arbeit." — Das sind wahrhaft goldene Worte.

Nicht weniger überzeugend und erhebend zugleich ist aber auch die Art und Weise, wie er den so häufig vorkommenden Vorwurf zurückweist, als ob die Kirche, weil sie das Ewige über das Zeitliche stellt und stellen muß, deswegen die wissenschaftliche Erforschung der Natur und die Benützung der Naturkräfte zum Dienste der Menschen mit scheelen Augen ansehe. Das Gegentheil liegt im Wesen und dem Wunsche der Kirche.

„Denn," so fährt er in begeisterten Worten fort, „kann je irgend etwas von der Kirche sehnlicher gewünscht werden, als eben die Ehre Gottes und die bessere Erkenntniß des höchsten Meisters, welche man durch die Erforschung seiner Werke erlangt? Wenn nun das Weltall ein Buch ist, in welchem auf jedem Blatte der Name und die Weisheit Gottes geschrieben steht, so ist es an sich klar, daß Jener von der Liebe Gottes mehr erfüllt und mehr für ihn begeistert sein muß, welcher weiter und deutlicher in diesem Buche gelesen hat. Wenn es genügt, zwei Augen zu haben, um zu erkennen, daß der gestirnte Himmel die Ehre seines Schöpfers erzählet, wenn es genügt, Ohren zu haben, um das Lobeswort zu vernehmen, welches ein Tag dem andern Tage zuruft, und die Geheimnisse der göttlichen Weisheit, welche eine Nacht der andern Nacht verkündet; [1]) wie viel besser wird die Macht und das Wissen der Gottheit nicht Demjenigen in die Augen springen, welcher den Forscherblick richtet hinauf zum Himmel und hinab in die Tiefen der Erde, auf die leuchtenden Gestirne und auf das Atom, auf die Pflanze und den Strauch, und die ihm Beweise in die Hand legen, daß Alles von dem höchsten Geiste nach Gewicht und Maß ist geordnet worden? [2])

„Was könnte es denn auch für einen Grund geben für die Kirche, eifersüchtig zu sein auf die wunderbaren Fortschritte, welche von unserem Zeitalter in den Forschungen und Entdeckungen gemacht worden sind? Liegt denn in ihnen irgend Etwas, was auch nur entfernt den Rechten Gottes oder des Glaubens, deren

[1]) Psalm XVIII. [2]) Weisheit XI, 21.

Vertreterin und unfehlbare Lehrerin sie ist, Schaden bringen könnte? Baco von Verulam, ein berühmter Pfleger der Naturwissenschaften, schrieb, daß die Wissenschaft, wenn daran blos genippt, von Gott entfremde, wenn sie aber in volleren Zügen verkostet werde, im Gegentheile zu Gott zurückführe. Dieser goldene Ausspruch bewährt sich immer gleichmäßig als wahr. Wenn die Kirche gewiß besorgt ist wegen der Zerstörung, welche durch die Bestrebungen jener Eingebildeten angerichtet werden können, die, weil sie von Allem eine oberflächliche Kenntniß sich erworben haben, nun auch Alles verstanden zu haben wähnen; so hat sie in Betreff Jener eine sichere Gewähr, welche auf ein ernstes und tiefes Studium der Natur ihren Geist gerichtet haben, denn sie weiß, daß sie am letzten Ausgang der Untersuchungen Gott finden werden, welcher uns aus seinen Werken die unleugbaren Eigenschaften seiner Macht, seiner Weisheit und seiner Güte erkennen läßt. Wenn ein Gelehrter, der zeitlebens die Natur erforscht, sich von Gott entfremdet, so ist das ein Zeichen, daß das Herz dieses Unglücklichen schon angefressen war vom Gifte des Unglaubens, das durch die Thore schlechter Leidenschaften eingedrungen. Er ist kein Atheist, weil er die Wissenschaft pflegt, sondern trotz seiner Wissenschaft, welche für andere, unendlich edlere Wirkungen bestimmt ist.

„In der That waren für alle jene Männer, welche in den Naturwissenschaften einen großen und bleibenden Namen sich erworben haben, die angestellten Untersuchungen und die sinnreichen Erfindungen eine Leiter, um zu Gott hinauf zu steigen und Ihn zu loben."

Der Cardinal führt nun beispielsweise die großen Namen eines Copernikus, Kepler, Galilei, Linné, Fontanelle, Volta, Faraday an, und geht dann zu einem dritten glänzenden und unbestreitbaren Verdienste der Kirche um die materielle Cultur über, zur Sorge für das physische Wohl der leidenden Menschheit. Und worin zeigt sich diese? In der Linderung jenes Elendes, das bei allem Fortschritte der Cultur, niemals von dem menschlichen Geschlechte weichen wird./

„Mag man immerhin die Phantasie anstrengen, um sich eine

Welt zu träumen, von welcher alle Armseligkeiten des Lebens verbannt wären, welche den Augen wie ein ewiges Freudenfest entgegenlächelte; die Wirklichkeit wird die bittersten Enttäuschungen bringen, und mitten aus den Festgelagen und Freuden wird, wie ein Gespenst, das Unglück sich erheben, um den falschen Schein zu verscheuchen! Die Krankheiten, welche die Kräfte brechen, die physischen Unvollkommenheiten, die Schwerfälligkeit des Geistes, die Kriege, die Stockungen des Handels, die mannigfachen und vielen Unglücksquellen. Und wie groß ist die Zahl der Opfer, die sie fordern! Wie viele Menschen werden auf das Straßenpflaster gesetzt, welche Schaaren von Waisen, wie viele Verlassene, welche mit lauter Stimme nach Hilfe schreien! Allen diesen gegenüber nahm das Heidenthum seinen Standpunkt mit wenig Umständlichkeit ein. Den wenigen lärmenden und unruhigen Freien gab es Brod und blutige Spiele; die Kinder, welche der Lage oder den Neigungen einer Familie überzählig schienen, oder solche, welche dem Staate keinen starken Arm in Aussicht stellten, wurden erdrosselt, oder auf irgend eine andere Art getödtet; Alte, Kranke und Schwächlinge wurden auf irgend eine Insel oder sonst auf Ländereien geworfen, um dort den Anstrengungen allmählich zu erliegen. Es würde gut sein, wenn die modernen Bewunderer der heidnischen Cultur sich und anderen diese Thatsachen in's Gedächtniß zurückriefen. In dieser Hinsicht hat das Christenthum und die katholische Kirche, in der allein das Christenthum in seiner ganzen Reinheit erhalten bleibt, der Cultur nicht blos neue Antriebe gegeben, sondern sie so hoch emporgehoben, daß weder Zunge noch Feder sie zu schildern vermöchte."

Nachdem der Bischof sodann in einigen großen Zügen gezeigt hat, was die Kirche seit ihrer Stiftung durch die Jahrhunderte hindurch gethan, um das Loos der Unglücklichen zu mildern, kommt er angesichts solcher Thatsachen zu dem Geständniß:/

„O wahrlich! Geliebteste, wenn wir von Anfeindungen hören, welche man gegen die Kirche im Namen der Civilisation erhoben hat, so können wir uns, — wir müssen es gestehen, — einer tiefen Betrübniß nicht erwehren, und schlimme Vorahnungen von Strafgerichten aus unserem Sinne nicht verscheuchen, welche diese

gottlose und böswillige Mißkennung der empfangenen Wohlthaten uns zuziehen muß.

„Kampf, heißt es, Geliebteste, gegen die Kirche! Aber weshalb und wozu dieser Kampf? Um die Menschen ohne einen Schatten von Hilfe zu Grunde gehen zu lassen durch eine Arbeit, welche als höchstes Ziel hingestellt und als ein Hilfsmittel gebraucht wird, um über die niedergebeugten Häupter der Mitbrüder und ihre zertretenen Leiber emporzusteigen. Kampf gegen die Kirche! Aber weshalb, fragen wir nochmals, und wozu dieser Kampf? Um die Völker einer unsicheren und nothwendig ohnmächtigen Humanität anzuvertrauen, nachdem man sie aus dem Schooße der Religion weggerissen, welche Wunder der göttlichen Menschenliebe einflößt und lebendig erhält. Kampf gegen die Kirche! Aber weshalb und wozu dieser Kampf? Um die glorreiche Geschichte der christlichen Cultur auszulöschen und eine Cultur wieder in's Leben zu rufen, welche gar keinen Glanz und keinen lebendigen Strahl hatte, als daß höchstens in derem Scheine die tiefen Wunden desto offener da lagen, welche sie der Brust des Menschen schlug."

Wer fühlte es diesen beredten Worten nicht an, daß sie einem für Wahrheit und Religion glühenden Herzen entströmt sind? daß sie so recht die innerste Herzensmeinung des Cardinals wiederspiegeln? — Derselbe widerlegt sodann noch kurz den Einwurf, als ob die Kirche durch den Syllabus die wahre Civilisation verpönt habe und überhaupt eine Abneigung gegen die Wissenschaft und das Studium der Natur insbesondere hege.

„Wohl," sagt er, „gibt es eine Wissenschaft, welche mit Fug und Recht von ihr verworfen wird. Das ist die Wissenschaft, deren Mutter jene Philosophie ist, die in ihrem dämonischen Uebermuthe behauptet: die menschliche Vernunft, ohne alle Rücksicht auf Gott, ist der einzige Richter über Wahres und Falsches, Gutes und Böses; sie ist sich selbst Gesetz und reicht mit den natürlichen Kräften aus, das Wohl der Menschen und Völker zu begründen. [1]) Das ist die

[1]) III. prop. Syllab.

Wissenschaft, welche sich in die Materie versenkt, um ihr die Unsterblichkeit zuzuschreiben, welche in den Himmel aufsteigt und in das Innere der Erde niederdringt, um vergeblich nach einem Grunde zu suchen, die biblische Schöpfungsgeschichte zu bekämpfen; das ist die Wissenschaft, welche den Menschen mit dem Thiere auf gleiche Stufe stellt, und in frevelhaftem Wahnsinn die Grundlagen der sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Weltordnung erschüttert. Daher kann also kein verständiger Mensch sich über die Kirche beschweren, sondern muß die Hände voll Dank zu Gott erheben, daß er dieses unfehlbare Lehramt auf Erden eingesetzt hat, welches, wie es uns jede Segnung in der Gegenwart und Zukunft zuerst bringt, so auch jede Segnung uns erhält, sie schützend vor den Händen jener Gottlosen, die uns dieselben rauben wollen."

Gerade diese von den Händen der Gottlosen der wahren Cultur drohende Gefahr und die Abwehr gegen dieselbe ist der letzte Zug, mit dem er seine großartige Darstellung zum würdigen Abschlusse bringt. Nachdem er auf die offen darliegende Thatsache hingewiesen, daß der unheilvolle, angeblich im Namen der Civilisation gegen die Kirche heraufbeschworene Kampf bis jetzt Allen, vom untersten Handwerker bis hinauf zu den Hochgestellten nur Enttäuschung gebracht, läßt er seinen Blick auch noch einen Augenblick in die Zukunft schweifen./

„Wenn man das Auge weiter dringen läßt, um zu erforschen, was uns die gottlosen Bestrebungen noch zeitigen werden, so fühlt Jeder, der Kopf und Herz hat, Schauder und Entsetzen durch seine Glieder rieseln. — Hier große Massen, welchen jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft, jede Stütze des Glaubens in ihren Mühseligkeiten genommen ist, die keinen Ersatz dafür finden können in den Vergnügungen dieser, gegen ihre Wünsche allzu armen, an Elend und Widersprüchen überreichen Erde; dort einige Wenige, denen das Glück lächelt, die aber keinen lebendigen Funken von Nächstenliebe mehr im Herzen tragen, und nur darauf bedacht sind, sich Schätze zu sammeln und zu genießen. Auf der einen Seite verzweifelte Ausbrüche der Erbitterung, die in wilde That überzugehen drohen; auf der andern unsittliche Lust und Freude und heidnische Prasserei, welche die Entrüstung des abgewiesenen

Armen entflammen und die göttlichen Strafgerichte herabrufen. Sehet, was für Erfolge wir gewonnen haben, sehet, was uns dieser Kampf verspricht, welchen man im Namen der Civilisation der Kirche erklärt hat, der aber darauf hinausgeht, uns in die Gräuel der Barbarei zurückzuschleudern."

Sicher ist der gründliche Kenner der Menschen und Zeitverhältnisse im vollen Rechte, wenn er das Ergebniß seiner ganzen Beweise in die zwei Schlußsätze zusammenfaßt:

„Wenn es demnach irgend ein Mittel gibt, um die gegenwärtigen Uebel zu heben und die zukünftigen Gefahren zu beschwören, so kann das kein anderes sein, als treue Anhänglichkeit eurerseits an die Gebote Gottes und seiner Kirche, welche ihr durch ungescheute Beobachtung derselben, durch ein musterhaftes, christliches Leben zu beweisen habet. Jene dagegen, welche sich anmaßen, die Vertreter unseres Jahrhunderts zu sein, wollen eine Cultur ohne Gott und gegen Gott, aber sie werden sie nicht erreichen."

Im Sommer des nämlichen Jahres 1877, in welchem der Cardinalbischof diesen Hirtenbrief geschrieben, feierte die katholische Welt wieder eines jener außerordentlichen Jubelfeste, durch welche das Leben Pius' IX. so ganz einzig in seiner Art dasteht. Fünfzig Jahre hatte der große Papst als Bischof verlebt. Auch an diese Erinnerungsfeier knüpften die Katholiken in freudiger Theilnahme die erneuten Beweise ihrer Liebe. Wie hätte da der Bischof von Perugia zurückstehen können? An der Spitze der Bischöfe von Umbrien, Picenum und der Aemilia erschien er am 3. Juni 1877 vor Pius IX. und brachte ihm im Namen Aller die Wünsche ihrer Herzen dar.

Nur noch kurze Zeit, und er sollte dem erhabenen Greise auf dem Stuhle Petri unmittelbar an der Seite stehen.

Dritter Abschnitt.

Der Papst. (1878—1880.)

1. Capitel.

An den Stufen des päpstlichen Thrones.

Der Bischof von Perugia wird Cardinal-Kämmerer. — Sorge für seine perusinische Kirche. — Zweiter Hirtenbrief über Cultur und Kirche. — Tod Pius' IX. — Der Cardinal-Kämmerer übernimmt die Leitung der Kirche. — Vorbereitungen für das Conclave.

Im Sommer 1877 war in Rom der durch reiche Erfahrung, Verdienste und Heiligkeit des Lebens ausgezeichnete Cardinal de Angelis hochbetagt gestorben. Er hatte das Amt eines Camerlengo oder Kämmerers der heiligen römischen Kirche bekleidet. [1])

Wer sollte nun sein Nachfolger werden? Die Frage war um so wichtiger, als das Alter und die Gebrechlichkeit Pius' IX.

---

[1]) Das Amt des Camerlengo ist schon bei Lebzeiten des Papstes eines der wichtigsten Aemter, da der Camerlengo Präsident der apostolischen Kammer, d. h. des obersten päpstlichen Gerichtshofes und Schatzmeister des Papstes. Wichtiger aber ist es bei Erledigung des päpstlichen Stuhles, weil dann die oberste Leitung der Kirche, wie die Regierung des Kirchenstaates dem Camerlengo in Verein mit den drei ältesten Cardinälen aus den drei Rangstufen der Cardinalbischöfe, Cardinalpriester und Cardinaldiakone zusteht. Während der Sedisvacanz ergehen die Verordnungen in seinem Namen; er läßt Geld schlagen mit seinem Gepräge, ist bei öffentlichem Auftreten von der päpstlichen Garde begleitet, führt überhaupt die Souverainetät, hat die Herrichtung und Ueberwachung des Conclave zu besorgen, nimmt Besitz vom apostolischen Palaste, bewahrt die Schlüssel der päpstlichen Gemächer.

das nahe Ende seines Pontificats voraussehen ließ, und der Papst durch seine Wahl wohl auch den Mann seines Vertrauens bezeichnen wollte. Es fehlte im Collegium der Cardinäle nicht an hervorragenden Männern, die lange Jahre dem Papste zur Seite gestanden und mit allen Geschäften vertraut waren. Daß die Wahl des hl. Vaters auf einen der in Rom residirenden Cardinäle fallen würde, schien selbstverständlich; an den Cardinalbischof von Perugia, der seit 32 Jahren wie vergessen in der Provinz gelebt, der Curie und den Geschäften fern gestanden, nur selten nach langen Jahren und auf kurze Zeit nach Rom gekommen war, dachte wohl Niemand, außer Pius IX. Er hatte den Cardinal von Perugia stets geschätzt. Als er ihm 1853 den Cardinalshut aufsetzte, soll er, wie man sich erzählt, zugleich in prophetischem Geiste vorausgesagt haben, er würde ihm dereinst auf dem päpstlichen Stuhle folgen.

Anders dachte der berühmte erste Minister Pius' IX., Cardinal Antonelli, von dem es heißt, er habe in Pecci einen Nebenbuhler gefürchtet, der mit seiner Politik nicht in Allem einverstanden gewesen sei. Mag dem sein, wie ihm wolle, so lange der treue und bewährte Minister lebte, erhielt Pecci keinen der Cardinalsposten, welche ihn von Perugia nach Rom und zu größerem Einfluß hätten führen müssen. Aber nun war Antonelli todt, und Pius IX. warf sein Auge allen Ernstes auf den Cardinalbischof von Perugia. Das Vorhaben stieß bei mehreren Cardinälen auf Bedenken. Sie kannten diesen Mann, gleich hervorragend durch seine unerschütterliche Treue gegen die heilige Kirche, wie durch seine Geschäftsgewandtheit, zu wenig. Wußten sie auch, daß er seit der Annexion des Kirchenstaates nie einen Schritt oder auch nur eine Aeußerung gethan, die als eine Anerkennung der vollendeten Thatsachen gedeutet werden konnten, so mochten doch seine feinen Umgangsformen, die Achtung, die er selbst bei den Liberalen genoß, die tactvolle Mäßigung in seinem äußern Auftreten bei Einzelnen die leise Befürchtung erwecken, er würde gegebenen Falles vielleicht nicht mit der erforderlichen Entschiedenheit für die bisherige Richtung der päpstlichen Politik einstehen. Auf der andern Seite hatte aber auch Pecci seine Freunde, die den ganzen Werth des Mannes

kannten und für ihn in die Schranken traten. So wurde dem hl. Vater die Wahl schwer gemacht.

Wohl wissend, wie wichtig der Entscheid in dieser Sache sei, wollte Pius mit voller Sachkenntniß vorgehen und berief daher die in Rom anwesenden Cardinäle einzeln zu sich, um ihre Ansicht und das Gewicht ihrer Gründe kennen zu lernen. Das Ende dieser Unterredungen war, daß er alle Cardinäle für seinen Candidaten gewonnen hatte. Darauf entwarf er mit Zuziehung des Staatssecretärs Cardinal Simeoni die Allocution, mit welcher er im Consistorium den von ihm Erkorenen proclamiren wollte, und theilte dieselbe zuvor den Cardinälen mit. Alle stimmten ihr zu, und so kam es, daß die Ernennung des Cardinals Pecci zum Camerlengo in der That durch die Mitwirkung des gesammten Cardinal-Collegiums vollzogen wurde. Auch Diejenigen, welche ihm anfangs am meisten entgegen gewesen, mußten ihn gar bald hochschätzen lernen.

Dieser Vorgang ist gewiß bedeutsam. Pius IX., in Vorahnung seines baldigen Hinscheides, wollte der Kirche einen Mann geben, fähig, sie durch die Stürme zu leiten, die, wie man allgemein glaubte, ausbrechen würden, wenn der große Papst endlich das müde Auge geschlossen hätte. Aber sollte dieser Mann nicht auch zugleich fähig sein, sein Nachfolger zu werden? Für gewiß darf man annehmen, daß die Wahl Pius' nicht ohne Einfluß auf die seines Nachfolgers geblieben sei.

Im Consistorium vom 21. September 1877 wurde Pecci als Kämmerling der heiligen römischen Kirche feierlich in sein Amt eingesetzt. Es war das letzte Consistorium Pius' IX., er selbst schon so schwach, daß die Ceremonien bei demselben abgekürzt werden mußten.

Pecci mußte jetzt zu dauerndem Aufenthalte nach Rom übersiedeln. Aber von der Kirche von Perugia, die ihm in den zweiunddreißig Jahren so sehr an das Herz gewachsen, wollte er sich deswegen nicht trennen. Er erbat sich daher von Pius IX. seinen Weihbischof Laurenzi zum Administrator des Bisthums. — Wenn er in diesem entscheidenden Augenblicke auf sein langes bischöfliches Wirken zurückschaute, bot sich ihm

allerdings ein sehr mannigfaltiges Bild dar, aus freudigen und schmerzlichen Zügen gemischt. Mochten die letztern auch vorherrschen, wie es in einer Zeit des heftigen Culturkampfes nicht wohl anders sein konnte, so durfte er doch mit Genugthuung und Dank gegen Gott auf das viele Gute zurückblicken, das er zu Stande gebracht. Seine Domkirche, im Aeußern gleich beim Beginne seiner Amtsführung restaurirt, ging auch im Innern ihrer völligen Neugestaltung entgegen. Eine neue Orgel war aufgestellt; die Arbeiten an der Chorcapelle des hl. Onuphrius, die er auf eigene Kosten ausmalen ließ, nahten ihrer Vollendung. Das Seminar war unter ihm zu einer Musteranstalt geworden; ein herrlicher Klerus, durch wissenschaftliche Bildung und kirchliche Gesinnung gleich ausgezeichnet, war aus demselben hervorgegangen, und verehrte in dem Cardinalbischof seinen Vater und Erzieher. Nachdem die politischen Leidenschaften ausgetobt, neigte sich nun das Volk wieder mehr der Kirche zu, und war derselben, vorab auf dem Lande, aufrichtig ergeben. Gegen zwanzig neue Kirchen waren in verschiedenen Theilen des Bisthums durch freiwillige Beiträge nach und nach errichtet und größtentheils fertig geworden. Volksmissionen, Predigten, Conferenzreden, Einführung eines einheitlichen, katechetischen Unterrichtes, Förderung der Marienverehrung durch Erbauung der Wallfahrtskirche in Ponte della Pietra, durch Einführung der Mai-Andacht und Krönung des Gnadenbildes im Dom, die Andacht zum heiligen Joseph im Märzmonat, die Pflege des kirchlichen Bruderschaftswesens, die bischöflichen Visitationsreisen und Hirtenbriefe, verbunden mit dem beredten Beispiele heiligmäßigen Wandels, dies Alles war denn doch nicht ohne reichen Segen geblieben. Dann hatte er doch noch einzelne klösterliche Genossenschaften aus dem Sturme gerettet, Wohlthätigkeits-Anstalten gegründet, die gemeinsame Kinder-Communion, die Gärten des hl. Philipp Neri eingeführt, das Institut der Missionspriester gestiftet, die Akademie des hl. Thomas, die Conferenzen der Seelsorgsgeistlichkeit angeordnet; ein eigener Verein sorgte durch Loskauf vom Militärdienst für die Ergänzung der Geistlichkeit, der St. Joachims-Verein für die Unterstützung hilfsbedürftiger Priester. In allen Stürmen war der Cardinalbischof dagestanden,

wie ein Fels im tobenden Meere, und hatte Schritt für Schritt die Rechte der Kirche und die heiligen Interessen der Religion mit ebenso viel Muth, als besonnener Umsicht vertheidigt. Kurz, er hatte alle Pflichten eines guten Hirten in der Weise erfüllt, daß selbst die Gegner ihre Achtung und Bewunderung ihm nicht versagen konnten.

Was Wunder, wenn er da mit Liebe an seiner perusinischen Kirche hing! Und war es denn nicht möglich, daß er wieder zu derselben zurückkehren würde?

Doch für einstweilen mußte er sich nun in Rom einrichten. Seine Wohnung nahm er nicht in dem seiner Familie gehörigen Hause, sondern im Palast Falconieri in der via Giulia, mit herrlicher Aussicht auf den Tiber und die Villa Farnese. Die Nähe der leoninischen Stadt, in welcher St. Peter mit dem Vatican liegt, erleichterte ihm den Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche. Er lebte auch in Rom äußerst einfach. Neben ihm wohnte auch sein gelehrter Freund Cardinal Bartolini.

Pecci wußte, daß der Posten, auf den ihn Gott durch die Hand Pius' IX. gestellt, weder ein bloßer Ehren-, noch ein Ruheposten sei. Mit seiner gewohnten Raschheit und Energie widmete er sich daher alsbald seiner hohen und schwierigen Aufgabe. Er arbeitete in den verschiedenen römischen Congregationen, deren Mitglied er war, faßte aber dabei vor Allem seine nächste und wichtigste Aufgabe in's Auge. Diese bestand in der Vorbereitung auf die Geschäfte, die ihm mit dem Tode des hl. Vaters zufallen mußten, und die angesichts der politischen Verhältnisse, der Feindseligkeit der italienischen Regierung, der Intriguen auswärtiger Höfe sehr schwierig werden konnten. Die Verordnungen und Acten über die Papstwahl, die bis in's Einzelnste gehenden Bestimmungen des canonischen Rechtes, die bezüglichen päpstlichen Constitutionen u. s. w. studirte der Kämmerer mit der größten Sorgfalt.

Uebrigens hatte Pius IX. selbst, als sich sein Zustand mehr und mehr verschlimmerte, besondere Cardinals-Congregationen eingesetzt, welche sich noch bei seinen Lebzeiten mit diesen wichtigen Fragen befassen mußten; wie ein guter Hausvater für den Fall seines Todes die ihm gut scheinenden Vorkehrungen trifft, so wollte

Ansicht von Rom.

er für die Kirche, die er so lange glorreich geleitet, auch über sein bald zu Ende gehendes Leben hinaus Vorsorge treffen. — Mitten unter den zahlreichen Geschäften seiner neuen Stellung vergaß der Cardinalbischof seine perusinische Kirche nicht. Im October war in der dortigen Dominicanerkirche ein Muttergottes-Bild seines kostbaren Schmuckes beraubt worden. Der Cardinal ordnete von Rom aus für den dritten Sonntag im Januar eine Sühnandacht an. Pius IX. erfuhr den Vorfall. Er ließ den Camerlengo rufen, und indem er zwei silberne Kronen für die Madonna und das Christkindlein mit Scepter und Weltkugel in der Hand hielt, sprach er zu ihm die prophetischen Worte: „Eminenz, nehmen Sie die Krone und das Scepter, ich bin schon alt, was soll ich noch damit machen?“ Und damit überreichte er die Abzeichen der Herrschaft: Krone, Scepter, Weltkugel, seinem dereinstigen Nachfolger.

Ende December kam Victor Emanuel nach dem Quirinal, um die officiellen Neujahrswünsche entgegenzunehmen. Am Abend des 5. Januars unterzeichnete er das Decret über die Leichenfeier Pius' IX., und schon vier Tage später war er — selbst eine Leiche.

Es ist bekannt, wie Pius IX. Alles versuchte, um die Seele des Königs, seines unglücklichen Kerkermeisters, der selbst wieder ein Gefangener in der Hand seiner Minister war, zu retten. Ob es ihm gelungen, weiß Gott. D'Anzino, welcher dem Könige in den letzten Augenblicken zur Seite gestanden, hat auf seine Priesterehre die schriftliche Erklärung abgegeben, der König habe ihn beauftragt, dem hl. Vater seine Reue über die Vergangenheit auszusprechen und ihn um Verzeihung zu bitten. Pius IX. selbst scheint das Bessere angenommen zu haben, da er die Erlaubniß zu einer kirchlichen Leichenfeier ertheilte.

Für den großen Papst schien der Augenblick des Scheidens eher wieder hinausgerückt. Er befand sich im Januar besser./

Um diese Zeit war es, daß der Cardinalbischof von Perugia die Fortsetzung seines Hirtenbriefes über „Cultur und Kirche“ abfaßte. Bemerkenswerth ist darin zunächst die Stelle im Eingang, welche der Trennung von seiner Heerde und der Möglichkeit einer Rückkehr zu derselben gedenkt, während der Schluß bereits

das nahe Ende seines Pontificats voraussehen ließ, und der Papst durch seine Wahl wohl auch den Mann seines Vertrauens bezeichnen wollte. Es fehlte im Collegium der Cardinäle nicht an hervorragenden Männern, die lange Jahre dem Papste zur Seite gestanden und mit allen Geschäften vertraut waren. Daß die Wahl des hl. Vaters auf einen der in Rom residirenden Cardinäle fallen würde, schien selbstverständlich; an den Cardinalbischof von Perugia, der seit 32 Jahren wie vergessen in der Provinz gelebt, der Curie und den Geschäften fern gestanden, nur selten nach langen Jahren und auf kurze Zeit nach Rom gekommen war, dachte wohl Niemand, außer Pius IX. Er hatte den Cardinal von Perugia stets geschätzt. Als er ihm 1853 den Cardinalshut aufsetzte, soll er, wie man sich erzählt, zugleich in prophetischem Geiste vorausgesagt haben, er würde ihm dereinst auf dem päpstlichen Stuhle folgen.

Anders dachte der berühmte erste Minister Pius' IX., Cardinal Antonelli, von dem es heißt, er habe in Pecci einen Nebenbuhler gefürchtet, der mit seiner Politik nicht in Allem einverstanden gewesen sei. Mag dem sein, wie ihm wolle, so lange der treue und bewährte Minister lebte, erhielt Pecci keinen der Cardinalsposten, welche ihn von Perugia nach Rom und zu größerem Einfluß hätten führen müssen. Aber nun war Antonelli todt, und Pius IX. warf sein Auge allen Ernstes auf den Cardinalbischof von Perugia. Das Vorhaben stieß bei mehreren Cardinälen auf Bedenken. Sie kannten diesen Mann, gleich hervorragend durch seine unerschütterliche Treue gegen die heilige Kirche, wie durch seine Geschäftsgewandtheit, zu wenig. Wußten sie auch, daß er seit der Annexion des Kirchenstaates nie einen Schritt oder auch nur eine Aeußerung gethan, die als eine Anerkennung der vollendeten Thatsachen gedeutet werden konnten, so mochten doch seine feinen Umgangsformen, die Achtung, die er selbst bei den Liberalen genoß, die tactvolle Mäßigung in seinem äußern Auftreten bei Einzelnen die leise Befürchtung erwecken, er würde gegebenen Falles vielleicht nicht mit der erforderlichen Entschiedenheit für die bisherige Richtung der päpstlichen Politik einstehen. Auf der andern Seite hatte aber auch Pecci seine Freunde, die den ganzen Werth des Mannes

von edel angelegten Herzen, von festen Charakteren und von reinen und erhabenen Seelen mangelt."

Darauf deckte er die Quellen auf, aus welchen die sittliche Vollkommenheit durch die Kirche in unversiegbarer Fülle, bei allem sonstigen Wechsel der irdischen Verhältnisse, hervorsprudelt. Solcher Quellen gibt es zwei:

„Die in den heiligen Büchern enthaltene, der Obhut und der Erklärung der Kirche anvertraute Lehre und das, weil göttliche, unaussprechlich anziehende Vorbild, Jesus Christus, wie es sich in der Kirche findet und von ihr in der ganzen Schönheit seiner Formen verkündigt und gleichsam vor Augen gestellt wird."

Wie nun die Kirche diese ihre sittliche Sendung erfüllt durch ihre Lehre, indem sie vorerst die Feinde dieser Sittlichkeit im Herzen der Menschen, die Leidenschaften, verurtheilt und bekämpft; wie sie durch das große Princip der christlichen Nächstenliebe die feste Grundlage legt; wie sie durch die sacramentale Ehe die erste der gesellschaftlichen Verbindungen, die Familie heiligt, das führt er Alles in gewohnter Klarheit und Bündigkeit durch. Wir müssen diese Stellen übergehen, um wenigstens etwas von jenen aufnehmen zu können, in welchen der Cardinalbischof die Vortheile darlegt, die der bürgerlichen Gesellschaft, der staatlichen Ordnung, aus den Lehren der Kirche erwachsen.

„Jegliche Gewalt," so sagt die Kirche, „kommt von Gott." [1]) Wenn aber die Gewalt von Gott kommt, so muß sie auch in sich wiederstrahlen die göttliche Majestät, um Ehrfurcht einzuflößen, und die göttliche Güte, um Denjenigen angenehm und leicht zu werden, die ihr unterworfen sind. Deshalb darf Derjenige, der die Zügel der Gewalt in seine Hände nimmt, sei es, daß es eine einzelne Person oder eine Körperschaft thue, sei es, daß es geschehe kraft einer Wahl oder nach dem Rechte der Geburt, sei es, daß es sich um eine Republik oder um eine Monarchie handle, in der Ausübung derselben nicht die Befriedigung seines Ehrgeizes oder das eitle Vergnügen suchen, über Andere zu herrschen, sondern er muß sie vielmehr als das Mittel ansehen, seinen Menschen-

[1]) Röm. XIII, 2 ff.

brüdern zu dienen, ähnlich wie der Sohn Gottes, der nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um Anderen zu dienen. [1]) Kurze Sätze, meine Geliebtesten, aber Sätze, in welchen die herrlichste und segensreichste Auffassung der weltlichen Gewalt enthalten ist, die sich nur denken läßt.

„Entsprechend den Lehren, welche der weltlichen Gewalt gegeben werden, sind die Unterweisungen, welche für die Unterthanen gelten. Wenn nämlich die Gewalt den Grund ihres Seins, ihre Majestät und ihre Pflicht, das Gute zu fördern, von Gott hat, dann kann die Auflehnung wider dieselbe nicht als erlaubt betrachtet werden, da sie eine Auflehnung gegen Gott selbst sein würde. Der Gehorsam der Unterthanen muß aufrichtig und loyal sein, er muß hervorgehen aus innerer Ueberzeugung, nicht aber aus sclavischer Furcht vor drohenden Strafen, er muß ein Gehorsam sein, der die Mißbilligung der verbotenen That in sich schließt und selbst so weit geht, daß er zu allen Opfern bereit macht, welche von Demjenigen, welcher die Macht in Händen hat, gefordert werden, um sein Amt zu erfüllen./

„Es ist euch, Geliebteste, wahrscheinlich bereits mehr als einmal vorgekommen, scharfe Anklagen zu hören gegen die Kirche, als wäre sie eine Feindin der Freiheit, und als träte sie mit allzu großem Eifer für Diejenigen in die Schranken, welche auf den Thronen sitzen. Nach Dem, was ich bis jetzt euch gesagt habe, könnet ihr leicht darüber entscheiden, ob diese Anklagen gerecht sind. Die Kirche billigt freilich nicht die Handlungsweise Derjenigen, welche Aufstände erregen oder befördern und aus System Feinde der Autorität sind; aber der Gehorsam, den sie anempfiehlt, wird ja sehr reichlich wieder vergütet durch jene durch das Christenthum vollzogene Umwandlung der weltlichen Gewalt, wodurch sie durch Abstreifung der Mißbräuche, welche ihr zur Zeit des alten Heidenthums mit einer gewissen Nothwendigkeit anklebten, mehr den Charakter der väterlichen Gewalt angenommen hat und in der Gerechtigkeit ihrer Befehle eine Schranke findet. Falls sie aber diese ihr gezogenen Schranken überschreitet und die Rechte

[1]) Matth. XX, 28.

des Gewissens antastet, stößt sie in dem Christen, von dem ihr mit Recht das Wort der Apostel entgegengerufen wird: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ [1]) auf entschiedenen Widerstand. Meine Theuersten, feige und vor eitler Furcht zitternde Unterthanen werden nicht in den Armen der Kirche groß gezogen, nein, sie kommen nur vor außerhalb ihres Schooßes, in solchen Gemeinwesen, welche außer der brutalen Gewalt kein anderes Recht kennen.“

Und jetzt kommt der Cardinal auf die zweite, noch reichere und wirksamere Quelle der Sittlichkeit, auf das vollendetste Vorbild derselben zu sprechen, das im Gottmenschen erschienen, „durch dessen Anblick sich die Menschen Zug für Zug überzeugen, daß diese Lehren keine bloßen Ideen sind, die man etwa mit dem Wohlgefallen betrachtet, womit man ein schönes Gemälde oder eine prächtige Landschaft besieht, sondern daß es praktische Wahrheiten sind, Wahrheiten, welche mit Entschiedenheit zur That gebracht werden müssen.“

Nur eine Seite dieses Abschnittes möge hier noch eine Stelle finden, weil sie für den Freund der leidenden Menschheit so bezeichnend ist.

„Der größte Theil der Menschen besteht aus Armen, aus Arbeitern, welche sich im Schweiße ihres Angesichtes um das tägliche Brod quälen und denen es durch ihre Arbeit kaum gelingt, dasselbe für sich und ihre Familie spärlich und unzureichend zu erringen. Den Verhältnissen dieser vollkommen entsprechend, wird Jesus arm geboren und führt in der Werkstätte seines Nährvaters, mit den niedrigen Arbeiten eines Zimmermannes sich beschäftigend, ein armes Leben. /

„O meine theuren Mitarbeiter im geistlichen Amte, ihr seid täglich Zeugen der vielen Leiden und Entbehrungen, welche die Welt nicht kennt, oder besser gesagt, vor welchen sie ihre Augen verschließt, um sich ihre eitlen Freuden nicht trüben zu lassen. Ihr, die ihr oft mit den Armen das euren eigenen Bedürfnissen nur karg zugemessene Brod theilet und vor Verlangen brennet,

[1]) Apostelgeschichte V, 29.

noch mehr für sie thun zu können, lenket doch, so oft es geschehen kann, ihre Augen auf den göttlichen Heiland, damit sie durch seinen Anblick wieder Kraft und Muth gewinnen. Lasset eure Verleumder immerhin sagen, sie ihrerseits suchten auf andere Weise die Civilisation zu heben; ihr werdet dadurch, daß ihr den Seelen den Balsam des religiösen Trostes darreichet, zugleich auch die Interessen der Civilisation auf eine hervorragende Weise fördern; ihr werdet die Wuth dämpfen, welche sich sonst an einem, uns vielleicht nicht so fernen Tage in gewaltsame und rohe Thaten verwandeln könnte; ihr werdet Personen wieder aufrichten, welche die Armuth sonst in ihren eigenen Augen und in den Augen der Andern entehrt und erniedrigt haben würde, so aber in Jesus Christus, sich geehrt fühlend, die königliche Würde erkennen, die Er ihnen erworben hat, und zugleich Muth fassen werden, sich dieselbe durch die Uebung der Tugend und durch ein ehrbares Leben zu bewahren."

Während der Cardinalbischof diese herzlichen Worte in Rom vor dem flaminischen Throne niederschrieb, schloß Pius IX. am 7. Februar im Vatican das müde Auge. Dadurch erhält die Schlußstelle dieses Hirtenbriefes, in welcher der Cardinal-Kämmerer von diesem erschütternden Ereignisse redet, eine ganz eigenthümliche Weihe./

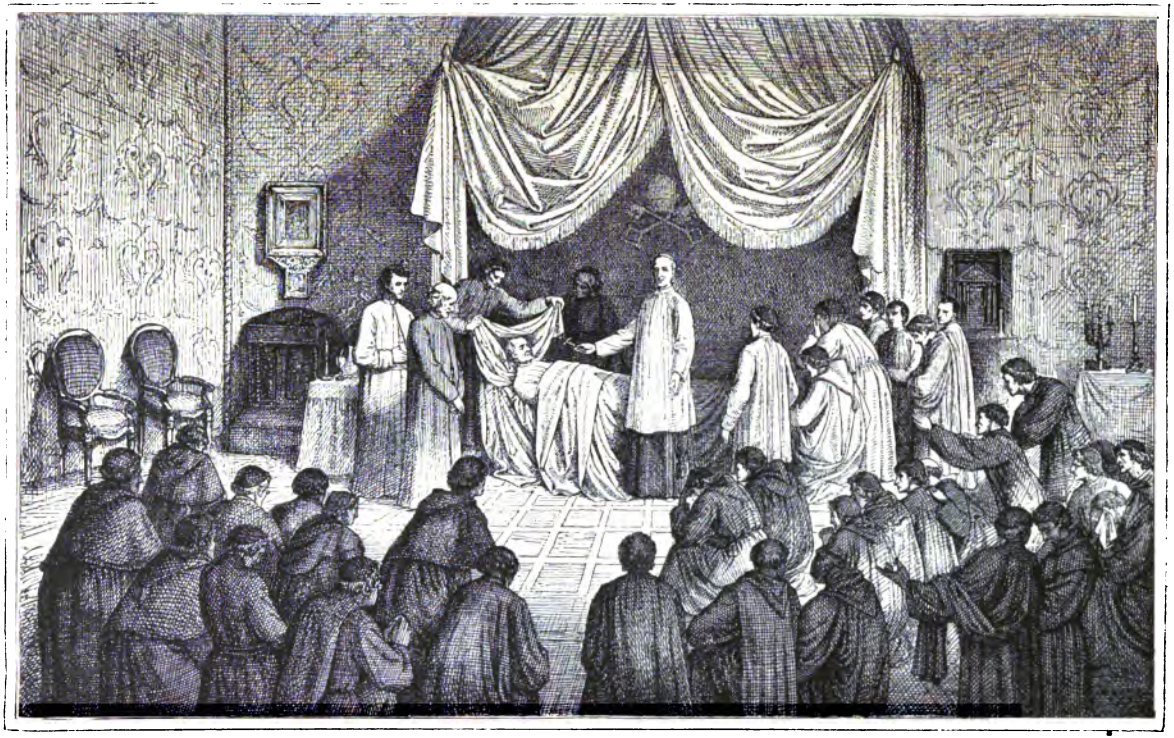
„Und hier, Geliebteste, an diesem Punkte angelangt, bricht uns das Herz von übergroßem Schmerze, da wir euch an den so herben Schlag erinnern müssen, der die ganze katholische Welt in die tiefste Trauer versetzt hat und gerade zu einer Zeit eingetreten ist, wo die Schwierigkeiten, inmitten welcher die Kirche sich befindet, dadurch nur noch vermehrt werden können. Ach, als wir anfingen, diese Hirtenworte zu dictiren, waren wir weit davon entfernt, zu vermuthen, daß uns so rasch der glorreiche Papst, der liebevollste Vater, genommen werden könnte! Wir hofften vielmehr, ihn schon bald wieder in einen besseren Gesundheitszustand versetzt zu sehen, und von ihm für euch den apostolischen Segen, von euch aber zum Entgelt dafür kindliche Gebete für das geliebte Oberhaupt erbitten zu können. Gott hatte es in seinen Rathschlüssen anders bestimmt. Er wollte für

ihn die Belohnung beschleunigen, auf welche er wegen seiner langjährigen, kostbaren, unserer gemeinsamen Mutter, der Kirche, geleisteten Dienste, wegen seiner unsterblichen Thaten und auch wegen seiner mit so großer Standhaftigkeit und Würde und mit apostolischer Festigkeit erduldeten Leiden Anspruch erheben konnte. O, würdige Mitarbeiter, vergesset nicht, jene Seele, in welcher Gott auf eine so herrliche Weise sein eigenes Bild abdrückte, Ihm bei dem heiligen Opfer zu empfehlen, sprechet vor euren Kindern von seinen Verdiensten und saget ihnen, wie viel der große Papst Pius IX. nicht nur für die Kirche und für die Seelen, sondern auch zur Förderung der Cultur gethan hat. An euch, geliebteste Brüder und theuerste Diöcesanen, ist es ferner auch, Gott zu bitten, Er möge sich würdigen, der Kirche bald wieder ein Oberhaupt zu schenken und dasselbe mit dem Schilde seiner Kraft zu decken, damit es ihm gelinge, das mystische Schifflein der Kirche unter dem Rasen der tobenden Wogen in den ersehnten Hafen zu führen. Seid in euren Gebeten auch unser eingedenk, die wir euch mit Liebe den oberhirtlichen Segen spenden."

Die Katastrophe nahm einen raschen Verlauf. Samstag den 2. Februar, am Feste Mariä Lichtmeß, am 75. Jahrestage seiner ersten heiligen Communion, hielt Pius an die Geistlichkeit Roms noch eine jener herzlichen Ansprachen, die ihm so ganz eigen waren. Sie war das letzte Aufflackern der nun rasch erlöschenden Kraft. Schon Mittwoch den 6. zeigte sich das Fieber, am 7. in der Frühe trat ein Lungenschlag ein. Mit der rührendsten Andacht empfing der hl. Vater die Sterbsacramente. Bei vollem Bewußtsein segnete er noch um 12 Uhr die um ihn versammelten Cardinäle; um 3 Uhr begann der Todeskampf, und als ein Viertel vor 6 Uhr das Glöcklein von St. Peter her den englischen Gruß zu läuten begann, schwebte die Seele des großen Verehrers Mariä in ein schöneres Jenseits hinüber.

Mit diesem Augenblicke sah sich der Cardinal-Kämmerer an die Spitze der verwaisten Kirche gestellt. Er nahm seine Wohnung sofort im Vatican.

Am Morgen des folgenden Tages, Freitag, begab er sich in Begleitung des päpstlichen Hausmeisters Macchi und zweier



Cardinal Pecci conſtatirt den Tod Pius' IX.

Kämmerer in das Sterbegemach, um nach alter Uebung die Ceremonie der Leichenschau vorzunehmen. Da ruhte die irdische Hülle des Papstes auf dem eisernen Bettgestelle, in weißen Kissen mit rothseidener Decke. Alle fielen auf die Kniee nieder. Der Cardinal-Kämmerer ließ den weißen Schleier, welcher das Antlitz des Verstorbenen verhüllte, wegnehmen, rief ihn dreimal bei seinem Taufnamen: Johannes, und berührte ihn dabei mit einem silbernen Hämmerchen zu drei Malen sanft an den Schläfen. Johann Mastai-Ferretti blieb stumm. Das Antlitz hatte den Ausdruck übermenschlicher Güte, welche im Leben aus demselben strahlte, wieder angenommen; ein himmlisches Lächeln schien um die erstorbenen Lippen zu schweben. Nachdem der Cardinal sein stilles Gebet beendet hatte, stand er auf, stimmte das De profundis an, in welches alle Anwesenden einfielen, sprach die Absolutionsformel und besprengte das ehrwürdige Antlitz mit Weihwasser. Msgr. Macchi zog dem Verstorbenen den Fischerring vom Finger und überreichte ihn dem Cardinal-Kämmerer. Mit dieser Ceremonie war sinnbildlich das letzte Band gelöst, welches Pius IX. zweiunddreißig Jahre lang als Haupt mit der Gesammtkirche verknüpft hatte, und die ganze Thätigkeit des Camerlengo mußte von jetzt an der Wahl eines Nachfolgers zugewendet sein.

Die Zeit zwischen der Erledigung und der Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles ist immer eine schwierige, sie war unter den damaligen Umständen doppelt bedenklich. Hatten doch die Feinde der Kirche schon so lange mit Sehnsucht auf den Augenblick gewartet, wo Pius IX. die Augen schließen würde; hatte doch die italienische Regierung nicht übel Lust, in die Wahlangelegenheit sich einzumischen; mußte man doch fürchten, das Schifflein Petri möchte, seines kundigen Führers beraubt, in bedenkliches Schwanken gerathen. Doch der Cardinal-Kämmerer faßte sofort mit fester Hand das Steuer, und die Häupter des heiligen Collegiums: der Cardinalbischof Di Pietro, der Cardinalpriester Fürst Schwarzenberg und der Cardinaldiakon Caterini, standen ihm treu zur Seite.

Die Leichenfeier Pius' IX. wurde ganz in der herkömmlichen Weise, nur auf den Vatican und die Peterskirche beschränkt,

Die Leichenfeier Papst Pius' IX.

des Gewissens antastet, stößt sie in dem Christen, von dem ihr mit Recht das Wort der Apostel entgegengerufen wird: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ [1]) auf entschiedenen Widerstand. Meine Theuersten, feige und vor eitler Furcht zitternde Unterthanen werden nicht in den Armen der Kirche groß gezogen, nein, sie kommen nur vor außerhalb ihres Schooßes, in solchen Gemeinwesen, welche außer der brutalen Gewalt kein anderes Recht kennen.“

Und jetzt kommt der Cardinal auf die zweite, noch reichere und wirksamere Quelle der Sittlichkeit, auf das vollendetste Vorbild derselben zu sprechen, das im Gottmenschen erschienen, „durch dessen Anblick sich die Menschen Zug für Zug überzeugen, daß diese Lehren keine bloßen Ideen sind, die man etwa mit dem Wohlgefallen betrachtet, womit man ein schönes Gemälde oder eine prächtige Landschaft besieht, sondern daß es praktische Wahrheiten sind, Wahrheiten, welche mit Entschiedenheit zur That gebracht werden müssen.“

Nur eine Seite dieses Abschnittes möge hier noch eine Stelle finden, weil sie für den Freund der leidenden Menschheit so bezeichnend ist.

„Der größte Theil der Menschen besteht aus Armen, aus Arbeitern, welche sich im Schweiße ihres Angesichtes um das tägliche Brod quälen und denen es durch ihre Arbeit kaum gelingt, dasselbe für sich und ihre Familie spärlich und unzureichend zu erringen. Den Verhältnissen dieser vollkommen entsprechend, wird Jesus arm geboren und führt in der Werkstätte seines Nährvaters, mit den niedrigen Arbeiten eines Zimmermannes sich beschäftigend, ein armes Leben. /

„O meine theuren Mitarbeiter im geistlichen Amte, ihr seid täglich Zeugen der vielen Leiden und Entbehrungen, welche die Welt nicht kennt, oder besser gesagt, vor welchen sie ihre Augen verschließt, um sich ihre eitlen Freuden nicht trüben zu lassen. Ihr, die ihr oft mit den Armen das euren eigenen Bedürfnissen nur karg zugemessene Brod theilet und vor Verlangen brennet,

[1]) Apostelgeschichte V, 29.

noch mehr für sie thun zu können, lenket doch, so oft es geschehen kann, ihre Augen auf den göttlichen Heiland, damit sie durch seinen Anblick wieder Kraft und Muth gewinnen. Lasset eure Verleumder immerhin sagen, sie ihrerseits suchten auf andere Weise die Civilisation zu heben; ihr werdet dadurch, daß ihr den Seelen den Balsam des religiösen Trostes darreichet, zugleich auch die Interessen der Civilisation auf eine hervorragende Weise fördern; ihr werdet die Wuth dämpfen, welche sich sonst an einem, uns vielleicht nicht so fernen Tage in gewaltsame und rohe Thaten verwandeln könnte; ihr werdet Personen wieder aufrichten, welche die Armuth sonst in ihren eigenen Augen und in den Augen der Andern entehrt und erniedrigt haben würde, so aber in Jesus Christus, sich geehrt fühlend, die königliche Würde erkennen, die Er ihnen erworben hat, und zugleich Muth fassen werden, sich dieselbe durch die Uebung der Tugend und durch ein ehrbares Leben zu bewahren."

Während der Cardinalbischof diese herzlichen Worte in Rom vor dem flaminischen Throne niederschrieb, schloß Pius IX. am 7. Februar im Vatican das müde Auge. Dadurch erhält die Schlußstelle dieses Hirtenbriefes, in welcher der Cardinal-Kämmerer von diesem erschütternden Ereignisse redet, eine ganz eigenthümliche Weihe./

„Und hier, Geliebteste, an diesem Punkte angelangt, bricht uns das Herz von übergroßem Schmerze, da wir euch an den so herben Schlag erinnern müssen, der die ganze katholische Welt in die tiefste Trauer versetzt hat und gerade zu einer Zeit eingetreten ist, wo die Schwierigkeiten, inmitten welcher die Kirche sich befindet, dadurch nur noch vermehrt werden können. Ach, als wir anfingen, diese Hirtenworte zu dictiren, waren wir weit davon entfernt, zu vermuthen, daß uns so rasch der glorreiche Papst, der liebevollste Vater, genommen werden könnte! Wir hofften vielmehr, ihn schon bald wieder in einen besseren Gesundheitszustand versetzt zu sehen, und von ihm für euch den apostolischen Segen, von euch aber zum Entgelt dafür kindliche Gebete für das geliebte Oberhaupt erbitten zu können. Gott hatte es in seinen Rathschlüssen anders bestimmt. Er wollte für

und des aus denselben hervorgegangenen Königreichs Italien, ein Faustschlag in das Antlitz des todten Pius gewesen. Pecci ließ daher dem Könige sagen: „Nichts stehe seinem Wunsche im Wege, denn die Feier sei öffentlich; nur könne ihm kein anderer Platz angewiesen werden, als der, welcher auf einer Tribüne den fremden Fürsten vorbehalten sei.“ Daß der König von dem ihm gemachten Anerbieten keinen Gebrauch zu machen für gut fand, muß wohl nicht bemerkt werden.

2. Capitel.

Die Erhebung auf den päpstlichen Thron.

Das Cardinal-Collegium. — Die deutschen Cardinäle. — Beginn des Conclave. — Wer wird Papst? — Die Wahlhandlung. — Der erste Segen Leo's XIII. — Aufnahme der Wahl. — Die Krönung.

Inzwischen waren, Dank der Energie des Cardinal-Kämmerers die Arbeiten des Conclave auf die anberaumte Zeit fertig geworden. Der große Wahlact konnte seinen Anfang nehmen. Montag den 18. Februar wurde in der pauliniſchen Capelle von Cardinal Schwarzenberg, Fürſt-Erzbiſchof von Prag, ein feierliches Amt geſungen, dem die Cardinäle und das diplomatiſche Corps beiwohnten. Am Nachmittag hielten die Wähler ihren gemeinſamen Einzug in das Conclave. Eine herrliche, hochehrwürdige Schaar, dieſes heilige Collegium der Cardinäle, dieſer Senat der heiligen Kirche! Mit Stolz und Vertrauen durfte die katholiſche Kirche auf dieſe Männer hinblicken, ebenſo ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Glaubenskraft, wie durch Adel des Geiſtes oder der Geburt, durch gründliches Wiſſen, wie durch Reinheit des Charakters und allſeitige Lebenserfahrung. Das Cardinal-Collegium zählte im Ganzen 64 Mitglieder, und von dieſen waren 39 Italiener, 25 aus andern Ländern der katholiſchen Chriſtenheit. [1]) Auf Deutſchland mit Oeſterreich-Ungarn kamen ſechs:

Fürſt Friedrich Schwarzenberg, von hochberühmtem, adeligem Geſchlechte, 1809 geboren, 1836 Erzbiſchof von Salzburg, von Gregor XVI. 1843 zum Cardinal ernannt und ſeit 1850 Erzbiſchof von Prag.

[1]) 8 Franzoſen, 11 Spanier und Portugieſen, 3 Engländer, je 1 Belgier, Pole, Nordamerikaner.

Cardinal Fürſt Friedrich Schwarzenberg.

Cardinal Fürſt Guſtav Hohenlohe.

Cardinal Johannes Simor.

Cardinal Joseph Michalowitz.

Fürst Gustav Hohenlohe, geboren 1823. Er folgte Pius IX. nach Gaëta und wurde von ihm zu seinem Almosenier, 1866 zum Cardinal ernannt.

Johannes Simor, ein Ungar, 1813 geboren, war zuerst Bischof von Raab, dann Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, endlich 1873 Cardinal.

Johannes Franzelin, 1816 zu Altino in Tirol geboren, war 1834 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und lehrte mit Auszeichnung am römischen Collegium Theologie, bis Pius IX. den bescheidenen Gelehrten 1876 mit dem Purpur bekleidete.

Joseph Michalowitz, Erzbischof von Agram in Kroatien, 1814 geboren, gehörte erst seit 1877 dem Cardinal-Collegium an; ebenso auch

Johannes Kutschker, 1810 geboren, der Nachfolger des Cardinals Rauscher auf dem erzbischöflichen Stuhle von Wien.

Rechnet man zu diesen Kirchenfürsten auch noch den polnischen Cardinal Ledochowski, Erzbischof von Posen und Gnesen, der in Folge des unseligen Culturkampfes zwei Jahre im Gefängniß schmachtete und dann in Rom eine Zuflucht fand, so sieht man, wie ehrenvoll Deutschland bei der Papstwahl vertreten war.

Liegt es auch in der Natur der Sache, daß die römische Kirche, das Haupt aller Kirchen, mit welcher nach den Worten des hl. Irenäus, wegen ihres besondern Vorranges alle andern übereinstimmen müssen, dadurch die römische ist, daß sie ihre Vorsteher aus Römern und Italienern nimmt, so bringt es doch ihr Verhältniß zu den übrigen Kirchen mit sich, daß sie auch Vertreter anderer Völker in ihren Rath aufnehmen und zur Regierung der allgemeinen Kirche beiziehen kann. Werden ja gerade dadurch die Bande, welche die einzelnen Länder mit dem heiligen Stuhle verbinden, um so inniger geknüpft.\

In feierlichem Zuge, unter dem Gesange des Veni Creator, begaben sich die Cardinäle durch die prächtige Halle des sogenannten Königssaales, das Bischofskreuz, das sie sonst in Gegenwart des Papstes im Busen verbergen, offen auf der Brust tragend, durch die zu beiden Seiten Spalier bildenden Nobelgarden in die sixtinische Capelle. Hier wurde zuerst durch das übliche Gebet

Cardinal Johannes Kutschker.

Cardinal Graf Ledochowski.

der Beistand des hl. Geistes angerufen, worauf der Cardinaldecan di Pietro eine Ansprache an die Wähler hielt. Dann kamen die päpstlichen Verordnungen über den Gang des Conclave, das zu bewahrende Geheimniß u. s. w. zur Verlesung, worauf die Cardinäle einzeln an den Altar traten und diese Verfügungen beschworen. Ihnen folgte der römische Fürst Marius Chigi, in dessen Familie das Amt eines Marschalls des Conclave erblich ist. Der Marschall des Conclave muß die Schlüssel zum Eingang in das Conclave bewahren, für die Sicherheit desselben wachen und hat in der Zwischenzeit bis zur Wahl eines neuen Papstes das Recht, Münzen mit seinem Bildniß schlagen zu lassen. Die vom Fürsten geprägten Denkmünzen zeigen auf der einen Seite dessen Wappen, auf der andern die Unterschrift: Marius, Fürst Chigi, der hl. römischen Kirche erblicher Marschall. 1878.

In dem reichen Costüme des sechzehnten Jahrhunderts trat er an den Altar und legte mit Würde den Eid auf die heiligen Evangelien ab.

Nach dieser feierlichen Einleitung zogen sich die Cardinäle aus der sixtinischen Capelle in ihre Zellen im Conclave zurück.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Der Cardinal-Kämmerer untersuchte, ob sich kein Unberufener eingeschlichen, beeidigte in der sixtinischen Capelle die Conclavisten, welche mit den Cardinälen im Conclave blieben, und schloß dann von innen die Thüre zum Conclave, während Fürst Chigi dasselbe von außen that und den Schlüssel an sich nahm.

Wer von den also eingeschlossenen Cardinälen wird als Papst aus dem Conclave hervorgehen?

An Muthmaßungen, an Hoffnungen und Befürchtungen fehlte es so wenig, als bei der frühern Wahl Pius' IX. Auch jetzt sprach man wieder von Parteien, von sogenannten Unversöhnlichen, Gemäßigten und Liberalen, von heftigen Auftritten, die im heiligen Cardinal-Collegium vor dem Einzug in das Conclave vorgekommen sein sollten und dergleichen. Namentlich wollte man eine starke Partei unter den Cardinälen entdeckt haben, die einen Bruch mit der bisherigen Haltung des Papstes gegenüber von Italien, eine Aussöhnung mit den vollendeten Thatsachen wünschten.

Als Candidat dieſer Liberalen wurde Cardinal di Pietro, als Candidat der Unverſöhnlichen Cardinal Bilio, der Verfaſſer des Syllabus, als Candidat der Gemäßigten der Cardinal-Kämmerer Pecci bezeichnet. Doch für ein Intriguenſpiel, wie es die geſchäftige Phantaſie gewiſſer Leute in den willkürlichſten Gebilden

Marſchall Fürſt Marius Chigi.

ausmalte, fand ſich in einem ſolchen Wahlkörper der Boden nicht. Unzugänglich irdiſchen, politiſchen, egoiſtiſchen Rückſichten hatten alle Wähler nur das eine Ziel im Auge, dem großen Pius den würdigſten Nachfolger zu geben. Wenn der ausgezeichnete engliſche Cardinal Manning als die Geſichtspunkte, die ihn bei der

Wahl leiten würden, bezeichnete: gründliche Kenntniß in den heiligen Wissenschaften, tadellosen heiligen Lebenswandel, und daß der Candidat ein Italiener sei, [1]) der sein Vaterland liebe, ohne die Rechte und Grundsätze der Kirche darüber zu vergessen, so hat er damit nicht nur seine, sondern die Gesinnung aller Wähler ausgesprochen.

Gerade diesen ausgezeichneten, englischen Kirchenfürsten hatte man als den Führer der sogenannten Extremen oder Unversöhn-

Cardinal Manning.

lichen bezeichnet. Er sollte darauf gedrungen haben, das Conclave nicht in Rom, sondern in Malta unter englischem Schutze zu halten;

[1]) Zwar kann die Wahl auch auf einen Nichtitaliener fallen, wie die Kirchengeschichte manche Beispiele aufweist, z. B. die ganze Reihe der sogenannten deutschen Päpste und noch im 16. Jahrhundert Hadrian VI. Allein dies waren doch immer nur verschwindende Ausnahmen, sie kamen auch nur dann vor, wenn die römische Kirche in Folge trauriger Zeitverhältnisse eine schwere Krankheit durchzumachen hatte. Im Großen dagegen gibt es kein weltliches Reich, welches auch nur im Entferntesten eine so glänzende Reihe von Herrschern aufweisen könnte, wie die römische Kirche sie dem geistlichen Reiche Christi geschenkt hat. Und ganz vorzüglich gilt dies gerade von unserem Jahrhundert, in welchem die großen Gestalten eines Pius VII., Leo XII., Gregor XVI., Pius IX. den gefeiertsten ihrer Vorgänger würdig an die Seite treten.

er sollte sich hierüber in äußerst hitziger Weise ausgelassen und stürmische Auftritte in den Cardinal-Versammlungen hervorgerufen haben u. s. w.

Ueber den wirklichen Hergang der Sache gab er nachgerade selbst den besten Aufschluß. Als er nämlich den 13. Mai 1878 nach der Wahl Leo's XIII. nach London zurückgekehrt war und von den englischen Katholiken feierlich empfangen wurde, richtete der berühmte Convertit Marquis of Ripon [1]) eine Ansprache an ihn, in welcher er seine Freude darüber ausdrückte, daß die englische Kirche bei der Wahl Leo's XIII. durch ihr ehrwürdiges Haupt in so ehrenvoller Weise vertreten gewesen sei. Darauf erwiderte der Cardinal unter Anderem mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die oben erwähnten Gerüchte Folgendes: „Tag für Tag erfuhr ich aus den italienischen und dann und wann aus den englischen Zeitungen zum ersten Male, welche Rathschläge ich ertheilt, welche Partei ich anführe, wie groß die Zahl meiner Anhänger, wie überaus heftig und maßlos meine Sprache gewesen, und daß meine hierüber erbitterten Amtsbrüder sich von mir zurückgezogen hätten. Gewiß, die Letztern waren es, die mehr als irgend welche andere Zeitungsleser sich hierüber amüsirten und mir täglich ob meiner bösen Haltung ihr Bedauern aussprachen. Ich glaube nun unbeschadet meines Amtseides folgende zwei Thatsachen constatiren zu sollen: erstens, daß keiner der von mir eingebrachten Vorschläge von meinen Amtsbrüdern angefochten wurde, und zweitens, daß ich immer so glücklich war, auf Seite der Mehrheit des heiligen Collegiums zu stehen, die in den meisten Fällen eine an Einstimmigkeit grenzende war. Die Welt draußen amüsirte sich mit der Beschreibung der Berathungen der Cardinäle, verglich jene mit den Debatten der Parlamente und übertrug darauf die Bezeichnung von Gruppen, Fractionen und Parteien. Die rasche Entscheidung des Conclave, der einstimmig erlassene Protest zum Zwecke der Wahrung der Rechte des heiligen Stuhles, und die beinahe einzig in ihrer Art dastehende Schnelligkeit, mit welcher die Wahl des neuen Papstes vollzogen wurde,

[1]) Jetzt Vicekönig von Indien.

beweisen mehr, als alles Andere, wie haltlos alle jene Zeitungsnachrichten waren, die man so frei und klug ersonnen hatte."

Der einstimmig erlassene Protest, auf den der englische Kirchenfürst oben anspielte, ist die Circularnote des hl. Collegiums an die Gesandten der fremden Mächte vom 19. Febr., also vom Tage nach der Eröffnung des Conclave. Ganz offen und für Jedermann verständlich legten die Wähler in derselben ihre Gesinnungen dar mit den Worten: „Alle Welt weiß, daß die Eide, welche jedes einzelne Mitglied des hl. Collegiums bei seiner Erhebung zur Cardinalswürde geschworen hat, ihm die heiligste Pflicht auferlegen, die Ansprüche, Anrechte und nicht minder das weltliche Besitzthum der Kirche zu schützen und zu vertheidigen, und zwar um jeden Preis, sei es auch mit dem eigenen Blute. Jene Eide haben heute eine feierliche Bestätigung erhalten, indem die zur General-Congregation versammelten Cardinäle einmüthig vor Gott jenen Eidschwur erneuert haben. Sie haben dabei zugleich ihre Zustimmung zu all' den Vorbehalten und Protesten des verstorbenen Souverains wiederholt, die derselbe sowohl gegen die Wegnahme des Kirchenstaates, als gegen die Gesetze und Erlasse erhoben hat, durch welche die Rechte der Kirche und des hl. Stuhles verletzt worden sind. So sind die Cardinäle entschlossen, auf dem Wege voranzuschreiten, den der verstorbene Papst ihnen vorgezeichnet hat, was auch immer für Prüfungen im Verlaufe der Ereignisse ihrer warten mögen."

In diesem Sinne und Geiste schritten nun die Cardinäle Dienstag Vormittags 10 Uhr zur eigentlichen Wahlhandlung in der sixtinischen Capelle. Nachdem die Heiliggeist-Messe beendigt war, hielt der Cardinaldecan eine kurze Ansprache an das hl. Collegium, und dann begann sofort die erste Abstimmung. Jeder Cardinal hatte seinen Thron an einer der Langseiten der Capelle, wie die nebenstehende Abbildung zeigt. An der Rückwand des Sitzes ist der Name des Cardinals und darüber springt oben ein kleines Baldachin vor, das durch eine Schnur heruntergelassen werden kann. Ein Tischchen mit Schreibzeug steht vor jedem Sitz.

Jeder Cardinal schrieb an seinem Platze den Stimmzettel und versiegelte ihn mit einem fremden Siegel, damit derselbe

Die Papstwahl in der sixtinischen Capelle.

an dem eigenen Siegel des Cardinals auch von außen nicht unterschieden werden könnte. Alsdann trug Jeder seinen Zettel selbst zum Altare hin und legte ihn auf einen mit dem Bilde des hl. Geistes geschmückten goldenen Teller, indem er gleichzeitig eidlich betheuerte, daß er bei seiner Stimmgebung nur nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe. An dem Altare standen drei Cardinäle, die sogenannten Scrutatoren; es waren die Cardinäle Regnier, Erzbischof von Cambrai in Frankreich, Franzelin und Michalowitz, von denen schon die Rede gewesen. Von diesen nahm der erste jeden Wahlzettel und überreichte ihn dem zweiten, dieser wieder dem dritten, welcher ihn in einen auf dem Altare stehenden Kelch mit weiter Kuppe legte. Dann schüttelte der erste Stimmenzähler die eingelegten Voten, der dritte nahm sie heraus und zählte sie, indem er sie in einen zweiten Kelch legte, ab; darauf begann das Scrutinium, das heißt die Untersuchung und Bekanntgebung der Wahlzettel.

Die Cardinäle hatten alle wieder auf ihren Thronen Platz genommen und erwarteten mit Spannung die nun beginnende Ablesung der Namen. Die Stimmenzähler brachten den Kelch auf den in der Mitte aufgestellten Tisch, an dem sie Platz nahmen. Der erste Scrutator nahm einen der Zettel nach dem andern aus dem Kelche heraus, erbrach die Siegel, las den Namen für sich, übergab ihn zur Einsicht dem zweiten, der ihn gleichfalls für sich las, dieser dem dritten, der ihn endlich laut verkündete und nachher an einem Faden aufzog, um schließlich alle zu verbrennen. Jeder der Cardinäle notirte sich an seinem Platze ebenfalls die abgelesenen Stimmen, um so das Resultat controliren zu können.

Dieser erste Wahlgang wurde indessen eines Formfehlers wegen angefochten. Es hatte nämlich einer der fremden Cardinäle die Bestimmung, daß die Wahlzettel mit einem fremden Siegel geschlossen werden müssen, übersehen und sich seines Cardinalwappens bedient. Die Schwierigkeit, welche zu längeren Erörterungen führte, wurde indessen auf den Antrag des ungarischen Primas, Cardinal Simor, dahin ausgeglichen, daß dieser Wahlgang nicht als eigentlicher Wahlact, sondern nur als eine Probe zu betrachten sei, um im Allgemeinen zu erfahren, auf welche

Candidaten die Stimmen der Cardinäle fallen könnten. In diesem Sinne wurde die Abstimmung kundgegeben und ergab sofort für den Cardinal-Kämmerer Pecci 18 Stimmen, während auf die ihm zunächst kommenden Cardinäle Bilio und Franchi nur sechs und fünf Stimmen fielen, die andern sich auf verschiedene Namen zersplitterten. Sofort nach Bekanntmachung dieses Ergebnisses wurden die Stimmzettel mit feuchtem Stroh untermischt im Kamine verbrannt, und die Cardinäle zogen sich in ihre Zellen zurück./

Cardinal Bilio.

Nachmittags halb 4 Uhr begann in gleicher Weise, wie am Vormittag, der zweite Wahlgang. Das Ergebniß war: Pecci 26 Stimmen, Bilio 7, Panebianco und Monaco la Valetta je 4, Simeoni 2, die andern auf Einzelne zersplittert. Schon zeigte sich deutlich, wohin die Wahl fallen würde, noch mehr durch den nun folgenden sogenannten Acceß, das heißt, es fand ein neuer Wahlgang statt, in welchem zersplitterte Stimmen auf diejenigen Candidaten übertragen werden konnten, welche mehr als eine Stimme

auf sich vereinigt hatten. Durch diesen Accesß erhielt Pecci 34, Bilio 9, Panebianco 6, La Valetta und Simeoni je 5 Stimmen, 1 vereinzelt. — Auch jetzt war also die Wahl noch nicht zu Stande gekommen, da bei der Zahl von 60 Cardinälen die erforderliche Zweidrittels-Mehrheit 40 Stimmen betrug. Aber über den Ausgang des nächsten Wahlganges konnte sich keiner in der Versammlung mehr einem Zweifel hingeben, am allerwenigsten Pecci selbst, der deswegen gleich nach Verkündung des Resultates dringend bat, von ihm abzusehen, weil er sich so schwach und leidend fühle, daß das hl. Collegium schon nach Monatsfrist zu einer neuen Wahl zusammentreten müßte.

Um halb 7 Uhr wurde die Sitzung geschlossen, die Wahlzettel verbrannt, und die Cardinäle begaben sich an die Eingangsthüre des Conclave, um den eben erst aus Portugal angekommenen Cardinal von Lissabon unter den üblichen Ceremonieen in das Conclave einzuführen. Mit ihm war die Zahl der Wähler nun auf 61 gestiegen. [1]) In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch ging Pecci in seiner Herzensangst zu einem Cardinal, der sich besonders für seine Wahl bemühte, und beschwor ihn, keine Last auf seine Schultern zu legen, welcher er nicht gewachsen sei.

„Ich fürchte," sprach er in seiner Bescheidenheit und Demuth, „daß das hl. Collegium einen Mißgriff begeht. Man rühmt mich als einen besondern Gottesgelehrten von großem Wissen; ich bin es nicht; man glaubt, ich besitze die erforderlichen Eigenschaften, um Papst zu werden; ich habe sie nicht. Ich bitte Sie, dieses den Cardinälen zu sagen." Jener antwortete: „Was Ihre Gelehrsamkeit betrifft, so wollen Sie nicht selber darüber urtheilen, wir werden das thun; was Ihre Befähigung, Papst zu werden angeht, so lassen Sie Gott walten, der Sie kennt."

Schweren Herzens kehrte Pecci in seine Zelle zurück. Aber auch da verscheuchte ihm das Hämmern jeden Schlaf, da Cardinal

[1]) Es fehlten von allen 64 Cardinälen nur drei: der Erzbischof von Rennes, der sich wegen Krankheit und Alter entschuldigte und bald darauf starb; der irische Cardinal Cullen von Dublin, ebenfalls durch Krankheit gehindert, und der Erzbischof von New-York, Mac Closkey, der nach der weiten Reise über den Ocean Leo XIII. bereits als Papst antraf.

Simeoni noch während der Nacht die unten liegenden päpstlichen Zimmer eilig herrichten ließ. Die unter solchen Umständen leicht begreifliche Aufregung, zu der sich noch heftige Zahnschmerzen gesellten, setzte dem Cardinal-Kämmerer derart zu, daß er am Mittwoch Morgen der Heiliggeist-Messe um halb 10 Uhr nicht beiwohnte und nur mit Mühe sich endlich aufraffte, um pflichtgemäß am Wahlacte selbst theilzunehmen.

Bevor dieser vorgenommen wurde, vereinbarte man zuerst die Art und Weise, wie die öffentliche Verkündigung der Wahl stattfinden sollte. Die letzte Abstimmung selbst ging in ganz gleicher Weise, wie die beiden früheren, vor sich. Wieder wurden die Stimmzettel aus dem Kelche genommen und laut verlesen. Aller Augen waren auf Pecci gerichtet. „Als nun," so schildert Cardinal Donnet von Bordeaux, der seinen Platz unmittelbar neben dem Cardinal-Kämmerer hatte, diesen feierlichen Augenblick, „als nun immer wieder sein Name abgelesen und mit jeder Minute die Wahrscheinlichkeit größer wurde, daß Pecci der erkorene Nachfolger Pius' IX. sein werde, da sah ich einen Strom von Thränen aus seinen Augen hervorbrechen, und die Feder entfiel seiner Hand. Ich hob sie auf und gab sie ihm zurück mit den Worten: ‚Muth! Es handelt sich in diesem Augenblicke nicht um Sie! Es handelt sich um die Kirche und um die Zukunft der Welt!' Und Pecci erhob die Augen zum Himmel, um in stummem Gebete die Hilfe von Oben zu erflehen."

Das Resultat der Wahl wurde nun verkündet. Pecci hatte 44 Stimmen auf sich vereinigt, also die gesetzliche Zweidrittels-Mehrheit um 2 Stimmen überschritten. [1]) Sofort warfen sich die Cardinäle, welche neben

[1]) Bei der Wahl Pius' IX. waren von den 62 Cardinälen nur 51 anwesend, da die aus Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Deutschland bei den damaligen Reise-Einrichtungen nicht rechtzeitig hatten erscheinen können. Am Montag, 14. Juni, waren sie in das Conclave im Quirinal eingezogen, am Dienstag Morgen im ersten Wahlgang hatte Lambruschini 15, Mastai 13 Stimmen, 23 zersplittert. Beim zweiten Wahlgang Nachmittags Lambruschini 13, Mastai 17. Beim dritten Wahlgang Mittwoch Morgen Lambruschini 11, Mastai 27; beim vierten Wahlgang Nachmittags Mastai 36, also zwei über die

Pecci die meisten Stimmen gehabt, mit ihren Anhängern dem Cardinal-Kämmerer zu Füßen, und durch Acclamation schlossen sich Alle der Wahl an, so daß auf diese Weise schließlich die volle Einstimmigkeit zu Stande kam. Das Conclave war ein äußerst kurzes und in jeder Beziehung überaus erfreuliches. [1])

Nachdem die Wahl vollzogen, traten sofort die Ceremonieenmeister und Secretäre in die sixtinische Capelle, und die Baldachine über den Sitzen der Cardinäle mit Ausnahme des Erwählten wurden heruntergelassen. Aber noch fehlte die Einwilligung des Gewählten. Er konnte ablehnen. Es traten daher die Decane der Cardinalbischöfe, Priester und Diakone zum Throne hin mit der Frage: „Nimmst Du die Wahl zum Papste an?" Eine furchtbare Frage im Hinblicke auf das, was ein Ja alles in sich schloß.

Pecci blickte in kurzem, heißem Gebete zum Himmel empor; dann sprach er: „Ich bin nicht würdig, das Amt zu übernehmen; allein im Gehorsam gegen das hl. Collegium erkenne ich in Ihrer Stimme Gottes Stimme." Langsam sprach er diese Worte; man fühlte, daß er die ehrenvolle, aber zugleich furchtbare Verantwortung der Würde, die er annahm, wohl ermaß, die Bitterkeit des ihm dargereichten Kelches zum voraus erkannte.

Auf die weitere Frage des Cardinaldecan, welchen Namen er annehmen wolle, antwortete er: „Leo, zum Andenken an Leo XII., für welchen ich stets eine große Verehrung bewahrt habe."

Jetzt hatte die Kirche wieder ein Haupt, und aus der hehren Versammlung erschallten Acclamationen und heiße Segenswünsche für eine lange und glückliche Regierung.

Zweidrittels-Mehrheit, worauf durch Acclamation auch die übrigen ihm zufielen. In vier Abstimmungen ist Pius IX., in drei Abstimmungen Leo XIII. gewählt worden, oder, da der erste Wahlgang nur als Probe gerechnet wurde, eigentlich in zweien. Leo XIII. wurde noch am Tage der Wahl öffentlich proclamirt, Pius IX. erst am Tage darauf.

[1]) Die in unserm Jahrhundert gehaltenen Conclave weisen folgende Ziffern der daran theilnehmenden Cardinäle und der Dauer auf:

	Cardinäle	Tage		Cardinäle	Tage
1800. Pius VII.	34	104	1831. Gregor XVI.	52	50
1823. Leo XII.	48	35	1846. Pius IX.	51	3
1829. Pius VIII.	50	36	1878. Leo XIII.	61	2

LEO XIII.

Von zwei Cardinaldiakonen begleitet, begab sich der Papst jetzt in die anstoßende Sacristei der Sixtina, wo er die päpstliche Kleidung anlegte: weiße Soutane und Strümpfe, rothe Schuhe mit dem darauf gestickten Kreuz, Chorrock, rothes, mit Hermelin besetztes Mozett, Stola und weißes Käppchen.

Auf der Sedia gestatoria in die sixtinische Capelle zurückgetragen, empfing er auf der obersten Stufe des Altares durch den deutschen Cardinal Schwarzenberg den Fischerring und die erste Huldigung der Cardinäle. Gleich nach dieser Huldigung — es war um 1 Uhr — begab sich der älteste Cardinaldiakon Caterini, das päpstliche Kreuz voran und von zwei Prälaten begleitet, auf die Loggia der Peterskirche, um von derselben herab dem auf dem Petersplatze anwesenden Volke die glückliche Wahl zu verkünden.

Die Glocken von St. Peter begannen zu läuten, von Thurm zu Thurm, von allen den Hunderten der Kirchen in der ewigen Stadt erscholl die Antwort, und wie ein Strom wälzte sich aus allen Gassen die Menge, Vornehm und Gering, Fußgänger und Carossen in langen Reihen dem Petersplatze zu. „Pecci! Leo XIII.!" wiederhallte es freudig von tausend und tausend Zungen, und mit Blitzesschnelle trug der Telegraph noch am gleichen Tage, Mittwoch den 20. Februar, die frohe Kunde hinaus in alle Enden des katholischen Erdkreises. Stürmischer Jubel durchwogte das gutgesinnte Rom. Wohl an die 80,000 Menschen waren bei St. Peter versammelt, die einen außen auf dem Platze, die andern innen in der Kirche. Alle wollten den neuen Papst sehen, alle seinen *ersten Segen* empfangen. Aber wo sollte derselbe gespendet werden?

Man hatte die Nachricht verbreitet, Pecci werde nicht mehr so strenge an dem System Pius' IX. gegen die Räuber des Kirchenstaates festhalten, sondern, wie es vor der Annexion Roms üblich gewesen, auf der äußern Loggia von St. Peter den Segen spenden. Während nun die Menge draußen auf dem großen St. Petersplatze mit steigender Ungeduld wartete, ertönte plötzlich im Innern der Kirche ein unermeßlicher Jubelruf durch die mächtigen Gewölbe. Leo XIII. war erschienen; er zeigte sich, gefolgt vom Cardinal-Collegium, von der innern Loggia aus seinem

Volke. Dieses wollte nicht aufhören mit Zurufen und Freudenbezeugungen, und nur allmählich gelang es dem hl. Vater, durch Zeichen mit der Hand Ruhe herzustellen.

Mit klarer Stimme, die bei der lautlosen Stille durch die weiten Räume hindrang, sprach er lateinisch die Segensworte: „Adjutorium nostrum!“, breitete dann seine Hände zum Segen gen Himmel aus und sprach, dreimal das Kreuz über die Volksmenge machend, die Worte des Segens aus. Es herrschte athemlose Stille. Doch kaum war das Amen gesprochen, so machte sich auch die mit Gewalt zurückgehaltene Freude in echt italienischer Weise Luft. „Evvivas! Es lebe der Papst! Es lebe Leo! Es lebe der Papstkönig!“ so scholl es von allen Seiten und wollte kein Ende nehmen. Die Leute schwenkten Hüte und Taschentücher, streckten die Arme nach dem Papste aus, lachten und weinten zugleich, brachen in Zurufe aller Art aus, wie sie eben dem vollen Herzen entströmten. Die Kirche war zum öffentlichen Tummelplatze religiöser und heiliger Freude geworden.

Da zeigte sich wieder einmal das echte römische Volk, das treu an seinem Papst und König hält. Innig gerührt und ergriffen von dieser großartigen Kundgebung gläubiger Liebe äußerte der hl. Vater gegen einen Cardinal: „Betrachten doch Eminenz dieses so gute und treue Volk von Rom!“

Es war ein Schauspiel, das sogar solche ergriff, die nur aus Neugier hergekommen waren. Vertreter der öffentlichen Gewalt, die zuerst überrascht und beschämt dastanden, brachen endlich selbst vor Rührung und Freude in lautes Schluchzen aus; mehrere riefen tief ergriffen aus: „Auch wir sind Katholiken; der Papst ist auch unser Vater!“ Unter andern war auch ein Officier eine Zeitlang unbeweglich wie ein Stein dagestanden; schließlich aber warf doch auch er sich auf die Kniee mit den Worten: „O, ich kann nicht mehr; es lebe Leo XIII.!“ [1])

Während dies in St. Peter geschah, wurde das Conclave durch den Fürsten Chigi geöffnet; Leo XIII. aber zog sich, durch

[1]) Bekannt ist die Anekdote jener guten Römerin, welche, als sie hörte, der neue Papst habe den Namen Leo angenommen, ausrief: „Recht so, einen Löwen haben wir nöthig!“

all' die Aufregungen dieses Tages im Innersten erschüttert und der Ruhe höchst bedürftig, in seine Gemächer zurück.

So ging der denkwürdige 20. Februar 1878 zu Ende. Der große Pius hatte einen würdigen Nachfolger, die Kirche den rechten von Gott erwählten Hirten erhalten. Petrus stirbt nicht; er lebt in jedem seiner Nachfolger fort.

Merkwürdig! Nur sehr Wenige hatten etwas von dem Cardinalbischof von Perugia gehört, der zweiunddreißig Jahre geräuschlos und bescheiden in seinem Bisthum gelebt. Und doch welch' ein unermeßlicher Jubel in den Herzen der 200 Millionen Katholiken bei der Kunde von seiner Wahl! Aber sie alle wußten ja dies eine, daß nur ein würdiger Mann aus der Wahlurne hervorgehen könne, daß der göttliche Stifter der Kirche in einer Zeit, wie die unsrige, nur einen tüchtigen Steuermann auserlesen werde, und das genügte. Leo XIII. konnte ein reiches Erbe antreten: die Liebe von 200 Millionen Herzen. Pius IX. hatte in seiner außerordentlich langen Regierung und seiner außergewöhnlichen Wirksamkeit das Papstthum und seine Bedeutung tief in Geist und Herz der Katholiken eingesenkt, alle, auch die entferntesten Theile der Heerde Christi, fest an den Mittelpunkt der Einheit herangezogen, und Leo XIII. erntete nun in reichlichem Maße, was Pius IX. gesäet hatte.

Es war ein erhebendes Schauspiel, das in den Tagen nach der glücklichen Wahl die katholische Welt darbot. Ueberall begeisterte Kundgebungen der Freude, des Vertrauens, der Anhänglichkeit und Liebe; Glockengeläute, feierlicher Dankgottesdienst, Festversammlungen, Beleuchtung, Fackelzüge, Glückwunsch-Telegramme, Adressen, Gesandtschaften u. s. w. Wenn etwas geeignet sein konnte, dem neuen Papste die Last der Tiara zu erleichtern, so mußten es diese allgemeinen Beweise der Liebe und Glaubenstreue sein, in denen Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien, England, Belgien, Holland, Amerika wetteiferten. Auf Tausenden von Feuerschlünden und Hunderttausenden von Bayonnetten ruht die Macht der Könige; fester wurzelt das Papstthum in den Millionen katholischer Herzen.

Und — was besonders bemerkenswerth — sogar die liberalen

Gegner des Papstthums schienen vielfach mit dessen Freunden einig zu gehen. Sie bezeichneten durchweg die Wahl Leo's XIII. als eine glückliche. Nicht minder befriedigt schienen die politischen Kreise; so wurde zum Beispiel dem Fürsten Bismark die Aeußerung in den Mund gelegt, sie sei die beste Wahl, welche das hl. Collegium habe treffen können.

Die „Times", die englische Hauptzeitung, schrieb über den neuen Papst: „Der Cardinal Pecci wird der beste Papst von der Welt sein, wenn Fähigkeit im Regieren, Energie, untadelhafter Lebenswandel, tiefe Frömmigkeit, Liebe, Talente, Bildung, Gelehrsamkeit, Mäßigung und moralische Tugenden zu jenem so erhabenen Amte befähigen können."

Italienische Staatsmänner und Blätter sprachen mit höchster Achtung, wie früher von dem Cardinal, so jetzt von dem Papste.

Den Abschluß finden die Feierlichkeiten der Papstwahl mit der Krönung, bei welcher dem hl. Vater zum Zeichen seiner geistlichen und weltlichen Vollgewalt als Papstkönig die dreifache Krone, Tiara, auf das Haupt gesetzt wird. Es war dies von jeher der Anlaß, wo sich der neue Papst dem römischen Volke in seiner ganzen Machtfülle mit Entfaltung alles äußeren Glanzes zu zeigen pflegte. Seit die Piemontesen in die heilige Stadt eingezogen, hatte das gute römische Volk den hl. Vater nie mehr öffentlich gesehen, und wenn Pius in die Peterskirche hinabstieg, um am Grabe der Apostelfürsten sein Gebet zu verrichten, so wurden die Thore immer geschlossen. Leo wollte nun dem Volke die Freude machen, nach so langen Jahren seinen Papst wieder einmal öffentlich zu sehen. Der Krönungsact sollte daher Sonntag den 3. März in der großen Halle über dem Vorhofe der Peterskirche vollzogen werden. Alles wurde dazu vorbereitet. Aber noch in der letzten Stunde sollte die väterliche Absicht des Papstes vereitelt werden./

Die italienische Einheitspartei wollte nämlich dieses Fest zu politischen Kundgebungen in der Peterskirche, zu einem sogenannten Versöhnungsfest zwischen dem Papste und dem neuen Italien mißbrauchen; die Rothen gedachten dabei insbesonders das Papstthum dem Königthum, Leo XIII. Humbert I. entgegenzustellen, und das

Spiel, das sie seiner Zeit mit Pius IX. getrieben, wieder zu erneuern. Doch Leo XIII. kannte dieses aus eigener Erfahrung nur zu gut und war nicht gewillt, eine Rolle in demselben zu übernehmen.

Als daher vollends der Ministerpräsident Crispi, ein Exgaribaldiner, die Erklärung in den Vatican gelangen ließ, die Regierung sehe sich nicht veranlaßt, für die Ordnung in St. Peter zu sorgen, weil die Wahl des Papstes dem Könige nicht persönlich angezeigt worden sei, da mußte der hl. Vater von seinem Vorhaben abstehen, wenn er nicht Anlaß zu den gröbsten Excessen im Hause Gottes, ja selbst zu Blutvergießen geben wollte.

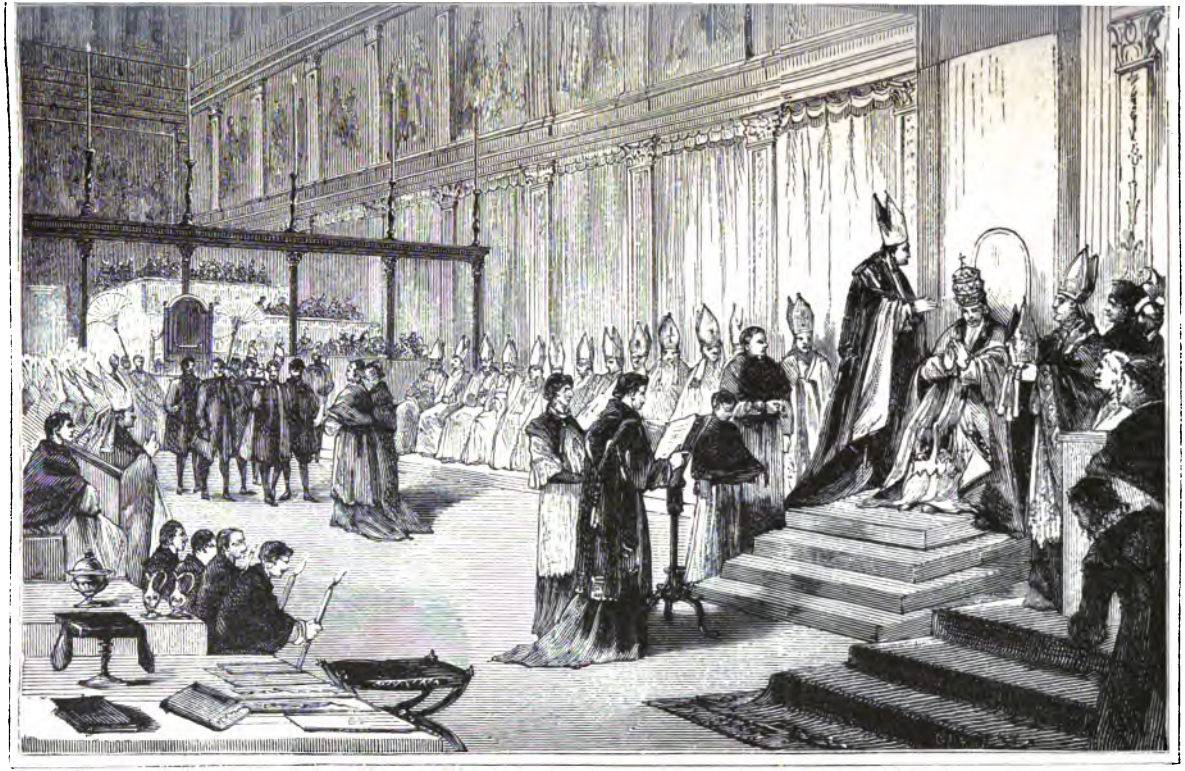
So steht es um die Freiheit des Gefangenen im Vatican! Nicht einmal geistliche Functionen kann er in der Hauptkirche der Christenheit vornehmen.

Die Krönung fand nun in der sixtinischen Capelle mit all' jener Pracht und religiösen Würde statt, wie sie eben nur am päpstlichen Hofe möglich sind. Wir wollen indessen die Leser nicht hinhalten mit der weitläufigen Beschreibung der tiefsinnigen und ergreifenden Ceremonieen, die schon so vielfach beschrieben wurden.

Der Papst, der stets ein mildes Herz für die Armen besaß, ließ 25,000 Franken unter dieselben austheilen, damit auch sie an der allgemeinen Freude theilnehmen könnten.

Abends beleuchteten viele Römer ihre Häuser, was Anlaß zu bedauerlichen Excessen gab, indem vom Pöbel — wiederum zum Beweise für die Freiheit des Kirchenoberhauptes — an einzelnen Palästen die Fenster eingeworfen wurden.

Was mochte Leo XIII. wohl denken, wenn er sich den Jubel und die Feierlichkeiten von 1846 bei der Krönung seines Vorgängers in's Gedächtniß rief! Damals war er, als ernannter Bischof von Perugia, auf der Loggia von St. Peter an der Seite Pius' IX. gestanden, hatte von der Höhe des gewaltigen Baues herabgeschaut auf das unten wogende Meer von Köpfen, das den unermeßlichen Platz vor der Basilika bis in seine äußersten Räume anfüllte; hatte den Papstkönig im doppelten Glanze seiner geistlichen und weltlichen Machtfülle verehrt. Wie war da seither so Vieles anders geworden!



Die Krönung Papst Leo's XIII. in der sixtinischen Capelle.

Spiel, das sie seiner Zeit mit Pius IX. getrieben, wieder zu erneuern. Doch Leo XIII. kannte dieses aus eigener Erfahrung nur zu gut und war nicht gewillt, eine Rolle in demselben zu übernehmen.

Als daher vollends der Ministerpräsident Crispi, ein Erzgaribaldiner, die Erklärung in den Vatican gelangen ließ, die Regierung sehe sich nicht veranlaßt, für die Ordnung in St. Peter zu sorgen, weil die Wahl des Papstes dem Könige nicht persönlich angezeigt worden sei, da mußte der hl. Vater von seinem Vorhaben abstehen, wenn er nicht Anlaß zu den gröbsten Excessen im Hause Gottes, ja selbst zu Blutvergießen geben wollte.

So steht es um die Freiheit des Gefangenen im Vatican! Nicht einmal geistliche Functionen kann er in der Hauptkirche der Christenheit vornehmen.

Die Krönung fand nun in der sixtinischen Capelle mit all' jener Pracht und religiösen Würde statt, wie sie eben nur am päpstlichen Hofe möglich sind. Wir wollen indessen die Leser nicht hinhalten mit der weitläufigen Beschreibung der tiefsinnigen und ergreifenden Ceremonieen, die schon so vielfach beschrieben wurden.

Der Papst, der stets ein mildes Herz für die Armen besaß, ließ 25,000 Franken unter dieselben austheilen, damit auch sie an der allgemeinen Freude theilnehmen könnten.

Abends beleuchteten viele Römer ihre Häuser, was Anlaß zu bedauerlichen Excessen gab, indem vom Pöbel — wiederum zum Beweise für die Freiheit des Kirchenoberhauptes — an einzelnen Palästen die Fenster eingeworfen wurden.

Was mochte Leo XIII. wohl denken, wenn er sich den Jubel und die Feierlichkeiten von 1846 bei der Krönung seines Vorgängers in's Gedächtniß rief! Damals war er, als ernannter Bischof von Perugia, auf der Loggia von St. Peter an der Seite Pius' IX. gestanden, hatte von der Höhe des gewaltigen Baues herabgeschaut auf das unten wogende Meer von Köpfen, das den unermeßlichen Platz vor der Basilika bis in seine äußersten Räume anfüllte; hatte den Papstkönig im doppelten Glanze seiner geistlichen und weltlichen Machtfülle verehrt. Wie war da seither so Vieles anders geworden!

Die Krönung Papst Leo's XIII. in der sixtinischen Capelle.

Doch Leo XIII. mochte ſich darüber leicht tröſten. Nicht alle die Stimmen, die damals ſo laut ertönten, waren rein geſtimmt; nur zu bald ſchlugen ſie einen andern Ton an. Jetzt war kein ſolcher äußerer Prunk; das römiſche Volk, unter fremde Herrſchaft gebeugt, konnte ſeinem Herzen nicht frei folgen. Aber reichen Erſatz bot die erprobte Anhänglichkeit der Treugebliebenen und die geſteigerte Liebe der katholiſchen Welt.

3. Capitel.

Von der Krönung bis zur ersten Encyclica.

(3. März bis 21. April 1878.)

Besetzung der Stellen am päpstlichen Hofe. — Staatssecretär Cardinal Franchi. — Oeffentliche Audienzen. — Erstes Consistorium; Leo's XIII. Verhältniß zum hl. Cardinal-Collegium; Wiederaufrichtung der katholischen Hierarchie in Schottland; der erste amerikanische Cardinal. — Die Encyclica vom heiligen Osterfeste 1878. — Ziele Leo's XIII.

Mit der Krönung nahmen die Sorgen des apostolischen Amtes für Leo XIII. ihren Anfang. Alle Welt wartete mit der größten Spannung auf die ersten Schritte des neuen Papstes. Wie wird er regieren? Wird er ganz und gar in die Fußstapfen seines großen Vorgängers treten? Wird er eine andere Richtung einschlagen, selbständig seine eigenen Wege gehen?

Schon am Krönungstage, so meldete der geschäftige Telegraph, sollte das erste Rundschreiben, gleichsam das Programm des neuen Herrschers erscheinen, in welchem Leo die Grundsätze, nach denen er zu regieren gedenke, aller Welt darlegen würde. Aber eine Bulle schreibt sich nicht wie eine Thronrede oder wie ein Zeitungsartikel, und Leo nahm sich Zeit.

Zuerst wollte er sich im eigenen Hause umsehen und einrichten. An dem Wahltage hatte er vorläufig alle Stellen am päpstlichen Hofe, so wie sie unter seinem Vorgänger gewesen waren, bestätigt; jetzt mußte er die Werkzeuge, deren er sich in der Regierung und Leitung der Kirche als seiner Vertrauensmänner bedienen wollte, endgiltig bestimmen.

Der wichtigste Posten am päpstlichen Hofe ist der eines Cardinal-Staatssecretärs. Ihm obliegen zunächst die Beziehungen des hl. Stuhles zu den verschiedenen Regierungen und damit die

wichtigsten Interessen der Kirche. Er ist gleichsam die rechte Hand des Papstes. Lange Jahre hatte der berühmte Cardinal Antonelli unter Pius IX. diese Stelle bekleidet, und nach dessen Tode der Cardinal Simeoni. Leo XIII. berief nun zu diesem ersten Vertrauensposten einen Cardinal, der ihm von jeher besonders befreundet gewesen und diese Freundschaft auch in vollstem Maße verdiente. Es war der Cardinal Alexander Franchi./

Cardinal Alexander Franchi.

/Im Jahre 1819 in Rom geboren, hatte Franchi, der mit den trefflichsten Anlagen des Geistes eine ebenso tiefe Frömmigkeit verband, gleich nach seiner Priesterweihe als Professor der Kirchengeschichte an der römischen Universität gewirkt und den Lehrstuhl der Diplomatie in der Akademie der Adeligen errichtet. Von Pius IX. selbst zum Bischof geweiht, weilte er als Abgesandter des hl. Stuhles in Madrid, Florenz, Modena, Konstantinopel. Im Jahre 1865 kam er auch nach Berlin, wo er für die Wiederbesetzung der erzbischöflichen Stühle von Köln und Gnesen thätig war, und bei diesem Anlasse mit den deutschen Verhältnissen näher

bekannt wurde. In der Hauptstadt des jetzigen deutschen Reiches, wie überhaupt in der diplomatischen Welt, erfreute sich Franchi einer ungewöhnlichen Beliebtheit und Hochschätzung; seine Wahl zum Staatssecretär wurde darum in diesen Kreisen mit der größten Befriedigung aufgenommen, und trug nicht wenig dazu bei, die Anbahnung eines Ausgleiches mit den Regierungen und insbesondere auch mit der deutschen zu erleichtern. Seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß auf dem Berliner Congreß die Denkschrift des heiligen Stuhles zur Wahrung der Interessen der Katholiken im Orient durch die bevollmächtigten Gesandten von Frankreich und Oesterreich vorgelegt und in wohlwollende Berücksichtigung gezogen wurde.

Leo hatte gleich mit dieser ersten und wichtigsten Wahl einen glücklichen Wurf gethan. An die Spitze der Congregation der Propaganda trat wieder der Cardinal Simeoni; zur obersten Leitung der Studien wurde Cardinal de Luca berufen. Als Prodatar functionirte Cardinal Sacconi, welcher diese Stelle schon unter Pius IX. bekleidete und jener Cardinal war, der sich ganz besonders um die Wahl Leo's XIII. bemüht hatte. Auch Monsignor Macchi, als Oberkammerherr, und Monsignor Ricci, als Haushofmeister, behielten ihre schon unter Pius IX. bekleideten Stellen. Da Leo XIII. während der zweiunddreißig Jahre seiner bischöflichen Wirksamkeit in Perugia nur selten nach Rom gekommen war, ihm manche Personen des päpstlichen Hofstaates daher nicht näher bekannt sein konnten, so war es ganz natürlich, daß er auch Persönlichkeiten aus Perugia, deren treue Anhänglichkeit und hervorragende Befähigung er in langjähriger Erfahrung erprobt hatte, in seine nähere Umgebung berief. Auch sein eigener Bruder, Joseph Pecci, von dessen weiteren Schicksalen später die Rede sein wird, trat ihm jetzt wieder zur Seite.

Weiter ernannte der hl. Vater aus den Cardinälen drei besondere Commissionen. Die erste sollte die gute Verwaltung des Petrespfennigs besorgen; die zweite die verdientesten und tüchtigsten Priester ausfindig machen, denen der hl. Vater in den so schwierigen Zeitverhältnissen die Bisthümer in Italien anvertrauen könnte; die dritte hatte die jüngern Mitglieder der römischen Prä-

Doch Leo XIII. mochte ſich darüber leicht tröſten. Nicht alle die Stimmen, die damals ſo laut ertönten, waren rein geſtimmt; nur zu bald ſchlugen ſie einen andern Ton an. Jetzt war kein ſolcher äußerer Prunk; das römiſche Volk, unter fremde Herrſchaft gebeugt, konnte ſeinem Herzen nicht frei folgen. Aber reichen Erſatz bot die erprobte Anhänglichkeit der Treugebliebenen und die geſteigerte Liebe der katholiſchen Welt.

3. Capitel.

Von der Krönung bis zur ersten Encyclica.

(3. März bis 21. April 1878.)

Besetzung der Stellen am päpstlichen Hofe. — Staatssecretär Cardinal Franchi. — Oeffentliche Audienzen. — Erstes Consistorium; Leo's XIII. Verhältniß zum hl. Cardinal-Collegium; Wiederaufrichtung der katholischen Hierarchie in Schottland; der erste amerikanische Cardinal. — Die Encyclica vom heiligen Osterfeste 1878. — Ziele Leo's XIII.

Mit der Krönung nahmen die Sorgen des apostolischen Amtes für Leo XIII. ihren Anfang. Alle Welt wartete mit der größten Spannung auf die ersten Schritte des neuen Papstes. Wie wird er regieren? Wird er ganz und gar in die Fußstapfen seines großen Vorgängers treten? Wird er eine andere Richtung einschlagen, selbständig seine eigenen Wege gehen?

Schon am Krönungstage, so meldete der geschäftige Telegraph, sollte das erste Rundschreiben, gleichsam das Programm des neuen Herrschers erscheinen, in welchem Leo die Grundsätze, nach denen er zu regieren gedenke, aller Welt darlegen würde. Aber eine Bulle schreibt sich nicht wie eine Thronrede oder wie ein Zeitungsartikel, und Leo nahm sich Zeit.

Zuerst wollte er sich im eigenen Hause umsehen und einrichten. An dem Wahltage hatte er vorläufig alle Stellen am päpstlichen Hofe, so wie sie unter seinem Vorgänger gewesen waren, bestätigt; jetzt mußte er die Werkzeuge, deren er sich in der Regierung und Leitung der Kirche als seiner Vertrauensmänner bedienen wollte, endgiltig bestimmen.

Der wichtigste Posten am päpstlichen Hofe ist der eines Cardinal-Staatssecretärs. Ihm obliegen zunächst die Beziehungen des hl. Stuhles zu den verschiedenen Regierungen und damit die

latur in die Geschäftskunde einzuführen. Der hl. Vater selbst aber suchte sich über die Lage der Gesammtkirche nach allen Seiten hin mit jenem klaren Blicke Rechenschaft zu geben, den er in allen seinen bisherigen Lebensstellungen in so hervorragender Weise bewährt hatte. Deswegen beschränkte er die öffentlichen Audienzen, welche unter Pius IX. sehr häufig gewesen, so viel als möglich. Aber gerade in der ersten Zeit hielt das schwer, denn

Cardinal Sacconi.

es drängten sich von allen Seiten Deputationen herbei. Sie alle wollten den neuen Papst sehen, wollten dem neuen Oberhaupte der Kirche die Gefühle ihres gläubigen Gehorsams, ihrer Liebe und Treue darbringen. Es war ein heiliger Wetteifer, der dem Herzen des hl. Vaters ungemein wohl thun mußte; denn er sagte ihm, daß er auf das katholische Volk aller Nationen zählen dürfe. Voran ging ein großer Pilgerzug aus Italien, aus Leuten jeden Standes zusammengesetzt, vom vornehmen Herrn bis zum schlichten

Bauer, von den Alpen bis nach Sicilien, ein lebendiges Bild jener wahren Einheit Italiens im Glauben und in der Ergebenheit gegen den Statthalter Christi. Ihnen folgten die Vertreter des um seines Glaubens wegen so schwer verfolgten Polen, die österreichischen, die deutschen Pilger unter Führung des Freiherrn von Loë u. s. w. Für Alle hatte Leo XIII. Worte des Trostes und der Ermunterung.

Indessen war er in diesen Ansprachen, die er nicht vermeiden konnte, äußerst gemessen, wohl wissend, daß man gerade im Anfange seiner Regierung jede seiner Aeußerungen zu deuten suchen würde. Pius IX. hatte eine außerordentliche Gabe der sogenannten unvorbereiteten Beredtsamkeit besessen; Leo XIII. pflegt nicht aus dem Stegreif zu reden, sondern jedes seiner Worte wohl zu überdenken und sorgfältig abzuwägen. Die so gesprochenen Worte dictirt er nachher einem Schreiber ganz genau aus dem Gedächtniß. Mußte Leo XIII. bei solchen feierlichen Audienzen, wo er zu den Abgesandten christlicher Nationen zu sprechen hatte, mit einem Gefolge von Cardinälen und mit dem üblichen Ceremoniell auftreten, so schildert dagegen ein lange Jahre in Rom lebender Deutscher, nicht katholischer Confession, eine der gewöhnlichen öffentlichen Audienzen in folgender Weise: /

„Schlag halb 1 Uhr erschien Leo XIII. auf der Schwelle des Schweizersaales. Ein einziger Monsignore in violettem Talar, der Ceremonieenmeister Macchi, dessen Riesennase eine vaticanische Berühmtheit ist, begleitete ihn. Hinter ihm traten zwei Kammerdiener in geistlichem Gewande einher, von denen einer den rothen Hut tragen mußte. Fünf Officiere der Nobelgarde in Parade-Uniform besetzten die Thür mit gezogenem Säbel. Dem Ceremoniell entsprechend, hatte beim Eintritt des Papstes ein Jeder das Knie gebeugt. Msgr. Macchi gab aber sofort das Zeichen zum Aufstehen, so daß nur die Wenigen knieend blieben, an denen der hl. Vater eben vorüberging. Der Papst machte die Runde, sich mit Jedem unterhaltend. Ich hatte Muße, den alten Herrn auf das genaueste zu beobachten und ebenfalls einige Worte mit ihm zu wechseln, als er an mich herantrat. Ich hatte, sowohl der Beschreibung, als seinem Erscheinen auf dem innern Balcon der Peterskirche nach zu urtheilen, Leo XIII. für einen Mann von

hohem Wuchse gehalten. Darin wurde ich enttäuscht. Er ist durchaus mittlerer Statur und sehr hager, dabei aber nicht unschön in den Körperformen. Sein Kopf ist der eines bedeutenden Mannes. Seine Gesichtszüge ... verbinden mit dem Ausdruck großer geistiger Begabung eine unverleugbare Herzensgüte. In dem ganzen Menschen, wie er sich gibt, liegt nichts Affectirtes... Lebendigkeit und wundervolle Ruhe sind in diesem unstreitig sehr begabten Manne in seltenem Grade mit einander vereinigt. Er legte bald diesem, bald jenem mit liebenswürdiger Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter, während er die Fragen, die Jeder nach Belieben an ihn stellen konnte, beantwortete, oder während er selbst neue Fragen aufwarf. Nie fehlte es ihm an einem passenden Worte für Jene, welche nichts zu sagen hatten oder wußten. Mit Jedem wußte er Anknüpfungspunkte zu finden, bei keinem der vielen Nichtkatholiken zeigte er sich unwillig, obgleich er sein Bedauern über die Andersgläubigkeit nicht zurückhielt, ohne jedoch im Mindesten verletzend oder auch nur unhöflich zu sein. Mit ganz besonderer Vorliebe verweilte er bei den Kindern. Er streichelte die kleinen Gesichtchen, während er mit ihnen auf das herzlichste plauderte; zu manchen kehrte er noch einmal einige Schritte zurück, jedem Kinde legte er, was er bei den Erwachsenen nicht that, segnend die Hand auf den Kopf. Die tiefe Baßstimme Leo's ist angenehm, obgleich sie etwas näselt. Es liegt etwas sehr Inniges in ihr, wie denn überhaupt der Gesammteindruck des Mannes der einer harmonischen Vereinigung des Gefühls- und Verstandesmenschen ist. Unbefangen und überlegen in dem schwierigen Auftreten so vielerlei Menschen gegenüber, fehlt dem Gebahren Leo's jeder Anstrich von Anmaßung oder Ueberhebung. Seine hervorragende Würde hat nichts Demüthigendes für den Nebenmenschen, wohl aber etwas Mildes, etwas Erhebendes."/

Inzwischen nahte der 28. März, der Tag, welcher für das erste Consistorium festgesetzt war. Der neue Papst wollte in demselben seine erste feierliche Ansprache an das versammelte Cardinal-Collegium halten und übungsgemäß das Glaubensbekenntniß und den Eid auf die apostolischen Constitutionen ablegen. Um 10 Uhr erschien Leo XIII. in vollem päpstlichem Schmucke im

Consistorialsaale. Nachdem er auf dem Throne Platz genommen, begann er seine Ansprache mit dem Geständniß der Beklemmung, die sein Herz ergriffen, als er durch die einstimmige Wahl der Cardinäle eine Last auf sich nehmen mußte, welcher seine schwachen Schultern um so weniger gewachsen seien, je glorreicher der Name gewesen, den sein unsterblicher Vorgänger, Pius IX., zurückgelassen. Und nun setzte er diesem selbst gleichsam noch ein Denkmal in den wenigen, aber inhaltreichen Worten: „Dieser erhabene Führer der katholischen Heerde, er hat mit einem unbesiegbaren Muthe für Wahrheit und Recht gestritten, und ist zu einem Musterbilde in der Regierung des Reiches Christi geworden. Nicht genug, daß er den apostolischen Stuhl durch den Glanz seiner Tugenden verherrlichte, hat er sich auch die Liebe und Bewunderung der gesammten Kirche im höchsten Grade erworben. In dem Maße, als er alle römischen Päpste durch die Dauer seines Pontificats übertroffen, hat er auch zahlreichere Beweise von Liebe und Verehrung, als alle übrigen erhalten."

Einen zweiten Grund zur Besorgniß erblickte Leo XIII. in der äußerst bedenklichen Lage nicht nur der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch der katholischen Kirche und vorab des apostolischen Stuhles, dem seine weltliche Herrschaft mit Gewalt entrissen und dadurch die freie Ausübung seiner Auctorität zur Unmöglichkeit gemacht ist.

Dann kam der hl. Vater ausführlich auf sein Verhältniß zum hl. Cardinal-Collegium zu sprechen, indem er fortfuhr: „Zur Erfüllung Unseres Amtes wenden Wir Uns aber mit Vertrauen an Euere weisen Rathschläge. Daß Uns dieselben nie fehlen, das ist es, was Wir lebhaft wünschen und worum Wir bitten. Mögen diese Unsere Worte nicht etwa als eine bloße Höflichkeitsformel, sondern durchaus als eine feierliche Erklärung Unseres Willens angesehen werden. Denn Wir sind dabei eingedenk dessen, was die Schrift über die Vollmachten berichtet, die Gott dem Moses anvertraute. Wie Moses, beängstigt durch die schwere Bürde, das ganze Volk Israel zu regieren, auf Gottes Geheiß siebenzig Aelteste sich zugesellte, daß sie die Last mit ihm theilten, so werdet Ihr, darum bitten Wir Euch, in der Kirche Gottes jene siebenzig Aelteste

aus Israel sein, die Unsere Arbeiten theilen, Unsern Muth befestigen werden. Wir wissen überdies, daß das Heil nach dem Zeugniß der Schrift da ist, wo viel Rath. Wir wissen, wie das Concil von Trient lehrt, daß das Oberhaupt der allgemeinen Kirche in dem Rath der Cardinäle seine Stütze findet; Wir wissen endlich, daß der hl. Bernard die Cardinäle die dem römischen Papste an die Seite gestellten Rathgeber nennt. Fünfundzwanzig Jahre hatten Wir die Ehre, Euerem Collegium anzugehören, und deswegen besteigen Wir nun diesen apostolischen Stuhl nicht blos mit einem von Liebe und Ehrfurcht gegen Euch erfüllten Herzen, sondern auch mit dem festen Entschlusse, durch Euch, Unsere Genossen und Mitarbeiter in Unsern mühvollen Obliegenheiten zu regieren, wie Wir einstmals Euere Arbeiten zu theilen die Ehre hatten."

Das inhaltsschwere und gemessene Wort des heiligen Vaters machte einen tiefen Eindruck auf das heilige Collegium. Auch eine gewisse Presse bemächtigte sich desselben und deutete es in dem Sinne, als ob Leo XIII. das, was sie das persönliche Regiment Pius' IX. zu nennen beliebte, mit einer constitutionellen Verfassung vertauschen wolle. Thörichte Meinung! Leo sprach eben nur aus, was allbekannt, in der Kirche Gottes stets gewesen und was man fälschlich als schrankenlose Willkürherrschaft eines Einzelnen hinzustellen gesucht hat. Es ist das von Christus gelegte unveränderliche Grundgesetz der Kirchenverfassung: Petrus als Haupt der Apostel, vereint mit dem Lehrkörper, durch seine Prärogative über ihn emporragend, aber nicht von ihm losgetrennt. Daß in der Kirche kein blindes Willkürregiment herrsche, daß der Nachfolger Petri, wenn auch mit dem Vorzuge der Unfehlbarkeit ausgerüstet, der Mitwirkung der Cardinäle nicht entbehren könne noch wolle, das hat Leo XIII. gerade so wie Pius IX. wiederholt. Cardinal di Pietro erwiderte die Ansprache des heiligen Vaters und wurde darauf selbst von diesem zum Cardinal-Kämmerer der heiligen römischen Kirche ernannt.

Di Pietro ist unstreitig eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des heiligen Collegiums. Geboren 1806 in Rom wurde er schon mit 33 Jahren zum Erzbischof von Berytus ernannt und als

Nuntius an die Höfe von Neapel und Lissabon gesandt. Voll Eifer für das Wohl der Kirche leistete er große Dienste und unterhandelte das Concordat mit Portugal. Die Anerkennung dafür war der Cardinalshut, den ihm Pius IX. 1853 zuerkannte. Wie sehr ihn Leo XIII. schätzt, zeigt die eben getroffene Wahl.

An dieses Consistorium knüpfte sich zugleich ein für das Herz des Papstes wie für die ganze Kirche höchst erfreuliches

Cardinal di Pietro.

Ereigniß: die Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie in Schottland./

Drei lange Jahrhunderte war in Schottland wie in England die Reihenfolge der katholischen Bischöfe unterbrochen gewesen. Die wenigen Katholiken, welche mitten in der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben, mußten schwere Zeiten durchmachen. Endlich brach auch für sie eine bessere Zukunft an. Leo XII. errichtete drei apostolische Vicariate, und zur Zeit der Katholiken-Emancipation, im Jahre 1829, betrug die Zahl der Katholiken in

Schottland bereits 70,000 Seelen. Diese Zahl stieg mit überraschender Schnelligkeit durch zahlreiche Bekehrungen, namentlich aus den gebildeten und höhern Ständen, bis auf 360,000 Seelen. Schon unter Pius IX. waren die Verhandlungen wegen Wiederaufrichtung der katholischen Bischofssitze zu einem befriedigenden Abschluß gekommen, ein Erfolg, an dem der englische Cardinal Manning einen hervorragenden Antheil hatte. Doch Gott berief den großen Papst zu sich, bevor er das Werk krönen konnte, und so blieb es Papst Leo XIII. vorbehalten, diesen schönen Erfolg zu feiern.

Die Bulle datirt vom 6. März 1878, und im Consistorium vom 28. März wurden nun die Inhaber der zwei erzbischöflichen Stühle von St. Andrews (mit dem Sitze in Edinburg) und Glasgow ernannt und ihnen die vier Suffraganbischöfe von Aberdeen, Dunkeld, Galloway und Argyll untergeordnet. Als Pius IX. im Jahre 1850 die katholischen Bisthümer in England wieder herstellte, erhob der Anglicanismus allerdings noch ein großes Geschrei gegen den Papismus, in Schottland beschränkte er sich darauf, eine Copie des päpstlichen Schreibens öffentlich zu verbrennen. Damit war alles zu Ende, und Schottland trat wieder in die Reihe der kirchlichen Hierarchie ein und verspricht der Kirche gleich England vielen Trost zu bereiten.

Zum Schlusse der Sitzung setzte Leo XIII. dem Cardinal Mac Closkey von New-York den Cardinalshut auf. Mac Closkey wurde am 20. März 1810 in der New-York gegenüber liegenden Stadt Brooklyn geboren und machte seine theologischen Studien in Rom. Nach der Rückkehr in sein Vaterland widmete er sich dem Missionswerke und wurde am 21. November 1843 von Gregor XIII. zum Bischof von Oxiera i. p. ernannt, von Pius IX. 1847 auf den bischöflichen Stuhl von Albany und 1864 auf den erzbischöflichen Stuhl von New-York berufen. Er nahm an der Verbreitung und Befestigung der amerikanischen Kirche, die in so erfreulichem Wachsthum begriffen ist, einen hervorragenden Antheil. Pius IX., welcher den Katholiken von Amerika einen Beweis seiner Liebe und eine Aufmunterung zugleich geben wollte, ernannte im Consistorium vom 17. März 1875 den Erzbischof von New-York zum

Nuntius an die Höfe von Neapel und Lissabon gesandt. Voll Eifer für das Wohl der Kirche leistete er große Dienste und unterhandelte das Concordat mit Portugal. Die Anerkennung dafür war der Cardinalshut, den ihm Pius IX. 1853 zuerkannte. Wie sehr ihn Leo XIII. schätzt, zeigt die eben getroffene Wahl.

An dieses Consistorium knüpfte sich zugleich ein für das Herz des Papstes wie für die ganze Kirche höchst erfreuliches

Cardinal di Pietro.

Ereigniß: die Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie in Schottland./

Drei lange Jahrhunderte war in Schottland wie in England die Reihenfolge der katholischen Bischöfe unterbrochen gewesen. Die wenigen Katholiken, welche mitten in der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben, mußten schwere Zeiten durchmachen. Endlich brach auch für sie eine bessere Zukunft an. Leo XII. errichtete drei apostolische Vicariate, und zur Zeit der Katholiken-Emancipation, im Jahre 1829, betrug die Zahl der Katholiken in

Schottland bereits 70,000 Seelen. Diese Zahl stieg mit überraschender Schnelligkeit durch zahlreiche Bekehrungen, namentlich aus den gebildeten und höhern Ständen, bis auf 360,000 Seelen. Schon unter Pius IX. waren die Verhandlungen wegen Wiederaufrichtung der katholischen Bischofssitze zu einem befriedigenden Abschluß gekommen, ein Erfolg, an dem der englische Cardinal Manning einen hervorragenden Antheil hatte. Doch Gott berief den großen Papst zu sich, bevor er das Werk krönen konnte, und so blieb es Papst Leo XIII. vorbehalten, diesen schönen Erfolg zu feiern.

Die Bulle datirt vom 6. März 1878, und im Consistorium vom 28. März wurden nun die Inhaber der zwei erzbischöflichen Stühle von St. Andrews (mit dem Sitze in Edinburg) und Glasgow ernannt und ihnen die vier Suffraganbischöfe von Aberdeen, Dunkeld, Galloway und Argyll untergeordnet. Als Pius IX. im Jahre 1850 die katholischen Bisthümer in England wieder herstellte, erhob der Anglicanismus allerdings noch ein großes Geschrei gegen den Papismus, in Schottland beschränkte er sich darauf, eine Copie des päpstlichen Schreibens öffentlich zu verbrennen. Damit war alles zu Ende, und Schottland trat wieder in die Reihe der kirchlichen Hierarchie ein und verspricht der Kirche gleich England vielen Trost zu bereiten./

Zum Schlusse der Sitzung setzte Leo XIII. dem Cardinal Mac Closkey von New-York den Cardinalshut auf. Mac Closkey wurde am 20. März 1810 in der New-York gegenüber liegenden Stadt Brooklyn geboren und machte seine theologischen Studien in Rom. Nach der Rückkehr in sein Vaterland widmete er sich dem Missionswerke und wurde am 21. November 1843 von Gregor XIII. zum Bischof von Oxiera i. p. ernannt, von Pius IX. 1847 auf den bischöflichen Stuhl von Albany und 1864 auf den erzbischöflichen Stuhl von New-York berufen. Er nahm an der Verbreitung und Befestigung der amerikanischen Kirche, die in so erfreulichem Wachsthum begriffen ist, einen hervorragenden Antheil. Pius IX., welcher den Katholiken von Amerika einen Beweis seiner Liebe und eine Aufmunterung zugleich geben wollte, ernannte im Consistorium vom 17. März 1875 den Erzbischof von New-York zum

ersten Cardinal der neuen Welt. Die Kunde dieser Auszeichnung rief in den Vereinigten Staaten einen ungeheuren Enthusiasmus hervor. Großartige Festlichkeiten fanden in New-York statt, als Msgr. Roncetti, der jetzige Nuntius in München, dem Erwählten das Cardinalsbarett überbrachte, und selbst die Andersgläubigen fühlten sich durch diese Erhebung eines amerikanischen Bürgers hoch geehrt.

Wieder verging von diesem Consistorium fast ein Monat, bis endlich das von aller Welt mit Spannung erwartete große Rund-

Cardinal Mac Closkey.

schreiben des Papstes, die Encyclica, erschien. Sie war vom heiligen Osterfeste, den 21. April 1878, datirt und an alle Bischöfe des katholischen Erdkreises gerichtet.

So umfangreich die Encyclica ist, so wird sie doch von einem eben so einfachen als erhabenen Gedanken getragen, würdig dessen, welcher der Stellvertreter Christi auf Erden ist. Christus ist der Eine Erlöser, das einzige Heil der Menschen; seine göttlichen Heilsmittel hat Er für alle Zeit niedergelegt in seiner Kirche; in dieser kann daher die Menschheit allein das Gegenmittel gegen die

setze der Gerechtigkeit und Billigkeit ihre Stütze bilden, wenn nicht eine aufrichtige Liebe die Bestrebungen der Menschen unter einander verbindet und alle gegenseitigen Verhältnisse sanft und lieblich regelt. Wer möchte nun aber zu leugnen wagen, daß es die Kirche ist, welche diese hohe Aufgabe in der Geschichte der christlichen Gesellschaft gelöst und die echte Cultur erzeugt hat?" Dieser wahren Cultur stellt er sodann in ähnlicher Weise, nur ganz kurz gefaßt wie in seinen Hirtenbriefen über Cultur und Kirche, das Zerrbild der falschen, unchristlichen Cultur gegenüber, welche die Völker, statt sie glücklich zu machen, nur in's Verderben führen kann.

Dann zeigt er, wie gerade das Papstthum in diesem wahren Culturkampfe mit seiner Autorität stets an der Spitze gestanden.

„Wäre doch diese heilsame Autorität niemals mißachtet oder verschmäht worden! Dann hätte sicherlich die weltliche Fürstengewalt jene erhabene und geheiligte Würde nicht verloren, die ihr als ein Geschenk der Religion eigen war, und die allein die Lage der Gehorchenden zu einer menschenwürdigen und edlen macht."

Mehr aber noch als alle andern Länder hat Italien dem Papstthume zu verdanken. Leo XIII. kommt daher besonders auf die große „römische Frage" zu sprechen und erörtert das Verhältniß des heiligen Stuhles ganz im Geiste Pius' IX., wie wir im folgenden Capitel sehen werden.

Gestützt auf diese Darlegung wendet sich nun der heilige Vater zunächst „an die Fürsten und Regierungen der Völker und beschwört sie wieder und wieder im Namen Gottes, die in so bedenklicher Zeit angebotene Hilfe der Kirche nicht zu verschmähen." Sodann fordert er die Bischöfe auf, die ihnen anvertrauten Gläubigen zum innigsten Anschlusse an den Stuhl Petri zu ermahnen, damit sie „alle seine Lehren mit innerster Zustimmung des Verstandes und Willens annehmen, die Meinungen aber, die den Entscheidungen der Kirche zuwiderlaufen, mögen dieselben auch noch so verbreitet sein, durchaus verwerfen."/

Leo XIII. verwirft sodann neuerdings alle von seinen Vorgängern, so namentlich die von Pius IX. auf dem Vaticanischen Concil verurtheilten Irrlehren und hebt die Wichtigkeit der christlichen Erziehung und der Wissenschaft mit tiefem Ernste hervor.

„Je mehr die Feinde der Religion mit aller Kraft dahin arbeiten, unerfahrenen Menschen, und besonders der Jugend, Lehren vorzutragen, welche die Geister in die Irre führen und die Sitten verderben, um so eifriger muß man trachten, daß schon die Methode des Unterrichts passend und gediegen sei. Zumal aber soll der Unterricht selbst in den schönen Künsten und Wissenschaften mit dem katholischen Glauben übereinstimmen, vor allem in der Philosophie, von der das richtige Verständniß der übrigen Wissenschaften zum großen Theil abhängt."

Eine gute Erziehung kann aber ihren Anfang und Halt nur in einer guten Familie haben, und diese selbst gedeiht hinwiederum nur auf dem Boden des Christenthums; sie zieht ihre Lebenskraft aus dem sacramentalen Charakter der Ehe. Dieser muß daher heilig bewahrt und gegen die sogenannte Civilehe mit ihren traurigen Folgen für die ganze bürgerliche Gesellschaft aufrecht gehalten werden.

Aber kann Leo XIII. eine so weitgehende Aufgabe, wie sie die Rettung der menschlichen Gesellschaft ist, auch zu bewältigen hoffen? Gesteht er sich doch selbst, daß dieselbe die menschlichen Kräfte übersteige. Und doch weist er im dritten kurzen Abschnitt seines Rundschreibens auf einige Gründe zur Hoffnung hin.

Einen ersten sieht er in Gott, der ja die Völker heilungsfähig gemacht [1]) und die Kirche zum Heile dieser Völker gegründet hat; einen andern in der wunderbaren Uebereinstimmung und Eintracht, welche die Bischöfe unter einander und mit dem apostolischen Stuhle so enge verknüpft.

„Wir glauben, daß diese vollkommene Einigung nicht nur ein unbezwingliches Bollwerk gegen die Angriffe der Feinde ist, sondern auch ein glückliches Vorzeichen, das der Kirche bessere Zeiten verheißt. Dazu kommen noch jene Beweise der Liebe und des Gehorsams, die Unserer Wenigkeit gleich bei Antritt Unseres päpstlichen Amtes von Euch, ehrwürdige Brüder, und zugleich mit Euch von zahlreichen Geistlichen und Gläubigen entgegengebracht worden sind. Sie alle haben durch Briefe, Geschenke und Pilgerfahrten,

[1]) Sap. 1, 11.

wie durch andere Beweise der Pietät gezeigt, daß die Liebe und Unterwürfigkeit, welche sie Unserem hochverdienten Vorgänger beständig erwiesen haben, fest, unverändert und unversehrt auch gegen die Person eines so ungleichen Nachfolgers geblieben ist." Mit dem herzlichsten Danke für diese Gesinnungen der Liebe und Anhänglichkeit verbindet Leo XIII. dann zum Schlusse noch die Aufforderung zum Gebete unter Anrufung der glorreichen Himmelskönigin, des hl. Joseph, der hl. Apostelfürsten, „auf daß Gott gnädig auf seine Heerde herabschauen und ihr Frieden und Sieg verleihen möge."

Leo XIII. hatte gesprochen, gesprochen als Papst, als der Nachfolger Pius' IX. Es war nichts Neues, was er in seinem Rundschreiben der Welt sagte. Die Sendung des Papstthums bleibt zu allen Zeiten dieselbe: der Menschheit das Heil in Christus anzubieten. Nur war es eben jetzt nöthiger denn je, dies recht laut zu verkünden, weil man dieses Heil ohne die Kirche, auf einem andern Wege und durch andere Mittel, durch die Cultur der modernen Zeit, erreichen zu können wähnte. Ist es doch vielfach so weit gekommen, daß die Kirche sogar als ein Hemmniß dieses Zieles hingestellt und daher bekämpft und gefesselt wurde.

Allen diesen kläglichen und verderbenbringenden Strebungen gegenüber ruft Leo XIII. der in die Irre gehenden Menschheit in ruhigem Ernste die Worte des Völkerapostels zu: „Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, welcher gelegt ist, welcher ist Christus Jesus." [1])

Zwei Punkte bezeichnete Leo XIII. in seinem ersten Rundschreiben als die Ziele seiner Thätigkeit: einmal, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Beilegung des Krieges gegen die Kirche herbeizuführen; sodann im engen Anschluß der Gläubigen an das kirchliche Lehramt durch eine wahrhaft christliche Erziehung und Wissenschaft ein neues christlicher gesinntes Geschlecht heranzubilden.

Wie hat nun Leo XIII. diese beiden Aufgaben in den bis jetzt verflossenen zwei Jahren seiner Regierung gelöst?

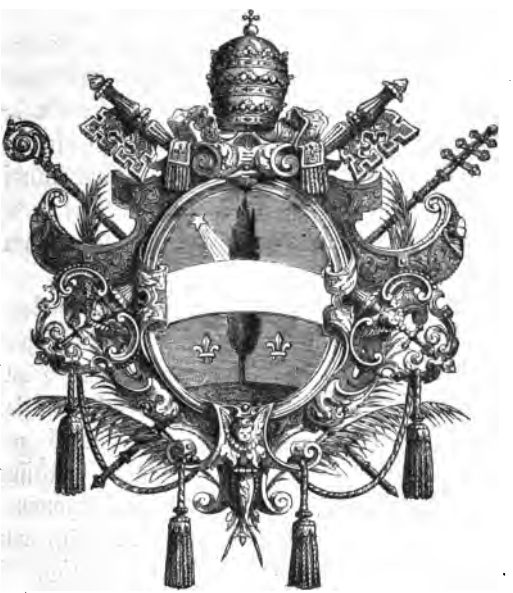
[1]) I. Cor. 3, 11.

4. Capitel.

Leo XIII. und der Culturkampf.

Familienwappen Leo's XIII. — Der preußische Culturkampf. — Erste Schritte Leo's. — Cardinal Nina, der neue Staatssecretär. — Die Encyclica gegen den Socialismus. — Erstes Schreiben an den Erzbischof von Köln, vom 24. December 1878. — Verhandlungen in Wien. — Zweites Schreiben an den Erzbischof von Köln, vom 24. Februar 1880. — Aussichten. — Beilegung des Culturkampfes in Baden. — Leo XIII. und die römische Frage.

Das Familienwappen Leo's XIII. zeigt auf blauem Grunde, der durch einen weißen Querbalken in der Mitte in zwei



Familienwappen Leo's XIII.

Felder getheilt wird, eine Cypresse. Sie nimmt die ganze Höhe ein; im untern Felde hat sie zwei Lilien neben sich, im obern erscheint eine Rose mit einer Schleife oder ein Kometstern mit seinem Lichtschweife.

Nach der viel genannten Prophezeiung des Malachias, in welcher Pius IX. als „Kreuz vom Kreuze" bezeichnet war, heißt Leo XIII: „lumen in cœlo, Licht am Himmel." Bei Pius IX. deutet man den Spruch auf das viele Kreuz, welches er besonders durch das Haus Savoyen oder Piemont zu erleiden hatte. Auch Savoyen führt nämlich das Kreuz in seinem Wappen, und Victor Emanuel aus dem Hause Savoyen war es ja, welcher Pius IX. seiner Staaten beraubte und im Vatican bis zum Tode gefangen hielt.

Wie der Spruch „Licht am Himmel" von Leo XIII. zu deuten sei, wird sich erst noch zeigen müssen. Nimmt man das Zeichen im obern Felde seines Wappens für einen Kometstern, so wäre die Prophezeiung schon durch die Thatsache seiner Wahl erfüllt. Man möchte indessen in der Deutung doch gerne etwas weiter gehen und im jetzigen Papste den Stern erblicken, der als Friedenszeichen am Himmel der Kirche aufgegangen. Eines ist sicher, Leo XIII. betrachtet es als seine erste und hauptsächlichste Aufgabe, die Sturmwolken zu zerstreuen und den Stern des Friedens am Horizont der bedrängten menschlichen Gesellschaft heraufzuführen. Das ist es ja, was er in seinem ersten Rundschreiben so schön ausgesprochen hatte. An diese Aufgabe legte er unverzüglich Hand an, das schwere Werk da beginnend, wo es am nöthigsten erschien — in Preußen./

Friedlich und glücklich hatten da die Katholiken seit einer Reihe von Jahren gelebt, unter dem Schutze einer gerechten Verfassung, welche die Freiheit des kirchlichen Lebens möglich machte. Auf den blutigen Schlachtfeldern in Frankreich hatten sie erst jüngst noch, in den Jahren 1870 und 1871, ihre Treue gegen Kaiser und Reich in unzweideutigster Weise besiegelt. Kaiser Wilhelm hatte keine besseren und zuverlässigeren Unterthanen. Da, auf einmal, wie auf ein gegebenes Losungswort hin, wurden diese preußischen Katholiken als Reichsfeinde verdächtigt. Es begann der sogenannte Culturkampf. Die der religiösen Freiheit günstigen Bestimmungen der Verfassung wurden durch die liberale Mehrheit des Landtages aufgehoben, und daraufhin die berüchtigten Gesetze vom 11. Mai 1873, einfach Maigesetze oder Culturkampf-Gesetze genannt, erlassen. Sie vernichteten mit Einem Federstriche die

bisherige Freiheit der katholischen Kirche in Preußen und die ihr von Christus selbst gegebene Verfassung. So wurde unter Anderem die Bildung und Anstellung der Geistlichen den Bischöfen entrissen und in die Hand der weltlichen Oberbehörde gelegt. Ein oberster kirchlicher Gerichtshof in Berlin, von der Regierung aufgestellt, war die höchste richterliche Gewalt in Sachen der katholischen Kirche; er setzte Bischöfe ab und ließ sie verbannen. Der Mittelpunkt der Kirche war von Rom nach Berlin verrückt, der weltliche Herrscher an die Stelle des Papstes gesetzt.

Um was es sich hier handle, um Sein oder Nichtsein der Kirche, das begriffen alle Katholiken, und wenn sie daher diesen Gesetzen einen festen passiven Widerstand entgegensetzten, waren sie sich wohl bewußt, daß sie damit nicht der rechtmäßigen Gewalt, sondern nur dem Mißbrauche einer Gewalt widerstanden, welche in das Heiligthum der Gewissen hineinzuregieren kein Recht hat. Sie hielten sich an den biblischen Satz: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.‘ In glaubensstarker Geduld ließen sie die schwersten Bedrängnisse über sich ergehen, gaben die leuchtendsten Beispiele heldenmüthiger Liebe zur Kirche. Allen voran leuchteten die Vertreter der kirchlichen Freiheit im preußischen Landtage wie im Reichstage. Die Männer der Centrumsfraction bedeckten sich in den parlamentarischen Kämpfen mit unsterblichem Ruhme.

Doch die Dinge gingen dessenungeachtet ihren traurigen Gang. Die Bischöfe bis auf drei waren entweder gestorben oder verbannt, unter den Geistlichen räumten Tod und Verbannung gleichfalls auf, die Ordensgesellschaften alle, auch die sich ausschließlich mit Werken der Wohlthätigkeit, Erziehung, Krankenpflege beschäftigten, mußten aus dem Lande; die Pfarreien verwaisten, die Seelsorge litt unsäglich, Kranke, Sterbende sehnten sich umsonst nach den letzten Tröstungen der Religion; die Jugend, ohne Religionsunterricht, verwilderte; Trümmer häuften sich auf Trümmer.

Das schnitt Leo XIII. tief in die Seele. Schon bei der Audienz, welche der hochwst. Bischof Senestrey von Regensburg am 12. März hatte und bei welcher ihm derselbe ein Geschenk mit dem Wunsche überreichte, der hl. Vater möge durch dasselbe immer an Deutschland erinnert werden, erwiderte Leo: „Dem Wohle

Deutschlands soll meine erste Sorge gewidmet sein.“ In den Schreiben, womit er den Höfen seine Thronbesteigung anzeigte, stellte er seinen Wunsch nach Wiederherstellung der friedlichen Beziehungen voran. Sein Ruf verhallte nicht ungehört. Leo XIII. brachte man eine freundlichere Gesinnung entgegen, als seinem großen Vorgänger Pius IX. Unter Pius war der Kampf entbrannt und hatte sich mehr und mehr zugespitzt. Das reizbare Ehrgefühl, welches leider nicht blos im Verkehr der Einzelnen, sondern auch der Staaten eine so große Rolle spielt, schien es nicht zu erlauben, mit einem so langjährigen Gegner eine Vereinbarung zu treffen. Anders war es einem neuen Papste gegenüber. Mit Leo XIII. konnte man sich um so eher einlassen, als er von sich aus den ersten Schritt zum Entgegenkommen gethan hatte. Auch die deutschen Staatslenker konnten sich je länger desto weniger der Einsicht verschließen, daß der unselige Culturkampf das beabsichtigte Ziel, die Schwächung und völlige Knechtung der Kirche nicht blos nicht erreicht, sondern im Gegentheil dem Staate tödtliche Wunden geschlagen habe. Daher lauteten die Antwortschreiben auf die päpstlichen Briefe in sehr versöhnlichem Tone. Aber von da bis zur wirklichen Aussöhnung war noch ein weiter Weg, und diesen hatte man sich in der Hitze des Streites dadurch noch verlegt, daß man ihn als einen „Weg nach Canossa“ bezeichnete. Leo wollte ihn ebnen. In dem Schreiben an den deutschen Kaiser, wie aus der Antwort des letztern hervorgeht, wies er hin auf die bekannte Treue der katholischen Unterthanen Sr. Majestät in allen die bürgerliche und staatliche Ordnung betreffenden Gesetzen und bat dagegen um Aufhebung der Maigesetze.

Aber gerade in diesem entscheidenden Punkte sprach die kaiserliche Antwort vom 24. März 1878 noch kein Entgegenkommen, vielmehr die Erwartung aus, Leo XIII. werde durch seine Auctorität die preußischen Katholiken bestimmen, daß sie, wie die ganze übrige Landesgesetzgebung, so auch die Maigesetze anerkennen. Leo XIII. ließ sich nicht abschrecken. Am 17. April richtete er ein neues Schreiben an Kaiser Wilhelm und suchte zugleich vertrauliche Verhandlungen mit der deutschen Regierung anzuknüpfen. Diese zögerte mit der Antwort. Da kam der 2. Juni

und mit ihm das zweite Attentat Nobiling's gegen das Leben des Kaisers.[1]) Leo XIII. beglückwünschte den greisen Monarchen in der verbindlichsten Weise wegen seiner glücklichen Rettung, und nun erfolgte die vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm ertheilte und vom Reichskanzler Fürsten Bismark gezeichnete Antwort vom 10. Juni. In ihrem ersten Theile gibt sie dem Bedauern Ausdruck, daß ein Ausgleich der principiellen Gegensätze von der einen wie von der andern Seite als unmöglich erscheine, und fährt dann fort: „Wenn es daher nicht in meiner und vielleicht auch nicht in Ew. Heiligkeit Macht steht, jetzt einen Principienstreit zu schlichten, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands mehr als in der anderer Länder sich fühlbar gemacht hat, so bin ich doch gern bereit, die Schwierigkeiten, welche sich aus diesem von den Vorfahren überkommenen Conflicte für beide Theile ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit zu behandeln, welche das Ergebniß meiner christlichen Ueberzeugungen ist. Unter der Voraussetzung, mich mit Ew. Heiligkeit in solcher Geneigtheit zu begegnen, werde ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Theile auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde, der andern Staaten niemals verschlossen war."/

Dieses Schreiben des Kronprinzen bot dem hl. Vater Anlaß zu weiteren Schritten. Der päpstliche Nuntius in München, Msgr. Masella, machte dem deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismark, der im bayerischen Badeort Kissingen weilte, einen Besuch. Es war im Sommer 1878. Man gab sich der Hoffnung hin, der Streit werde nun in Kurzem ausgetragen sein. Aber nur zu bald sah man sich hierin getäuscht. Von einem Fortschreiten der Unterhandlungen hörte man nichts. Dazu kam noch, daß ganz unerwartet derjenige von Gott abberufen wurde, welcher dieselben nach menschlicher Berechnung am ehesten zu einem glücklichen Ausgang hätte führen können. Cardinal Franchi starb den 1. August in Folge eines bösartigen Fiebers, das er sich durch eine Erkältung

[1]) Am 11. Mai 1878 hatte Hödel auf Kaiser Wilhelm geschossen.

zugezogen hatte. Es war ein schwerer Schlag für Leo XIII. Der hl. Vater fühlte sich von demselben so angegriffen, daß er für einige Tage alle Audienzen einstellte. Die Wahl eines Nachfolgers im Amte des Staatssecretariats fiel auf den Cardinal Nina, einen Geistesverwandten und besondern Freund des Cardinals Franchi. /

Cardinal Staatssecretär Nina ist 1812 zu Recanati im Kirchenstaat geboren. Frühe zeichnete er sich schon durch vielseitige Kenntnisse und Gewandtheit in den wichtigsten Geschäften der römi-

Cardinal Nina.

schen Congregationen aus. Pius IX. hatte ihn im Jahre 1877 zum Cardinal gemacht, und auf ihn hatte jetzt Leo XIII. sein Auge geworfen. Er richtete an ihn den berühmten Brief vom 27. August 1878, in welchem er unter ausdrücklicher Berufung auf die erste Encyclica die wichtigsten Punkte bezeichnete, auf welche der neue Staatssecretär vor allen andern seine Aufmerksamkeit zu richten habe. Es waren: die Beilegung des Culturkampfes in Preußen, das Schicksal der orientalischen Kirche und das Verhältniß des heiligen Stuhles zu Italien. Mit Bezug auf den ersten, die deutschen Katholiken berührenden Punkt schrieb Leo XIII. wörtlich:

„Sie wissen sehr wohl, Herr Cardinal, daß Wir, . . . Unser Wort auch an den mächtigen Kaiser der edlen deutschen Nation gerichtet haben, die ja wegen der traurigen Lage der Katholiken Unsere Sorgfalt in ganz besonderer Weise in Anspruch nimmt. Jenes Wort, einzig und allein von dem Wunsche eingegeben, den religiösen Frieden in Deutschland wieder hergestellt zu sehen, wurde von dem erhabenen Kaiser wohlwollend aufgenommen und hatte den guten Erfolg, freundschaftliche Unterhandlungen anzubahnen. Bei diesen war es Unsere Absicht, nicht zu einem bloßen Waffenstillstand zu gelangen, der den Weg zu neuen Zwistigkeiten offen ließ, sondern vielmehr nach Beseitigung aller Hindernisse einen wahren, festen und dauerhaften Frieden zu schließen. Die Wichtigkeit dieses Zieles, wenn sie von der hohen Einsicht derjenigen, welche die Geschicke jenes Reiches in der Hand haben, recht erwogen wird, wird dieselben, so vertrauen Wir, bewegen, Uns zur Erreichung derselben freundschaftlich Hand zu bieten. Ohne Zweifel würde sich die Kirche freuen, den Frieden bei jener edlen Nation wieder hergestellt zu sehen; aber nicht minder würde dabei auch das Reich gewinnen, welches, nachdem den Gewissen der Friede zurückgegeben, wie ehemals in den Söhnen der katholischen Kirche seine treuesten und opferwilligsten Unterthanen finden würde."

Diese Worte bewiesen neuerdings, wie väterlich Leo XIII. für die deutschen Katholiken besorgt war; sie hielten die Hoffnung aufrecht. Aber wieder verflossen Monate um Monate, der Culturkampf forderte nach wie vor seine Opfer, ängstlich fragte man sich, wo das hinaus wolle. Leo XIII. unterließ nichts von dem, was in seiner Macht lag, um das hohe Ziel zu erreichen. „Ob aber das, was er so begonnen und durchzuführen bestrebt war, auch einen glücklichen Erfolg haben werde," so schrieb er am 24. December 1878 an den verbannten Erzbischof von Köln, „das wisse nur der, von welchem jedes Gute kommt, — der ihm eine so heiße Sehnsucht nach dem Frieden in das Herz gelegt habe." Welche Wendung indessen immer die Verhandlungen nehmen würden, er würde seine schwere Pflicht voll Ergebung in den göttlichen Willen stets erfüllen und nie aufhören, der schwer bedrohten menschlichen

Gesellschaft die einzig wirksamen Heilmittel der Kirche anzubieten. „Denn niemals," so fährt er wörtlich fort, „wird Unser Vaterherz ruhig sein können, so lange es noch sieht, wie die Hirten der Kirche, zum unermeßlichen Schaden der Seelen, verurtheilt und verbannt sind, wie die Priester in ihren Amtsverrichtungen in jeder Weise gebunden, die religiösen Vereine und Genossenschaften aufgehoben, die Erziehung der Jugend, selbst der Kleriker, der Leitung und Ueberwachung der Bischöfe entzogen ist." Daher fordert Leo zu inständigem Gebete auf, damit Gott mit dem Lichte von Oben seinen Stellvertreter auf Erden und die Bischöfe erleuchte, sowie den mächtigen deutschen Kaiser und dessen Räthe zu milderen Entschlüssen bewege.

Wenn Leo XIII. in all' seinen Schreiben und so auch in dem vorstehenden an den Kölner Erzbischof immer wieder die Hilfe der Kirche für die schwer bedrohte menschliche Gesellschaft betonte, so war das fürwahr nicht eine leere Formel. In das erste Jahr seines Pontificates fielen ja gerade die Attentate auf das Leben gekrönter Häupter. Sie beleuchteten mit furchtbaren Schlaglichtern den Abgrund, in welchem die unheimlichen Mächte der Revolution an der Zerstörung von Thron und Altar arbeiteten. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Europa. Die Regierungen sahen die Gefahr, welche der Gesellschaft von Seite der Socialisten, Communisten u. s. w. drohte; sie griffen nach Ausnahmegesetzen und Gewaltmaßregeln.

Aber tiefer und richtiger als sie alle faßte Leo XIII. den ganzen Ernst der Sachlage. Als daher am 17. November 1878 in Neapel ein neues Attentat auf König Humbert begangen wurde, da konnte der Wächter auf Petri Stuhl, der nicht blos der Träger der höchsten religiösen Auctorität, sondern auch der festeste Hort des Völkerwohles ist, nicht länger an sich halten. „Jetzt ist es Zeit, mich an die Welt zu wenden," sagte er zu den Cardinälen, „und ich werde zu ihr sprechen." Er erließ die Encyclica vom 28. December 1878 über den Socialismus./

„Er habe," so schrieb Leo XIII., „die im Innern der menschlichen Gesellschaft um sich greifende und ihr den Untergang drohende Pest des Socialismus schon in seiner Encyclica bezeichnet

und auf die wirksamen Heilmittel hingewiesen. Leider seien alle diese Uebel in kurzer Zeit zu einer solchen Höhe angewachsen, daß das Wort des Propheten ihm laut in die Ohren töne: ‚Rufe, lasse nicht ab, erhebe wie eine Trompete deine Stimme.' (Isai. 58, 1.)

„Ihr wisset, daß Wir von jenen Leuten reden, welche unter verschiedenen und ganz fremd klingenden Namen: „Socialisten", „Communisten" oder „Nihilisten" über den ganzen Erdkreis verbreitet und durch ein gottloses Bündniß unter einander auf das engste verbunden sind. Bereits suchen sie nicht mehr im Dunkel geheimer Zusammenkünfte Schutz, sondern treten offen und kühn hervor, um ihren längst gehegten Plan auszuführen: die Grundlagen jeder bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören./

„Wenn diese Leute jeder Auctorität den Gehorsam künden, absolute Gleichheit Aller lehren, die Grundlage der Familie, die Heiligkeit der Ehe leugnen, das natürliche Eigenthumsrecht bestreiten und den Communismus predigen, und nun mit frecher Offenheit gegen die Träger der Staatsgewalt ihre Mordwaffen richten, so liegt die Wurzel dieser schrecklichen Uebel in dem unheilvollen Samen, den die Neuerer des XVI. Jahrhunderts durch die Empörung gegen die Kirche ausgestreut, und der jetzt auf dem politischen Boden so schreckliche Früchte gezeitigt habe, in der Empörung gegen die staatliche Auctorität. Denn nachdem einmal im religiösen Gebiete die übernatürliche Ordnung Gottes geleugnet war, wurde diese Leugnung auch auf die natürliche Ordnung des Staatswesens ausgedehnt. Durch eine neue, sogar bei den Heiden unerhörte Gottlosigkeit wurden staatliche Gemeinwesen ohne jegliche Rücksichtnahme auf Gott und die von ihm gesetzte Ordnung aufgestellt: die Staatsgewalt, so sagte man thörichter Weise, habe weder ihren Ursprung, noch ihre erhabene Würde, noch endlich ihre Gewalt von Gott, sondern lediglich von der Volksmasse; diese aber glaube sich an keine göttliche Satzung gebunden und wolle sich nur den Gesetzen unterwerfen, welche sie selbst nach ihrer Willkür gemacht hätte. Alle übernatürlichen Glaubenswahrheiten wurden nach und nach über Bord geworfen, der Schöpfer und Erlöser des Menschengeschlechtes immer mehr aus den höhern und niedern Schulen verdrängt, — d. h. die Kirche aus der Schule

hinausgewiesen. — So war es gelungen, Gott und seine heilige Offenbarung aus dem öffentlichen Leben der Staaten zu verdrängen. Aber die Folge hievon?"

Leo XIII. schildert sie so kurz als wahr: „Da nun diese Lehren so weit verbreitet sind, . . . so ist es nicht zu verwundern, daß Leute aus der untersten Volksclasse ihrer ärmlichen Wohnungen oder Werkstätten überdrüssig werden und über die Paläste und die Güter der Reichen herfallen wollen, . . . daß die Ruhe im öffentlichen wie im Privatleben keinen dauernden Bestand mehr hat und das Menschengeschlecht dem Rande des Verderbens nahe gebracht ist."

Der hl. Vater weist nun darauf hin, wie die römischen Päpste von jeher die geheimen Gesellschaften, in welchen diese Lehren gehegt und verbreitet wurden, verurtheilt, die Lenker der Staaten aber diese Warnungen in den Wind geschlagen und die Kirche in heilloser Verblendung bekämpft haben, während sie doch den Gehorsam gegen die Obrigkeit als eine von Gott auferlegte Gewissenspflicht immerfort verkündet. So sehr verurtheilt die Kirche jegliche Revolution, daß sie selbst im Falle des Mißbrauchs der Staatsgewalt jegliche Selbsthilfe durch Empörung für unerlaubt erklärt und nur den sogenannten passiven Widerstand für den Fall lehrt, daß Verordnungen der Staatsgewalt mit einem göttlichen Gebote im Widerspruch stehen sollten. Denn die evangelische Lehre, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, muß doch wohl von Jedermann als zu Recht bestehend anerkannt werden.

Mit herrlichen Worten führt dann der hl. Vater aus, wie die Lehren der Kirche allein im Stande seien, die socialen Wunden der Gesellschaft zu heilen, die tiefe Kluft zwischen Armen und Reichen auszufüllen.

„Die Anhänger des Socialismus nämlich brandmarken das Eigenthumsrecht als eine menschliche Erfindung, welche der natürlichen Gleichheit der Menschen widerstreite, und verlangen allgemeine Gütergemeinschaft. Anders die Kirche. Wie sie schon in Bezug auf körperliche und geistige Kräfte eine durch die Natur selbst gesetzte Ungleichheit unter den Menschen erblickt, so auch in

Bezug auf den Besitz von Gütern. Sie will daher, daß das Eigenthumsrecht, welches aus der Natur selbst herfließt, von Niemanden angetastet und verletzt werden dürfe. Weiß sie doch, daß Diebstahl und Raub von Gott, als dem Urheber und Hüter jeglichen Rechtes, so strenge verboten sind, daß man fremdes Gut nicht einmal begehren darf, Diebe und Räuber gerade so wie Ehebrecher und Götzendiener vom Himmelreiche ausgeschlossen werden."

Damit hatte Leo XIII. indessen nur die eine, die negative Seite der kirchlichen Lehre in dieser Frage dargelegt; er hatte den unerlaubten Gelüsten der Besitzlosen mit unerbittlicher Strenge die von der Natur und daher von Gott selbst gesetzte Schranke gezogen. Aber die sociale Frage fordert vor Allem eine positive Lösung, und auch diese gibt Leo XIII., wenn er gleichsam das Programm der Kirche in folgenden, eben so verständlichen als beherzigenswerthen Worten entwickelt:

„Als eine liebreiche Mutter setzt aber deswegen die Kirche die Sorge für die Armen nicht hintan, unterläßt nicht, für ihre Bedürfnisse einzustehen.... Weiß sie doch wohl, daß die Armen die Person Christi selbst vorstellen, welcher die Wohlthat, welche auch dem Geringsten erwiesen wird, so ansieht, als wäre sie Ihm selbst erwiesen worden. Darum hält sie dieselben auch hoch in Ehren, unterstützt sie in aller möglichen Weise, errichtet überall Häuser und Anstalten zu ihrer Aufnahme, Ernährung und Verpflegung, und stellt diese unter ihren Schutz. Den Reichen schärft sie eindringlich das schwer verpflichtende Gebot ein, daß sie von ihrem Ueberflusse den Armen mittheilen, und droht ihnen mit dem göttlichen Gerichte, das ihnen, wenn sie der Noth der Dürftigen nicht beispringen, die ewigen Strafen in Aussicht stellt. Endlich stärkt und tröstet sie auch noch ganz besonders die Armen selbst, indem sie ihnen einerseits Christi Beispiel vor Augen stellt, der, obwohl Er selbst reich, für uns arm geworden (II. Corinth. 8, 9.); anderseits seine Worte wieder in Erinnerung ruft, in welchen Er die Armen selig gepriesen und sie aufgefordert hat, ihre Hoffnungen auf die Belohnungen der ewigen Glückseligkeit zu setzen. — Wer sieht nun aber nicht ein, daß eben hierin das beste Mittel gelegen ist, den alt-

hergebrachten Zwiespalt zwischen Armen und Reichen auszugleichen? Denn der Augenschein der Ereignisse und Thatsachen liefert den Beweis, daß, wenn dieses Mittel zurückgewiesen oder hintangesetzt wird, eines von beiden geschehen muß: entweder der größte Theil der Menschheit sinkt allmählich wieder in jene so schmähliche Sclaverei zurück, welche im Heidenthum so lange geherrscht hat, oder dann fällt die Gesellschaft unaufhörlichen Aufregungen, entehrenden Gewaltthaten und Räubereien zur Beute, wie das leider noch in der neuesten Zeit der Fall gewesen."

Darauf gründet Leo XIII. jenen erneuerten und dringenden Aufruf an Fürsten und Völker, sie möchten in ihrem eigensten Interesse auf die Kirche hören und zur klaren Einsicht kommen, daß bürgerliche und religiöse Ordnung so innig mit einander verschlungen seien, daß jede Schmälerung der Religion eine ebenso große Beeinträchtigung der Unterthanenpflicht und der Majestät des Reiches zur Folge habe.

Diese Encyclica fand an den Höfen eine sehr günstige Aufnahme; in Polen mußte sie auf Befehl der Regierung sogar von den Kanzeln verlesen werden. Kein Wunder; denn die Ereignisse gaben dem päpstlichen Worte auch gar zu sehr Recht. Die neuen Attentate auf den russischen Czaren und den König von Spanien beleuchteten mit furchtbarer Helle den eigentlichen Grundgedanken der päpstlichen Encyclica: nachdem die Tiara durch Schuld der Fürsten gefallen, seien auch die Kronen auf ihren Häuptern nicht mehr heilig./

Diese Erkenntniß schien allgemach auch in den regierenden Kreisen aufzudämmern. Kaiser Wilhelm hatte bereits nach dem Attentate auf sein Leben mit ernstem Nachdruck betont, man müsse dem Volke die Religion zu erhalten suchen. Die Stimmung wandte sich gegen die Liberalen; der mächtige deutsche Kanzler drückte sie in den Neuwahlen an die Wand; die conservativen Parteien und das Centrum erlangten die Mehrheit in dem Landtage, der Culturkampf-Minister Falk mußte seine Stelle an den conservativen Herrn von Puttkammer abtreten. So weckte das Jahr 1879 neue Hoffnungen. Wirklich wurden denn auch die Verhandlungen zwischen dem heiligen Stuhl und der preußischen Regierung durch den

apostolischen Nuntius in Wien, Msgr. Jacobini, fortgeführt. Der neue Cultusminister zeigte in manchen Maßregeln eine versöhnliche Gesinnung; alle Parteien waren des unseligen Kampfes müde, die Regierung selbst gab dem Wunsche nach Frieden unverhohlen Ausdruck. Und bei all' dem ging auch das Jahr 1879 wieder zu Ende, ohne daß das Ziel erreicht war. Noch immer lauerte das Gespenst von Canossa auf dem Wege der Umkehr, und schien diese unmöglich zu machen. Da war es wieder Leo XIII., welcher in hochherzigem Sinne der Regierung durch ein bis an die äußerste

Erzbischof Melchers.

Grenze des Möglichen gehendes Zugeständniß das Entgegenkommen erleichterte. Es geschah in einem neuen Schreiben an den Erzbischof von Köln vom 24. Februar 1880, dessen wichtigste Stelle also lautet:

„Schon das zweite Jahr läuft ab, seit Wir gebeten haben, daß Du Deine und Deiner Gläubigen Gebete mit den Unsrigen vereinen mögest, damit Gott, der an Barmherzigkeit reich ist, Unsere Gebete erhöre und der Kirche im deutschen Reiche die so sehr ersehnte Freiheit glücklich wieder schenken möge. Noch wurde Uns die Erfüllung Unserer Wünsche nicht zu Theil; aber Wir stützen

Uns auf die feste Hoffnung, daß Unsere Bemühungen mit dem Beistande der göttlichen Hilfe den gewünschten Erfolg haben werden. Allmählich und nach und nach wird der leere Verdacht und das, was daraus zu entstehen pflegt, die ungerechte Eifersucht gegen die Kirche ein Ende nehmen und aufhören. Die dortigen Lenker des Staates werden, wenn sie mit billiger und wohlwollender Gesinnung die Thatsachen erwägen, leicht zur Einsicht gelangen, daß Wir nicht in fremde Rechte eingreifen, und daß zwischen der kirchlichen und staatlichen Gewalt ein dauerndes Einvernehmen bestehen kann, wenn nur von beiden Seiten der gute Wille, den Frieden aufrecht zu halten oder, wo es nöthig ist, wieder herzustellen, nicht fehlt. Daß Wir von diesem Geiste und diesem Willen beseelt sind, steht bei Dir, ehrwürdiger Bruder, und bei allen Gläubigen Deutschlands als gewiß und zuverlässig fest. Ja, Wir hegen diesen Willen so entschieden, daß Wir in Voraussicht der Vortheile, welche daraus für das Heil der Seelen und für die öffentliche Ordnung hervorgehen werden, kein Bedenken tragen, Dir zu erklären, daß Wir, um dieses Einvernehmen zu beschleunigen, dulden werden, daß der preußischen Staatsregierung vor der canonischen Institution die Namen jener Priester angezeigt werden, welche die Bischöfe der Diöcesen zu Theilnehmern ihrer Sorgen in der Ausübung der Seelsorge wählen."

Dieser Schritt des Papstes machte gewaltiges Aufsehen. Die culturkämpferische Presse erblickte in diesem Zugeständniß eine völlige Unterwerfung und Niederlage der Kirche und schlug ein helles Siegesgeschrei an. Selbst unter den Katholiken gab es eine Partei, welche glaubte, der hl. Vater sei in seiner Friedensliebe etwas zu weit gegangen, die Katholiken hätten in einem siebenjährigen, heldenmüthigen Kampfe bewiesen, daß sie auch in Zukunft ausharren würden, bis die Gegner sich endlich für besiegt erklären müßten. So gewiß diese Gesinnung aus einer nicht hoch genug zu schätzenden Glaubensstärke hervorgeht, so gewiß ist es auch, daß Leo XIII. in seiner gotterleuchteten Weisheit die richtigen Mittel zum Ziele ergreifen wird. Wohl gebührte nach den Grundsätzen menschlicher Gerechtigkeit der schwer verletzten Kirche auch

eine äußere, unumwundene Genugthuung. Doch die Anstalt des demüthigen Gottmenschen verlangt kein äußerliches Siegesgepränge über ihre Gegner; sie will nicht herrschen, sondern bescheiden dienen, dienen dem ewigen und zeitlichen Wohle der Menschheit. Sie ist zufrieden, wenn ihr die Erfüllung dieser segensreichen Aufgabe möglich gemacht wird. Wenn daher Leo XIII. einen so weit gehenden Schritt auf dem Wege zum Frieden gethan hat, so hat er nur im wahren Geiste Christi gehandelt, und die deutschen Katholiken können und werden immer einmüthig zu dem obersten Hirten ihrer Seelen stehen.

Noch ist das Ziel leider nicht erreicht; nicht vom Papste, sondern von der preußischen Regierung wird es abhängen, ob dasselbe nicht gar wieder in die Ferne gerückt wird. „Ich werde nicht ruhen," sagte Leo XIII. zum Grafen Thun, „bis ich diesen Zweck (den kirchlichen Frieden) erfüllt habe, oder bis es vor der Welt so klar steht, daß Niemand daran zweifeln kann, daß die Schuld, wenn es nicht zur Einigung kommen sollte, nicht auf der Seite des heiligen Stuhles ist."

Inzwischen erlebte Leo XIII. doch die Freude, daß in einem Theile von Deutschland, im Großherzogthum Baden, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt wurden. Dort wurde im Beginne des Jahres 1880 der lange Streit endlich beigelegt, und der ersehnte Ruf: ‚Friede!' ertönte durch das Land.

Aber Deutschland war nicht der einzige Theil der Kirche, wo Leo XIII. den Kampf als Erbe antreten mußte. Er fand ihn in seiner nächsten Nähe, in Rom selbst. Dem Vatican gegenüber wohnte da im Quirinal der Räuber der weltlichen Herrschaft des Papstes. Welche Stellung Pius IX. der italienischen Regierung gegenüber eingenommen, ist allbekannt.

Und der neue Papst?

Vielfach hatte man die Meinung zu verbreiten gesucht, der Nachfolger Pius' IX. werde in dieser sogenannten römischen Frage nicht mehr so strenge in der Bahn seines Vorgängers wandeln; der milde und versöhnliche Cardinalbischof von Perugia werde sich wenigstens stillschweigend in das fügen, was nun doch einmal nicht mehr zu ändern sei./

Schon während des Conclave hieß es, der Cardinal-Kämmerer habe die schon so lange nicht mehr gebrauchten päpstlichen Galawagen herrichten lassen, weil der neue Papst sich in Rom öffentlich zeigen wolle. Später mußten die Aerzte dem heiligen Vater dringend rathen, im Interesse seiner Gesundheit den Vatican zu verlassen, Ausfahrten zu machen, oder die schlimme Jahreszeit im päpstlichen Schlosse Castel Gandolfo zuzubringen. Eitles Gerede!

Der Kirchenfürst, der den Hirtenbrief von 1860 über die weltliche Gewalt der Päpste geschrieben, als Cardinal-Kämmerer die Protestationen Pius' IX. bestätigt, seine Wahl zum Papste der italienischen Regierung nicht einmal angezeigt, er konnte solche Gedanken nicht hegen. In seinem ersten Rundschreiben kündete er es öffentlich an, daß er nie aufhören werde, die Hindernisse, welche die volle Freiheit seines apostolischen Amtes hemmen, zu beseitigen, und jenen Zustand wieder herzustellen, in welchen die Fügungen der göttlichen Vorsehung die römischen Päpste versetzt hatten. „Und," so fährt er fort, „es ist weder Ehrgeiz, noch Herrschsucht, was Uns hiezu antreibt, sondern lediglich die Pflichten Unseres Amtes und die heiligen Eide, durch die Wir gebunden sind. Ueberdies bestimmt Uns dazu nicht blos die Erwägung, daß Uns diese weltliche Herrschaft zum Schutze und zur Wahrung der vollen Freiheit der geistlichen Herrschaft nothwendig ist, sondern auch die klar bewiesene Thatsache, daß es sich hier um die Sache des öffentlichen Wohles und des Heiles der ganzen menschlichen Gesellschaft handelt."

Als daher am 6. Juni die Officiere des ehemaligen päpstlichen Heeres vor Leo XIII. erschienen und General Kanzler in einer Adresse die unerschütterliche Treue der Vertheidiger des hl. Stuhles betheuerte, da benutzte der hl. Vater diesen Anlaß, um seine Gesinnungen neuerdings in unzweideutigster Weise kundzugeben. „Indem Ihr," sagte er unter Anderem zu den treuen Officieren, „das Papstthum vertheidigt, vertheidigt Ihr eine in ganz besonderer Weise von der Vorsehung gewollte Institution; Ihr stützt und erhaltet die unabhängige Stellung, welche die göttliche Vorsehung dem Haupte der Kirche zur Unabhängigkeit seiner

Auctorität verliehen hat." Dann, anspielend an die Attentate auf gekrönte Häupter, setzte er bedeutsam und warnend hinzu: „Möchten doch die Lenker der Völker, durch die jüngsten Ereignisse und die neulichen Attentate gewarnt, den heilsamen Einfluß der Kirche und des Papstthums auf das Wohl und den Vortheil der Völker anerkennen, und dadurch, daß sie dem Haupte der katholischen Kirche seine volle Freiheit und Unabhängigkeit zurückgeben, ihren Unterthanen eine bessere Zukunft vorbereiten."

Dann bedauerte der Papst die Fortdauer des Krieges gegen die Kirche und ermahnte die Officiere zur fleckenlosen Treue in ihrer Pflicht. In ähnlichen Worten sprach sich Leo XIII. dem treuen Adel Roms gegenüber aus.

Noch nachdrücklicher und feierlicher lauteten die Erklärungen, welche er in dem offenen Briefe an den Cardinal Staatssecretär Nina niederlegte. „Der Papst," so hieß es darin, „will nicht wiederholen, wie unheilvoll die Verletzung der ältesten und heiligsten Rechte die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft untergrabe, wie die Katholiken nie ruhig sein können, so lange der Lehrer ihres Glaubens, der Führer ihrer Gewissen nicht wahrhaft frei und unabhängig dastehe, wie die Regierung der Kirche so äußerst schwierig gemacht ist."

Mit unsäglichem Schmerzgefühl weist er darauf hin, wie im Mittelpunkte der katholischen Religion die Irrlehrer Fortschritte machen, Bethäuser und Schulen errichten und der Jugend das Gift des Unglaubens einflößen. Aus Allem zieht er dann den Schluß, daß in Italien ein System stets wachsender Feindschaft gegen die Kirche fortbestehe, und läßt uns ahnen, welche Art der Freiheit ihr geblieben und welche Achtung dem Oberhaupte der katholischen Religion zu Theil werde.

Das englische Hauptblatt „Times" machte zu diesem Schreiben des hl. Vaters die Bemerkung: „Es ist gewiß nicht grundlos, wenn der Papst angesichts solcher Thatsachen der italienischen Regierung den Entschluß beimißt, die Kirche als einen Feind anzusehen, mit dem jede Aussöhnung ein Ding der Unmöglichkeit ist. . . Es ist ein großer Fehler, daß sie den Papst in den Fall setzt, in Wahrheit das sagen zu können, was Leo XIII. von den

italienischen Behörden gesagt hat." [1]) — Daß diese Lage des heiligen Vaters eine unerträgliche und unwürdige sei, darin waren von jeher alle gut katholischen Italiener im Klaren. Von dieser römischen Frage gilt eben das geflügelte Wort des großen Bischofs von Orleans: „Die katholischen Herzen können nicht ruhig schlagen, so lange die Freiheit und Unabhängigkeit des Stuhles Petri von der Willkür eines Parlaments oder einer Abstimmung abhängen." Aber über die Art und Weise, wie dieselbe besser gestaltet werden könnte, gingen die Ansichten auseinander. Die Einen glaubten, man müsse das neue Königreich seinem eigenen Geschick überlassen und ruhig zuwarten, bis die in ihm sich reibenden Parteien das durch Gewalt und Unrecht hergestellte Werk selbst wieder zerstören würden. Die Katholiken sollten sich daher an den politischen Wahlen in die Kammern nicht betheiligen, weil darin eine thatsächliche Anerkennung des Geschehenen und Bestehenden ausgesprochen wäre. Dies war auch die Losung, welche Pius IX. mit den Worten ausgesprochen hatte: „Ni elettori, ni eletti," „weder wählen, noch sich wählen lassen." Andere dagegen meinten, nur durch thätiges Eingreifen, durch gute katholische Wahlen könne dieser Zweck erreicht, und wie Rom durch den Beschluß eines Parlaments zur Hauptstadt des italienischen Königreiches erklärt wurde, so könne es nur durch einen solchen dem Papste wieder zurückgegeben werden. Beide Parteien hatten also dasselbe Ziel im Auge, glaubten aber auf verschiedenen Wegen dasselbe erreichen zu können.

Wirklich rührte sich nun diejenige Partei, welche die Thätigkeit auch auf die politischen Wahlen auszudehnen wünschte, und glaubte, Leo XIII. werde in diesem Punkte den von Pius IX. eingeschlagenen Weg verlassen. Wohl ließ Leo XIII. diese Frage ernstlich prüfen; aber das Ergebniß war, daß die bisherige Enthaltungspolitik doch zu wohl begründet sei, als daß man dieselbe ohne Aussicht auf Erfolg hätte preisgeben können. Leo XIII.

[1]) Man begreift dieses Urtheil des englischen Blattes noch besser, wenn man z. B. weiß, daß selbst die Unterstützungen, welche der hl. Vater den gesperrten italienischen Bischöfen verabfolgte, von der Regierung einer Steuer unterworfen wurden und welcher? Auf 5000 Franken Unterstützung 675 Fr. Steuer, d. h. 13½%!

beruhigte die Gemüther mit dem Bedeuten, er werde im rechten Augenblicke die ihm gut scheinende Weisung schon zu ertheilen wissen.

Wie Pius IX., so hält auch Leo XIII. an der Hoffnung fest, daß die göttliche Vorsehung dem Papste die Bedingungen seiner Freiheit in der einen oder andern Form wieder zurückgeben werde. Welcher Mittel und Wege sie sich aber hiezu bedienen möge, welcher Mensch will das ergründen?

So viel ist indessen jetzt schon erkennbar: die goldenen Zukunftsträume eines einheitlichen Italien, womit die Revolution die Gemüther zum Kampfe gegen das Papstthum verhetzte, sie sind in ihr Nichts zerronnen. Dafür sind die Steuern in's Unerschwingliche hinaufgeschraubt, Noth und Elend hat seinen Einzug gehalten, das gesegnetste Land Europa's kann seine Bewohner nicht mehr nähren, die politischen und socialen Zustände vermögen nur Mitleid zu erregen.

Cavour, der geistige Schöpfer des jetzigen Italien, soll zu seinen Vertrauten geäußert haben: „Man muß viel von Rom reden, aber nie dahin gehen." Ein radikaler Deputirter und nachmaliger italienischer Ministerpräsident, Depretis, erklärte im Jahre 1862 im Turiner Parlament: „Rom nehmen wollen, das heißt so viel, als eine ungeheure Revolution hervorrufen wollen, eine ebenso große, als es die französische gewesen und wegen ihrer Endergebnisse vielleicht noch größere. Rom nehmen wollen heißt so viel, als die weltliche Macht der Päpste, die älteste und vielleicht geachtetste Institution Europa's vernichten wollen." In ähnlicher Weise sprachen sich stets die besonnensten und tüchtigsten Staatsmänner Italiens, so ein Graf Sclopis, ein Marchese Capponi und Andere aus. /

„Noch dieser Tage [1]) war es ein hervorragender Staatsmann, der italienische Senator Jacini, welcher in einer Broschüre,

[1]) So schreibt wörtlich der hochwst. Bischof Turinaz von Tarentaise in seinem Hirtenbriefe: „Leo XIII. und seine providentielle Sendung". Der Hirtenbrief ist auch in Form einer Broschüre erschienen und trägt an seiner Spitze ein Belobungsbreve Leo's XIII. vom 2. Februar 1880.

die auf der Halbinsel sehr großes Aufsehen machte, unbedenklich erklärte, daß man die römische Frage nicht als gelöst betrachten könne. Deswegen finden diejenigen, welche heutzutage dem Gedanken Leo's XIII. dadurch zu entsprechen suchen, daß sie die Geister davon überzeugen möchten, die beste Bürgschaft für die Unabhängigkeit Italiens sei die Wiederherstellung der nothwendigen Bedingungen, unter welchen der Papst seine geistliche Gewalt unabhängig ausüben kann, sie finden in den geachtetsten und einsichtsvollsten italienischen Patrioten Unterstützung. Es ist wohl ein sonderbarer Zufall, daß ein Schriftsteller, welcher durch seinen wüthenden Haß gegen das Papstthum in Italien wie in Europa nur zu gut bekannt ist, Herr Petrucelli della Gattina, seit einiger Zeit mit solcher Beharrlichkeit den Satz versicht, die italienische Regierung müsse auf den Besitz von Rom verzichten, weil dieses doch keine von den Bedingungen darbiete, welche für die Reichshauptstadt wünschbar seien."

5. Capitel.

Leo XIII. und die christliche Wissenschaft.

Schreiben Leo's XIII. gegen die Entchristlichung der Volksschulen in Rom. — Gründung freier katholischer Schulen. — Förderung des höhern Schulwesens. — Encyclica über die Neubelebung der Philosophie und Theologie nach dem Geiste des hl. Thomas von Aquin. — Audienz katholischer Gelehrter. — Rathschläge Leo's XIII. an die katholische Presse. — Audienz katholischer Journalisten und Schriftsteller.

Während Leo XIII. rastlos bemüht war, der Kirche den äußern Frieden wieder zu geben, arbeitete er gleichzeitig an der zweiten großen Aufgabe, die er sich gestellt, an dem Wiederaufbau der christlichen Gesellschaft. Dem überhand nehmenden Verderben kann nur dann wirksam und nachhaltig gesteuert werden, wenn die Kirche demselben ein neues, vom Geiste des Christenthums durchdrungenes Geschlecht entgegenstellen kann. Das aber ist vorab Sache der Erziehung, also Sache der Schule.

Darüber ist Freund und Feind einig: wem die Schule gehört, dem gehört die Zukunft. Darum hat sich denn auch der Kampf, den die glaubenslose, antichristliche Zeitrichtung überall gegen die Kirche führt, zu einem Kampfe um die Schule zugespitzt. So nicht blos in Preußen, sondern auch in Frankreich, in Belgien, in Italien und andern Orten.

Leo XIII. hatte als Bischof von Perugia in diesem Punkte Erfahrungen gemacht, in Rom waren ihm noch viel herbere vorbehalten.

Die Volksschulen in Rom waren seit dem Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstes der ausschließlichen Leitung des Stadtrathes überantwortet, und dieser bestand aus den kirchenfeindlichsten Männern. Bald nach der Thronbesteigung Leo's XIII. faßten diese den Beschluß, den bisher noch geduldeten Religionsunterricht ganz und gar aus den Volksschulen hinauszuweisen und

so die christliche Jugend in eine antichristliche Schule hineinzuzwingen. Der Schlag war um so empfindlicher, als zugleich mit den Piemontesen auch die Irrlehrer durch die Bresche an der Porta Pia in die Stadt der Päpste eingezogen waren. Wie in Perugia versuchten auch in Rom die Sendlinge der Bibelgesellschaften alle Mittel der Verführung. Die pietistische Propaganda entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit. Konnte es für sie auch ein lockenderes Ziel geben, als dem tödtlich gehaßten Papstthum an seinem eigenen Sitze entgegen zu treten und jenen Felsen, auf den Christus seine Kirche gebaut, zu unterwühlen? Mit der tiefsten Betrübniß blickte der hl. Vater vom Vatican herab auf diese traurigen Vorgänge. Er mußte es mit ansehen, wie vor seinen Augen alle Mittel der Verführung angewendet wurden, die Jugend zu verlocken und den Glauben der Römer, dem der hl. Paulus ein so herrliches Zeugniß ausgestellt, in's Wanken zu bringen. Es war der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte.

Das alles muß man vor Augen haben, um das Schreiben zu verstehen, welches Leo XIII. unter dem 26. Juni 1878 an seinen Generalvicar in Rom, den Cardinal Monaco la Valetta richtete. Es wirft zugleich ein grelles Licht auf die traurige Lage, welche durch die Eroberung Roms dem hl. Vater bereitet wurde.

Anhebend von den so erfreulichen und ermuthigenden Kundgebungen der Liebe und Treue, die ihm seit dem Antritt seines Pontificates aus allen Theilen des katholischen Erdkreises entgegengebracht wurden, wendet er sich zu dem ganz andern Schauspiele, welches ihm leider die Stadt Rom darbiete./

„Hier," schreibt er, „sehen Wir eine zügellose Presse, Zeitungen, die unablässig darauf ausgehen, durch Sophismen und Spöttereien den Glauben zu bekämpfen, die heiligen Rechte der Kirche zu befehden und ihre Auctorität herabzusetzen; hier sehen Wir protestantische Tempel [1]) durch das Geld der Bibelgesellschaften sogar in den volkreichsten Straßen unserm Glauben wie zum Hohne dastehen; hier sehen wir Schulen, Asyle und Hospize, welche angeblich das philanthropische Ziel verfolgen sollen, für die geistige

[1]) Deren es in Rom bereits über ein Dutzend gibt.

Bildung und die materiellen Bedürfnisse der unerfahrenen Jugend zu sorgen; in der That aber ein der Religion und Kirche Christi feindseliges Geschlecht heranzuziehen bestrebt sind. Und gleich als ob das Alles noch nicht genug wäre, ist kürzlich von Seite Solcher, die durch ihre Amtspflicht zur Wahrung der wirklichen Interessen der römischen Bürger gehalten wären, eine Verfügung erschienen, welche den katholischen Religionsunterricht aus den städtischen Schulen verbannt. Diese Maßregel ist um so verwerflicher, als sie jeden Damm gegen den hereinströmenden Irr- und Unglauben niederreißt und einer von auswärts stammenden Invasion Thür und Thor aufsperrt, einer Invasion, die noch gefährlicher ist als die frühere, weil sie unmittelbar darauf ausgeht, den kostbaren Schatz des Glaubens und die aus ihm erwachsenden Früchte aus den Herzen der Römer auszureißen."

Dann mahnt er die katholischen Eltern an die höchst wichtige Pflicht, welche natürliches und göttliches Recht ihnen auferlegen, an die Pflicht, ihre Kinder in den übernatürlichen Wahrheiten des Glaubens zu unterweisen, legt in überzeugender Weise die Nothwendigkeit eines christlichen Unterrichts dar und enthüllt in einfachen und klaren Worten den wahren Zweck, den die Feinde Gottes mit dieser Maßregel zu erreichen suchen. Und welcher ist es? „Dem Papste wie physisch so auch moralisch den Aufenthalt in Rom unmöglich zu machen, ihn, wie zuvor mit Waffen, so jetzt noch mit einer Mauer von Lastern zu umgeben. Denn die jetzt so ehrenvoll aufgenommenen häretischen Secten suchen im Bunde mit den gottlosen Gesellschaften jenen Fels zu erschüttern, der nach den Worten der Schrift von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden kann. Wie könnte der Statthalter Christi, der Lehrer aller Gläubigen, unter einem mit solcher Bosheit verderbten Volke seine höchste Auctorität geachtet sehen, mit Ehren seinen erhabenen Stuhl einnehmen und geehrt und ungestört die Pflichten seines päpstlichen Amtes erfüllen? In diese Lage hat man Uns zum Theile schon versetzt und in dieser Richtung wird man allen Anzeichen nach auch in Zukunft vorgehen, wenn nicht Gott diesen Angriffen, von denen der eine stets ärger ist als der andere, in seiner Erbarmung ein Ziel setzt."

Aber mit bloßen Klagen, so gerecht dieselben auch sein mögen, ist nirgends etwas ausgerichtet. Leo XIII. ist nicht blos der Mann des Wortes, er ist auch der Mann der That. Darum sann er auf wirksame Mittel der Abwehr, und diese ordnete er in einem zweiten Schreiben an den Cardinal La Valetta vom 25. März 1879 an. Er begründete dieselben zuerst mit folgenden Worten:

„Durch schmerzliche Erfahrung ist es hinlänglich bekannt, daß die Feinde der Kirche ihr Augenmerk vorzüglich auf die Jugend richten, um das heranwachsende Geschlecht nach ihren Plänen zu bilden und frühzeitig für ihre Sache zu gewinnen. Das ist nun auch im Kirchenstaate der Fall; nachdem derselbe der rechtmäßigen Herrschaft des Papstes entrissen worden, und ohne irgend welche Rücksicht auf die ausnahmsweisen Verhältnisse und auf die ganz besondere Stellung, welche Rom, als der Sitz des Statthalters Christi und als der Mittelpunkt des Katholicismus in Aller Augen besitzt, wurde auch hier dem Irrthum das Thor der weitesten Freiheit geöffnet. Daher ist der katholische Katechismus-Unterricht in den öffentlichen Schulen kaum noch für einige Stunden geduldet, und in den protestantischen Schulen werden den zarten Gemüthern der Jugend geradezu verderbte Lehren eingeträufelt./

Der Plan der Feinde der Kirche geht ganz offenbar dahin, die falschen Grundsätze des Protestantismus zu verbreiten und unter der gesetzlich gestatteten Freiheit Rom zum Mittelpunkt der häretischen Propaganda in Italien zu machen. Durch alle Mittel sollen die Kinder in diese Schulen gelockt werden, die Armen durch Geldunterstützungen, die Andern durch Versprechungen, Lobhudeleien, Schmeicheleien. Dabei erfreuen sich diese Schulen der Irrgläubigen zügelloser Freiheit, während den katholischen in wenn auch versteckter, doch nicht minder wirksamer Weise Hemmnisse aller Art bereitet werden. Der hl. Vater will sich nicht bei den Gefahren aufhalten, welche der menschlichen Gesellschaft aus einem Geschlechte erwachsen müssen, das die Lehren des Christenthums nicht kennt, die Ausübung der Religion verabscheut, fester Grundsätze der Sittlichkeit entbehrt. Aber darauf will er hinweisen, welcher Frevel hierin gegen die Freiheit und Würde des römischen Papstes liegt.

„In der That," fährt er fort, „Unsere Lage ist derart, daß Wir sogar ansehen müssen, wie die Irrlehre unter dem Schutze der Staatsgesetze hier selbst frei ihren Lehrstuhl errichtet, ohne daß Wir durch wirksame Mittel derselben entgegenarbeiten dürfen. Man begreift aber doch wohl leicht, wie schmachvoll es ist, daß jene Stadt, wo der Stellvertreter Christi seinen Sitz hat, von der Häresie straflos entweiht und wie in den heidnischen Zeiten zum Schlupfwinkel der Irrthümer und zum Asyl der Secten werde. Die Gläubigen, welche aus allen Welttheilen nach Rom wallfahren, dürfen mit vollem Rechte erwarten, daß sie in der Stadt ihres Oberhauptes nichts anderes finden, als Kräftigung ihres Glaubens, Nahrung für ihre Frömmigkeit und glänzende Beispiele zur Nachahmung. Daher muß ein Gefühl bitterer Verletzung und höchsten Unwillens in ihnen aufsteigen, wenn sie sehen, daß statt dessen die Irrlehre sich dort einschleichen und zum größten Schaden der Seelen um sich greifen dürfe. Es ist leicht begreiflich, wie sehr ein so heimtückischer Anschlag gegen den Glauben Roms Unser Herz kränken muß, und daß Wir im Bewußtsein Unserer Würde zu einem solchen Schlage nicht schweigen können."

Gestützt auf solche Erwägungen ernannte der hl. Vater eine Commission aus Prälaten und Mitgliedern des römischen Patriciates, welche die Oberleitung über alle katholischen Elementar- und Primarschulen in Rom zu übernehmen hatte. Sie soll sich eine genaue Kenntniß von dem Stande der katholischen Schulen verschaffen, untersuchen, ob diese dem Bedürfnisse genügen, welche erweitert, wo neue zu gründen sind, nach tauglichen Lehrkräften sich umsehen. Da aber der Kampf der Irrlehre gegen die Wahrheit vorzüglich mit Geld unterhalten wird, muß mit der gleichen Waffe gekämpft werden und „deshalb bieten Wir uns an, mit aller Freigebigkeit und jährlich zu diesem äußerst wichtigen Zwecke aus Unsern Privatmitteln beizusteuern, und weil mit der Erhaltung des Glaubens in Rom die Interessen der ganzen katholischen Welt verbunden sind, soll auch der Petrspfennig, soviel die Bedürfnisse der ganzen Kirche dies gestatten, hiefür verwendet werden." Dann fordert er alle wahren Katholiken, vorab die römischen Patricierfamilien und den römischen

Klerus auf, nach Kräften zu diesem Unternehmen mitzuwirken und so hinter den glänzenden Beispielen der Opferwilligkeit, welche die Katholiken in andern Ländern geben, nicht zurückzustehen.

Die Worte des hl. Vaters waren nicht umsonst gesprochen. Priester und Laien widmeten sich der Schule, namentlich der religiöse Unterricht wurde unter mannigfachen Formen gehoben; die Patricierfamilien unterstützten die Schulen durch materielle Mittel. Das hl. Collegium ging ganz in die Absichten des hl. Vaters ein. Der Cardinal Boromeo, aus dem vornehmen mailändischen Geschlechte, das der Kirche den großen hl. Karl geschenkt, verwendet sein ganzes Vermögen zu diesem Zwecke. Zweimal in der Woche ertheilt er selbst den armen Kindern im Quartier S. Vitale Religionsunterricht und gibt den meisten auch noch die nöthige Kleidung.

Der hl. Vater verwendet jährlich 100,000 Fr. für diese Schulen, deren er im Jahre 1879 bereits 29 in's Leben rief. Selbst liberale Blätter klagten, daß die religionslosen Staatsschulen hiedurch entvölkert werden, indem die Väter ihre Kinder doch lieber den im religiösen Geiste geleiteten Schulen anvertrauen.

Das Beispiel, welches Leo XIII. in dieser Sache gegeben, ist um so bedeutsamer, als dasselbe auch überall da Nachahmung verdient, wo dem Glauben der Jugend durch gleiche religionslose und religionsfeindliche Schulen Gefahr droht, eine Gefahr, gegen welche schließlich kein anderes Mittel mehr übrig bleiben dürfte, als die Gründung freier christlicher Schulen.

Aber nicht nur auf die Volksschule richtete der heilige Vater sein Auge; das höhere Schulwesen lag ihm nicht weniger am Herzen. Gerade aus den höhern Schulen gingen ja jene gebildeten Classen hervor, welche sich als die Träger der Wissenschaften betrachten. Die Wissenschaft aber ist jederzeit eine Macht gewesen, heute mehr denn je. Das wußte Leo XIII. wohl genug, er wußte, wie eine glaubensfeindliche Zeitrichtung den Kampf gegen Christus und seine heilige Kirche gerade im Namen der Wissenschaft zu führen vorgibt oder wirklich zu führen glaubt. Er sah, wie diese ihre Verheerungen immer weiter ausdehnte. Diesem bedenklich um sich greifenden Verderben wollte er einen kräftigen Damm entgegensetzen in der echten christlichen Wissenschaft. Sie

wollte er mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Einfluß mehr und mehr kräftigen und emporheben.

Den Anfang dazu fand er auch bereits gemacht. Belgien besaß längst seine blühende katholische Hochschule in Löwen, England und Irland hatten ähnliche Anstalten. Endlich waren auch die französischen Katholiken in die Linie gerückt. Die beharrlichen Anstrengungen und die glänzende Beredtsamkeit von Männern, wie Graf Montalembert, Bischof Dupanloup und andere hatten nach langem Ringen die Unterrichtsfreiheit erstritten. Dieselbe wurde sofort benützt. In Paris, Lille, Toulouse, Lyon, Angers entstanden gegenüber den schlechten, antichristlichen Staatsuniversitäten in Paris und andern Städten katholische Hochschulen. Wie in Belgien standen auch in Frankreich die Bischöfe an der Spitze, in ihren Händen liegt die Leitung dieser Anstalten; sie ernennen die Lehrer. Mit einer staunenswerthen Freigebigkeit und Opferwilligkeit, wie sie den französischen Katholiken vor allen andern eigen zu sein scheint, wurden in einem Jahre Millionen zu Millionen an freiwilligen Beiträgen geschenkt, und diese großartigen Stätten christlicher Wissenschaft blühten rasch empor.

Ganz erfüllt vom echt katholischen Geiste und den engen Anschluß an den hl. Stuhl zur Richtschnur sich nehmend, wollten sie daher auch die ersten sein, welche dem neuen Papste ihre Huldigung darbrachten. Daher erschien bereits am 28. Februar 1878 eine Abordnung derselben, mit dem Rector der Universität von Angers an der Spitze, vor Leo XIII. /

Dieser benützte den Anlaß, um seine Ansichten über das höhere Unterrichtswesen offen darzulegen. Er äußerte seine höchste Freude über diese Anstalten, die er einen Trost und eine Hoffnung für die Kirche nannte, und erblickte in ihnen ein Unterpfand für eine glücklichere Zukunft des jetzt von der Revolution so tief unterwühlten Frankreich. „Durch sie," fuhr er wörtlich fort, „werden die gesunden Lehren, die doch die Grundlagen der socialen Wohlfahrt bilden, in den Geistern wieder verbreitet werden. Die von den Bischöfen ernannten Lehrer, welche mit der Reinheit des Glaubens eine ebenso gründliche Wissenschaft verbinden, werden ein christliches Geschlecht heranbilden, das seine religiösen Ueber-

Klerus auf, nach Kräften zu diesem Unternehmen mitzuwirken und so hinter den glänzenden Beispielen der Opferwilligkeit, welche die Katholiken in andern Ländern geben, nicht zurückzustehen.

Die Worte des hl. Vaters waren nicht umsonst gesprochen. Priester und Laien widmeten sich der Schule, namentlich der religiöse Unterricht wurde unter mannigfachen Formen gehoben; die Patricierfamilien unterstützten die Schulen durch materielle Mittel. Das hl. Collegium ging ganz in die Absichten des hl. Vaters ein. Der Cardinal Boromeo, aus dem vornehmen mailändischen Geschlechte, das der Kirche den großen hl. Karl geschenkt, verwendet sein ganzes Vermögen zu diesem Zwecke. Zweimal in der Woche ertheilt er selbst den armen Kindern im Quartier S. Vitale Religionsunterricht und gibt den meisten auch noch die nöthige Kleidung.

Der hl. Vater verwendet jährlich 100,000 Fr. für diese Schulen, deren er im Jahre 1879 bereits 29 in's Leben rief. Selbst liberale Blätter klagten, daß die religionslosen Staatsschulen hiedurch entvölkert werden, indem die Väter ihre Kinder doch lieber den im religiösen Geiste geleiteten Schulen anvertrauen.

Das Beispiel, welches Leo XIII. in dieser Sache gegeben, ist um so bedeutsamer, als dasselbe auch überall da Nachahmung verdient, wo dem Glauben der Jugend durch gleiche religionslose und religionsfeindliche Schulen Gefahr droht, eine Gefahr, gegen welche schließlich kein anderes Mittel mehr übrig bleiben dürfte, als die Gründung freier christlicher Schulen.

Aber nicht nur auf die Volksschule richtete der heilige Vater sein Auge; das höhere Schulwesen lag ihm nicht weniger am Herzen. Gerade aus den höhern Schulen gingen ja jene gebildeten Classen hervor, welche sich als die Träger der Wissenschaften betrachten. Die Wissenschaft aber ist jederzeit eine Macht gewesen, heute mehr denn je. Das wußte Leo XIII. wohl genug, er wußte, wie eine glaubensfeindliche Zeitrichtung den Kampf gegen Christus und seine heilige Kirche gerade im Namen der Wissenschaft zu führen vorgibt oder wirklich zu führen glaubt. Er sah, wie diese ihre Verheerungen immer weiter ausdehnte. Diesem bedenklich um sich greifenden Verderben wollte er einen kräftigen Damm entgegensetzen in der echten christlichen Wissenschaft. Sie

wollte er mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Einfluß mehr und mehr kräftigen und emporheben.

Den Anfang dazu fand er auch bereits gemacht. Belgien besaß längst seine blühende katholische Hochschule in Löwen, England und Irland hatten ähnliche Anstalten. Endlich waren auch die französischen Katholiken in die Linie gerückt. Die beharrlichen Anstrengungen und die glänzende Beredtsamkeit von Männern, wie Graf Montalembert, Bischof Dupanloup und andere hatten nach langem Ringen die Unterrichtsfreiheit erstritten. Dieselbe wurde sofort benützt. In Paris, Lille, Toulouse, Lyon, Angers entstanden gegenüber den schlechten, antichristlichen Staatsuniversitäten in Paris und andern Städten katholische Hochschulen. Wie in Belgien standen auch in Frankreich die Bischöfe an der Spitze, in ihren Händen liegt die Leitung dieser Anstalten; sie ernennen die Lehrer. Mit einer staunenswerthen Freigebigkeit und Opferwilligkeit, wie sie den französischen Katholiken vor allen andern eigen zu sein scheint, wurden in einem Jahre Millionen zu Millionen an freiwilligen Beiträgen geschenkt, und diese großartigen Stätten christlicher Wissenschaft blühten rasch empor.

Ganz erfüllt vom echt katholischen Geiste und den engen Anschluß an den hl. Stuhl zur Richtschnur sich nehmend, wollten sie daher auch die ersten sein, welche dem neuen Papste ihre Huldigung darbrachten. Daher erschien bereits am 28. Februar 1878 eine Abordnung derselben, mit dem Rector der Universität von Angers an der Spitze, vor Leo XIII. /

Dieser benützte den Anlaß, um seine Ansichten über das höhere Unterrichtswesen offen darzulegen. Er äußerte seine höchste Freude über diese Anstalten, die er einen Trost und eine Hoffnung für die Kirche nannte, und erblickte in ihnen ein Unterpfand für eine glücklichere Zukunft des jetzt von der Revolution so tief unterwühlten Frankreich. „Durch sie," fuhr er wörtlich fort, „werden die gesunden Lehren, die doch die Grundlagen der socialen Wohlfahrt bilden, in den Geistern wieder verbreitet werden. Die von den Bischöfen ernannten Lehrer, welche mit der Reinheit des Glaubens eine ebenso gründliche Wissenschaft verbinden, werden ein christliches Geschlecht heranbilden, das seine religiösen Ueber-

christlichen Wahrheit im Mittelpunkte der Darstellung in seinem weißen Dominicanerkleide auf dem Lehrstuhl. Ihn umgeben vier allegorische Figuren. Zu seinen Füßen liegt, durch die Wissenschaft des Heiligen besiegt, ein Irrlehrer. Im Vordergrunde stehen zu beiden Seiten andere falsche Lehrer mit ihren Schülern. Zum Zeichen, daß auch sie vom Heiligen überwunden sind, haben sie ihre Bücher auf den Boden geworfen und gehen beschämt von dannen.

Wie hoch die Kirche diesen gotterleuchteten Lehrer schätzte, geht unter Anderm daraus hervor, daß sein Hauptwerk auf dem Concil von Trient neben der heiligen Schrift aufgelegt war. Bekannt ist auch der Ausspruch des Reformators Bucer: „Tolle Thomam et dissipabo Ecclesiam," d. h. „ist nur erst Thomas beseitigt, so will ich die Kirche zerstören."

Wie hoch Leo XIII. den hl. Thomas, dieses Ideal eines christlichen Gelehrten, schätzte, ist schon bei seiner Thätigkeit in Perugia erwähnt worden. Er hatte dort eine Akademie des Heiligen gegründet, hatte dahin gewirkt, daß der große Lehrer zum Patron der katholischen Schulen erklärt werde; und jetzt, erhoben auf den obersten Lehrstuhl der Kirche, war es eine seiner Herzensangelegenheiten, die volle Rückkehr zu der Lehre des hl. Thomas als das kräftigste Förderungsmittel der christlichen Wissenschaft zu empfehlen. Er stand damit nicht allein da. Ueberall bei katholischen Gelehrten hatte sich die nämliche Einsicht schon Bahn gebrochen, und Leo XIII. konnte sicher sein, daß er nur einem allgemein gefühlten Bedürfnisse den richtigen und autoritativen Ausdruck geben werde. Darum arbeitete er mit besonderer Vorliebe eine Bulle aus, in welcher er anordnete, daß in allen katholischen Schulen im Studium der Philosophie und Theologie wieder auf die vom hl. Thomas vertretene Richtung zurückgegangen werde. Sie erschien am 4. August 1879 und beginnt mit den Worten: „Aeterni Patris Filius". Die Worte des hl. Vaters fanden in der katholischen Gelehrtenwelt einen freudigen Wiederhall; Bischöfe, Gelehrte, Universitäten, Akademieen u. s. w. antworteten in begeisterten Zuschriften.

In dem Geiste, in welchem Leo XIII. schrieb, handelte er auch und ging in Rom mit dem Beispiele voran. Schon in der

Audienz vom 27. November 1878 hatte er den Professoren der gregorianischen Universität in Rom die Weisung gegeben, die Lehre des hl. Thomas ihren Vorträgen zu Grunde zu legen. Um die Studirenden zu ermuntern und anzufeuern, ließ er am 26. Juni 1879 in einem Seitenflügel des prachtvollen vaticanischen Bibliothek-saales, welchen unsere nachstehende Abbildung darstellt, eine philo-sophische Disputation halten, welcher er selbst bis zu Ende bei-wohnte.

Er ordnete auch die Wiederholung solcher wissenschaft-lichen Wettkämpfe an. Das Gleiche verordnete er für die andern römischen Lehranstalten, wie das Seminarium Pium, St. Peter, St. Apollinar. Den Studiencurs zur Erlangung der theologischen Doctorwürde erhöhte er von acht auf neun Jahre. Die Akademie der Adeligen, in welcher er selbst fünf Jahre zugebracht, sollte neu aufblühen. Am 2. December 1878 rief er eine ganz neue wissen-schaftliche Anstalt, die Akademie für historisch-juridische Studien, in's Leben. Er gab ihr die tüchtigsten Fachmänner zu Lehrern.

Um der von ihm gewünschten, wissenschaftlichen Richtung einen nachhaltigen Erfolg zu sichern, beschloß er eine neue Ge-sammtausgabe aller Werke des heiligen Thomas unter Beigabe der berühmtesten Erklärungen zu veranstalten, und wies hiezu eine Summe von 300,000 Franken an. Es ist ein riesiges Un-ternehmen, die Grundlage zu einem geistigen Wiederaufbau einer geschlossenen katholischen Wissenschaft. Die Ausführung übertrug er durch ein Motu proprio vom 10. Januar 1880 den Cardinälen de Luca, als Studienpräfect, Simeoni, Präfecten der Propaganda, in deren Druckerei das Werk erscheinen soll, und Zigliara, als einem besondern Kenner des heiligen Lehrers./

Mit großer Genugthuung konnte Leo XIII. in seiner An-sprache an die Cardinäle vom 24. December 1879 sagen, daß sein Wort zu Gunsten der Pflege der christlichen Philosophie über-all mit Ehrfurcht und dem besten Willen aufgenommen wurde, und für ihn einen Grund der Hoffnung auf eine bessere Zukunft bilde.

Waren die Päpste von jeher Freunde und Förderer der Wissenschaft gewesen, so tritt Leo XIII. würdig in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Der römische Volksmund hat denn auch dem

neuen Pontificat bereits einen bezeichnenden Namen gegeben, indem er es das Pontificat der Gelehrten nannte. [1])

Einen großartigen Beweis von dem Erfolge, den Leo's XIII. Bestrebungen für die Einigung und Kräftigung der christlichen Wissenschaft erzielten, lieferte der 7. März 1880, das Fest des hl. Thomas von Aquin. Es waren an diesem Tage fünfzig Jahre verflossen, seit Leo XIII. die Doctorwürde erlangt hatte. Männer der katholischen Wissenschaft, Vertreter von Universitäten, Akademieen, Seminarien, gelehrten Anstalten u. s. w. hatten den sinnigen Gedanken gefaßt, an diesem Tage dem obersten Lehrer der Christenheit ihre gemeinsame Huldigung darzubringen und ihm zu sagen, daß sie alle sich einträchtig unter der von ihm aufgepflanzten Fahne der christlichen Wissenschaft schaaren wollen. Die Zahl der Theilnehmer an der feierlichen Audienz stieg nahezu auf 3000. In seiner Ansprache hob Leo XIII. neuerdings mit allem Nachdrucke hervor, daß in der Lehre des hl. Thomas ein Rettungsanker für die in ihren Grundlagen erschütterte Gesellschaft, wie auch die Gewähr für die geistige Einheit des kirchlichen Wissens und Lebens zu suchen sei./

Ein Hauptmittel, durch welches die Wissenschaft ihre Macht ausübt und verbreitet, ist die Presse, und zwar nicht nur die eigentlich wissenschaftliche, sondern ebenso sehr auch die Tages-

[1]) Leo XIII. ist persönlich ein Mann der gründlichsten Gelehrsamkeit und vielseitigen Wissens. Er schreibt ein mustergiltiges Latein. Er ist ein besonderer Verehrer des größten italienischen Dichters, Dante Alighieri, welcher zugleich der christlichste aller Dichter ist, da er die Glaubenswahrheiten im Sinne und Geiste des hl. Thomas von Aquin in das glänzende Gewand der Poesie gekleidet in seiner berühmten Dichtung: „Die göttliche Komödie". Diese weiß Leo XIII. ganz auswendig. Kürzlich überreichte ihm einer seiner Kammerherren eine sehr alte und seltene Ausgabe des großen Dichters, die er für die Vaticanische Bibliothek erworben hatte. Leo XIII. beglückwünschte ihn zu dieser Erwerbung, fügte dann aber lächelnd hinzu: „Ich weiß die „göttliche Komödie" von Anfang bis zu Ende auswendig; versuchen Sie nur, ob Sie mich auf einem Fehler ertappen können." Der Prälat bezeichnete zahlreiche Stellen, die er auf's Gerathewohl aus den verschiedenen Gesängen der Dichtung herausgriff. Der Papst stand auch nicht ein einziges Mal an. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um auf die Schönheit einzelner Verse aufmerksam zu machen; dann fuhr er ohne Mühe wieder fort.

Die Bibliothek im Vatican.

neuen Pontificat bereits einen bezeichnenden Namen gegeben, indem er es das Pontificat der Gelehrten nannte. [1])

Einen großartigen Beweis von dem Erfolge, den Leo's XIII. Bestrebungen für die Einigung und Kräftigung der christlichen Wissenschaft erzielten, lieferte der 7. März 1880, das Fest des hl. Thomas von Aquin. Es waren an diesem Tage fünfzig Jahre verflossen, seit Leo XIII. die Doctorwürde erlangt hatte. Männer der katholischen Wissenschaft, Vertreter von Universitäten, Akademieen, Seminarien, gelehrten Anstalten u. s. w. hatten den sinnigen Gedanken gefaßt, an diesem Tage dem obersten Lehrer der Christenheit ihre gemeinsame Huldigung darzubringen und ihm zu sagen, daß sie alle sich einträchtig unter der von ihm aufgepflanzten Fahne der christlichen Wissenschaft schaaren wollen. Die Zahl der Theilnehmer an der feierlichen Audienz stieg nahezu auf 3000. In seiner Ansprache hob Leo XIII. neuerdings mit allem Nachdrucke hervor, daß in der Lehre des hl. Thomas ein Rettungsanker für die in ihren Grundlagen erschütterte Gesellschaft, wie auch die Gewähr für die geistige Einheit des kirchlichen Wissens und Lebens zu suchen sei./

Ein Hauptmittel, durch welches die Wissenschaft ihre Macht ausübt und verbreitet, ist die Presse, und zwar nicht nur die eigentlich wissenschaftliche, sondern ebenso sehr auch die Tages-

[1]) Leo XIII. ist persönlich ein Mann der gründlichsten Gelehrsamkeit und vielseitigen Wissens. Er schreibt ein mustergiltiges Latein. Er ist ein besonderer Verehrer des größten italienischen Dichters, Dante Alighieri, welcher zugleich der christlichste aller Dichter ist, da er die Glaubenswahrheiten im Sinne und Geiste des hl. Thomas von Aquin in das glänzende Gewand der Poesie gekleidet in seiner berühmten Dichtung: „Die göttliche Komödie". Diese weiß Leo XIII. ganz auswendig. Kürzlich überreichte ihm einer seiner Kammerherren eine sehr alte und seltene Ausgabe des großen Dichters, die er für die Vaticanische Bibliothek erworben hatte. Leo XIII. beglückwünschte ihn zu dieser Erwerbung, fügte dann aber lächelnd hinzu: „Ich weiß die „göttliche Komödie" von Anfang bis zu Ende auswendig; versuchen Sie nur, ob Sie mich auf einem Fehler ertappen können." Der Prälat bezeichnete zahlreiche Stellen, die er auf's Gerathewohl aus den verschiedenen Gesängen der Dichtung herausgriff. Der Papst stand auch nicht ein einziges Mal an. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um auf die Schönheit einzelner Verse aufmerksam zu machen; dann fuhr er ohne Mühe wieder fort.

Die Bibliothek im Vatican.

presse. Sie ist es, welche die falschen Lehren der Menge mundgerecht macht und durch eine Fluth von populären Schriften und Zeitungen Tag für Tag unsägliches Verderben anrichtet. In tausend und aber tausend Herzen zerstört sie mit kalter Frevlerhand oder erschüttert wenigstens das höchste Gut der Menschheit, die Religion. Leo XIII. hatte schon als Bischof von Perugia die Wichtigkeit der Presse für unsere Zeit voll erkannt und gewürdigt, selbst gute Blätter gegründet und unterstützt. Jetzt auf den apostolischen Stuhl erhoben, wandte er diesem Gegenstande eine noch größere Sorge zu.

Schon bald nach seiner Thronbesteigung, am 7. April 1878, hatte er dem Herrn Margotti, Hauptredactor des einflußreichsten katholischen Blattes in Italien, der „Armonia" in Turin, eine Audienz gewährt, und dieselbe benutzt, um seine Ansichten über die katholische Presse auszusprechen. Zwei Bedingungen habe sie zu ihrem gedeihlichen Wirken immer im Auge zu behalten, einmal, daß sie stets die vom Papste ausgehenden Lehren und Ansichten vertrete und verfechte; zweitens, daß die katholischen Zeitschriften nicht selbst unter einander hadern, sondern vollständig einig gehen, indem sie kein anderes Ziel sich setzen, als die Ehre Gottes und die Vertheidigung der katholischen Wahrheit. Der hl. Vater deutete damit verständlich genug auf die beklagenswerthe Erscheinung hin, daß Blätter katholischer Richtung nur zu oft einander selbst zur Freude der gemeinschaftlichen Feinde gegenseitig mit der größten Erbitterung bekämpften und so ihre Kraft in innern Streitigkeiten aufrieben. Diese beklagenswerthe Erscheinung sollte nach dem Willen des Papstes verschwinden. Der Wink, der vom apostolischen Stuhl ausgegangen, wurde freudig verstanden. Katholische Schriftsteller und Journalisten aus allen Theilen der Welt faßten den Plan, nach Rom zu pilgern und dem hl. Vater gemeinsam den Ausdruck ihrer vollen Ergebenheit und ihres freudigen Gehorsams gegen seine Wünsche und Weisungen entgegenzubringen.

Am 22. Februar 1879, es war das Fest Petri Stuhlfeier zu Antiochia, war der zur feierlichen Audienz anberaumte Tag. Im großen Consistorialsaal des Vatican drängten sich etwa 1000 Vertreter der katholischen Presse, sie repräsentirten 1299

Zeitungen und Zeitschriften. Deutschland war durch 58 Abgeordnete vertreten. Um 12 Uhr erschien der hl. Vater mit einem zahlreichen Gefolge von Cardinälen, Bischöfen und Hofbeamten, darunter die Eminenzen di Pietro, Franzelin, Ledochowski, Manning. Er wurde mit begeisterten Zurufen empfangen und vernahm auf seinem Thron sitzend die Adresse, welche die Gefühle der Huldigung und unbedingtes treues Festhalten am apostolischen Lehrstuhl der Einheit und Wahrheit ausdrückte.

Sichtlich ergriffen gab der hl. Vater in einer lateinischen Anrede an die Versammelten zuerst die hohe Freude zu erkennen über so zahlreiche, auserlesene, erprobte Kämpfer, welche mit solcher Hingebung gegen den apostolischen Stuhl, mit solchem Muth und glühendem Eifer einstehen für die heiligsten Güter von Wahrheit und Recht. Solche Mitstreiter habe der hl. Stuhl nie nöthiger gehabt, als eben in dieser Zeit, wo eine zügellose feindliche Presse alle Grundsätze der Wahrheit und des Rechtes untergräbt, die Kirche verleumdet und die verderblichsten Irrthümer in die Geister ausstreut, und dieselben mehr und mehr damit ansteckt. Mit besonderem Nachdruck empfahl er eine stets würdige und maßvolle Sprache und vor Allem eine vollkommene Einigkeit im treuen Festhalten an den Lehren und Ansichten der katholischen Kirche.

„Denn," fuhr er wörtlich fort, „die Nothwendigkeit einer solchen unbedingten Einigkeit tritt um so deutlicher zu Tage, als es sogar auch unter Katholiken Männer gibt, welche politische Streitfragen von der weittragendsten Bedeutung, welche sich auf die Lage des apostolischen Stuhles beziehen, nach eigenem Gutdünken zu beurtheilen und zu entscheiden sich herausnehmen, und gerade hierin eine Ansicht zu vertreten scheinen, welche mit der Würde und Freiheit des römischen Papstes keineswegs im Einklange steht."/

Und dann sprach der hl. Vater mit dem größten Nachdruck die bedeutsamen Worte: „Es ist daher zur Beseitigung jeglichen Irrthums viel daran gelegen, den Katholiken wiederum zum Bewußtsein zu bringen, daß die dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern von Gott verliehene höchste Kirchengewalt zu Folge der

göttlichen Anordnung Christi selbst eine völlig unbeschränkte Freiheit fordert. Damit sie diese Gewalt aber auf der ganzen Welt frei ausüben kann, hat es Gott in seinem vorsorglichen Rathschluß so gefügt, daß die römische Kirche nach den gefahrvollen Krisen der ersten Jahrhunderte auch eine weltliche Herrschaft erhielt, und daß ihr diese in der langen Kette der Jahrhunderte mitten unter den endlos wechselnden Verhältnissen und dem Einsturz der Staaten erhalten blieb. — Aus diesem sicher äußerst wichtigen Grunde, keineswegs aber aus Herrschsucht, wie Wir schon oft und nachdrücklich gesagt, haben sich die römischen Päpste verpflichtet gefühlt, die geheiligten Rechte der römischen Kirche, so oft deren weltliche Herrschaft in Gefahr stand, mit allen Kräften zu wahren, ein Beispiel, dem auch Wir gefolgt sind und stets folgen werden!"

Daher die Aufforderung an die treuen Vertheidiger des apostolischen Stuhles, einmüthig und eifrig die Nothwendigkeit dieser geheiligten Gewalt zur freien Ausübung der geistlichen Gewalt zu verfechten, und aus der Geschichte zu beweisen, daß keine menschliche Herrschaft auf bessern, ja nur auf gleich rechtmäßigen Rechtstiteln beruhe.

Dann sollen sie dem Vorurtheile entgegentreten, als ob die weltliche Herrschaft des Papstes mit dem Wohle der Italiener und dem Gedeihen der Reiche unvereinbar sei. Das Gegentheil ist wahr; denn gerade der apostolische Stuhl ist ja der Hort jener Grundsätze, auf welchen jede Ordnung ruht, und aus denen allein der Friede, die Gesittung und die gesammte bürgerliche Cultur erblühen kann, und was Italien den Päpsten verdankt, davon reden die Denkmäler vergangener Zeiten.

Es waren herrliche Worte, die der hl. Vater gesprochen, und die erprobten Vorkämpfer der katholischen Presse nahmen sie als Richtschnur ihres Wirkens mit sich in alle Theile der Welt.

6. Capitel.

Charakterzüge Leo's XIII.

Thätigkeit. — Sparsamkeit, der Peterspfennig, Schreiben des Erzbischofs von Bamberg. — Mildthätigkeit. — Herzlichkeit. — Mäßigung. — Festigkeit. Weisheit: die neuen Cardinäle. — Tagesordnung. — Urtheile über Leo XIII. — Leo XIII., der Mann der Vorsehung.

„Das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert der großen Pontificate." Dieses Wort des Cardinals Manning gilt auch von Leo XIII. „Wir haben einen großen Papst, der einen entschiedenen Willen besitzt und nach diesem zu handeln versteht," äußerte der berühmte französische Senator Chesnelong nach einer Audienz bei Leo XIII. „Voll der tiefsten Gelehrsamkeit und mit dem hellsten Geistesblicke herrscht er durch die Ueberlegenheit seines Geistes und erregt Bewunderung durch die Gründlichkeit seines Wissens."

Was Leo XIII. in seinem ganzen Lebenslaufe gewesen, das Muster eines Studenten, eines Priesters, eines Delegaten, eines Nuntius, eines Bischofs, das ist er auch auf dem Stuhle Petri, das Muster eines Papstes. Mit seinem überlegenen Geiste erfaßte er seine erhabene Aufgabe gleich von Anfang an nach ihrem vollen Umfange und war auch entschlossen, seine ganze Kraft an deren Lösung zu setzen.

Thiers, der ehemalige Präsident der französischen Republik, hatte für den König eines modernen konstitutionellen Staates die bezeichnende Formel erfunden: „Der König herrscht, regiert aber nicht;" d. h. er trägt den Namen des Herrschers und die Krone, die Arbeit aber und die Regierung überläßt er seinen Ministern; er hat nur zu unterschreiben, was ihm diese unterbreiten. So verstehen die Päpste die Regierung der Kirche nicht, am allerwenigsten Leo XIII. Er ist eine eiserne Arbeitskraft, alles soll durch seine Hände gehen. Die umfangreichen und herrlichen Encycliken

sind ausschließlich sein Werk. Die Gläubigen sollten wissen, daß sie in denselben den getreuen Ausdruck seiner persönlichen Gesinnung haben, daß sie nicht die Stimme Anderer, sondern die ihres obersten Hirten selbst zu hören bekommen.

Alle die zahlreichen Actenstücke der päpstlichen Kanzlei prüft er immer selbst und dringt auf deren untadelhafte Ausfertigung. Was er unterschreibt, muß auch in gutem Stile ausgefertigt sein. Bei wichtigern Documenten macht er selbst den Entwurf und hält strenge darauf, daß die von ihm gewählten Ausdrücke, als die seine Gedanken am richtigsten und treuesten bezeichnenden, unverändert beibehalten werden. Selbst die Entwürfe zu den wichtigern von Angestellten der Staatskanzlei ausgearbeiteten Actenstücke müssen ihm vorgelegt werden. Er liest sie aufmerksam und wiederholt durch, fügt Bemerkungen, Abänderungen u. s. w. hinzu. Wird ihm das so durchgesehene Actenstück später in gehöriger Ausfertigung zur Unterschrift vorgelegt, so liest er es wieder mit der größten Aufmerksamkeit durch und duldet nicht, daß auch nur ein Wort des von ihm revidirten Entwurfes wegfalle oder verändert werde. So ließ er einmal einen Beamten rufen, der einen Brief geschrieben, und sagte zu ihm: Warum haben Sie sich erlaubt, dieses Wort zu ändern, das ich selbst hingeschrieben habe? Sie wissen also nicht, daß ich den Werth eines jeden Wortes abwäge und manchmal eine Viertelstunde opfere, um das rechte zu finden!/

„Um ihn herrscht eine strenge Ordnung: die Arbeit ist eine Regel für Alle. Er hat einem Jeden seine bestimmte Stelle angewiesen. Der Papst ist der erste, welcher die unermüdliche Thätigkeit mit seinem Beispiele fortwährend predigt. Und da ihm nach den Berathungen mit den Cardinälen, Congregationen und Commissionen die Zeit nicht ausreicht, so geschieht es öfters, daß er halbe Nächte bei der Arbeit oder im Gebete wacht, und wenn schon alle im Vatican tief schlafen, brennt beim Papste noch die Lampe, bei welcher er betet oder arbeitet. Auch die geringfügigsten Einzelheiten können seiner Wachsamkeit nicht entgehen. Leo XIII. denkt an alles, gibt sich Rechenschaft von allem, vergißt auf nichts; denn er erinnert sich an alles." So schildert der hochwst. Herr Erzbischof von Bourges, La Tour d'Auvergne, die Thätigkeit Leo's XIII.

„Der hl. Vater," äußerte ein im Vatican wohnender Prälat, „ißt so wenig und arbeitet so angestrengt, daß sehr zu besorgen ist, er werde es nicht lange aushalten können."

Eines Morgens war große Aufregung im Vatican. Die gewöhnliche Stunde, zu welcher sich der Papst täglich zu erheben pflegt, war schon vorüber, und immer noch wollte der hl. Vater nicht erscheinen. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Ganz leise klopfte der Kammerdiener, der alte Balthasar, der schon seit zwanzig Jahren im Dienste des Cardinals in Perugia gestanden, an der Zimmerthüre. Keine Antwort. In dieser Verlegenheit und Besorgniß berieth er mit dem diensthabenden Monsignore, was da zu thun sei. Beide begaben sich an die Thüre des Schlafgemaches, und der Kammerdiener pochte abermals. Wieder keine Antwort. Da endlich entschloß sich der Kammerdiener in seiner Angst etwas kräftiger zu pochen. Umsonst. Nun rüttelte er auf der Thürklinke, denn der hl. Vater schläft stets bei verschlossener Thüre. Auf dieses Geräusch hin erhob sich Leo XIII., öffnete und sagte, sich die Augen reibend, leise zu seinem Kammerdiener: „Ach, das ist schön; ich habe mich gestern Abend an meinen Schreibtisch gesetzt, und wie ich jetzt gewahr werde, hat mich der Schlaf bei der Arbeit übermannt." Die Lichter standen noch brennend auf dem Schreibtisch.

Um die Arbeiten der päpstlichen Kanzleien zu fördern, verordnete er am 28. December 1878, daß die Documente künftig wohl auf Pergament, aber nur in der gewöhnlichen lateinischen Schrift statt der bisher üblichen altgothischen ausgefertigt werden sollten. An die Stelle der schweren und unbequemen Bleisiegel trat ein leichtes rothes Siegel. Leo XIII. hat seine eigene Thätigkeit auch seiner Umgebung mitgetheilt, und lächelnd sagen die Römer: „Im Vatican kennt man die Ruhe nicht."

Mit der angestrengtesten Arbeit verbindet Leo XIII. auch eine strenge Sparsamkeit. Für seine Person hatte er stets sehr wenig gebraucht. Ein vornehmer Perusiner, den er einst zur Tafel geladen, meinte nachher, er habe nirgends noch so schlecht gespeist als beim Bischof von Perugia. Jetzt auf dem päpstlichen Stuhle wurde es nicht anders. Hatte schon Pius IX. so wenig für sich gebraucht, so scheint ihn Leo XIII. hierin noch zu übertreffen.

Selbst nur von den Almosen der Gläubigen lebend, sah er die möglichste Einschränkung für seine Person wie für den päpstlichen Hofstaat als eine heilige Pflicht an. Deshalb wollte er gleich nach seiner Wahl gewisse, bei solchen Anlässen bisher übliche Geldspenden abschaffen, so z. B. die an die Schweizergarde. „Vor Zeiten," so sagte Leo XIII., „konnten sich die Päpste solche außerordentliche Beweise von Freigebigkeit erlauben; heutzutage aber leben Wir vom Almosen der Gläubigen und dürfen Uns dieselben nicht mehr gestatten." Indessen drang man in den hl. Vater, in diesem Punkte nachzugeben, einzelne Soldaten drohten den Dienst zu verlassen; man berief sich auf die alten Gebräuche. „Diese Gebräuche," erwiderte der neue Papst, „sind Mißbräuche, ich werde sie nicht dulden."

Wenn er auch die Gehalte der bereits angestellten Beamten nicht herabsetzte, so mußten sich doch die neu Angestellten oder Beförderten eine bedeutende Einschränkung gefallen lassen. Leo XIII. konnte hier um so kräftiger auftreten, als er selbst mit dem Beispiel der äußersten Sparsamkeit voranleuchtete. Er prüfte von Zeit zu Zeit persönlich die einzelnen Ausgabeposten seines Haushaltes und erst vor einigen Monaten ordnete er neue Ersparnisse an.

Wenn Leo XIII. in diesem Punkte so entschieden vorging, so hatte er dazu die triftigsten Gründe. Die finanziellen Schwierigkeiten des hl. Stuhles waren bereits zu einer bedenklichen Höhe angewachsen.

Niemand hat diese Nothlage des hl. Vaters in einfacherer und rührenderer Weise geschildert, als ein deutscher Kirchenfürst, der Erzbischof Schreiber von Bamberg, welcher nach seiner Rückkehr aus Rom in seinem Hirtenbriefe wörtlich also schrieb:

„Während wir die erhebendsten und unvertilgbarsten Eindrücke vom sichtbaren Mittelpunkt der hl. Kirche nach Deutschland zurücknahmen, blieb nur ein einziger Stachel in unserem Gemüthe zurück. Es ist die schwere finanzielle Nothlage des hl. Vaters. Wir haben uns persönlich überzeugt, daß S. Heiligkeit Papst Leo XIII. wohl reich an allen Gaben des göttlichen Geistes und an übernatürlichen Gütern, aber in irdischer Beziehung arm, ganz arm ist. Möge diese unsere authentische Ueberzeugung in den fünf Erdtheilen vernommen werden, um das Lügengewebe bezüglich des Reichthums unseres obersten Hirten für immer zu zerstören.

„Es dürfte Euch nämlich nicht unbekannt sein, daß nach dem Hintritte des höchstseligen Papstes Pius' IX. die Feinde der Kirche die erstaunte Welt mit der Nachricht überraschten, der hohe Verstorbene habe seinem glorreichen Nachfolger unzählige Millionen hinterlassen. Es war das eine böswillige Erfindung, um den Liebesgaben der katholischen Welt für den apostolischen Stuhl ein Ziel zu setzen. Und in der That wurde der böse Zweck leider vielfach erreicht, da ja ein wohlhabender Vater der Christenheit der Unterstützung von Seite seiner geistigen Kinder nicht bedurfte.

Erzbischof Schreiber von Bamberg.

Wenn darum in manchen Gegenden der Peterspfennig in Abnahme gerieth, so geschah dies sicherlich nicht aus Mangel an Ehrfurcht und Liebe für die geheiligte Person Leo's XIII., der in jeder Hinsicht der würdigste Nachfolger des unvergeßlichen Pius' IX. ist und den einst die Geschichte zu den Zierden des apostolischen Stuhles zählen wird.

„Vergeßt nicht, daß es sich hiebei nicht nur um die erhabene Person des hl. Vaters handelt, der bei seiner apostolischen Einfachheit ganz wenige irdische Bedürfnisse kennt, sondern um das

Wohl und Wehe der gesammten Kirche, darum auch um das Heil eines jeden Einzelnen von uns selbst. Soll das Oberhaupt der Kirche frei sein, soll die Existenz der so nothwendigen kirchlichen Institute, Congregationen u. s. w. nicht in Frage gestellt werden, soll überhaupt der apostolische Stuhl seine schwere, von Christus selbst erhaltene Aufgabe in schwerer Zeit erfüllen, so bedarf er auch irdischer Mittel.[1]) Die Kirche ist allerdings nicht von dieser Welt; aber sie hat in der Welt geschichtliche Gestalt angenommen und insofern kann sie auch des Irdischen als Werkzeug für das Ueberirdische nicht entbehren. Eben deshalb ist aber auch jedes lebendige Glied der Kirche, ist jeder gute Katholik vor Gott und seinem Gewissen verpflichtet, zur erfolgreichen Lösung dieser Lebensfrage des apostolischen Stuhles nach Maßgabe seines Vermögens beizutragen. Der Gedanke, daß der Vater der Christenheit sich in wirklicher Noth befindet, muß uns mit heiligem Schauer und mit einer gewissen Scham erfüllen. An uns Allen ist es also, ihm wenigstens nach dieser Seite hin die große Bürde, welche ihm die göttliche Vorsehung auferlegte, einigermaßen zu erleichtern. Es ist geradezu eine Ehrenpflicht für alle Katholiken der Erde."/

Je größer die eigene Noth des hl. Vaters ist, je mehr er sich einschränkte, desto schöner nur zeigte sich sein mildes Herz gegen die Armen und Nothleidenden. Der Cardinalbischof, welcher in Perugia die Darlehensbank wieder emporgebracht, in den Hungerjahren 1853 und 1854 die Armen so liebreich verpflegt

---

[1]) Einen etwelchen Begriff davon erhält man durch folgende, nur ganz allgemein gehaltene Uebersicht über die vom hl. Vater zu bestreitenden nothwendigen Auslagen:

1) Unterhalt der für die Regierung der Gesammtkirche unentbehrlichen Congregationen der Cardinäle mit den erforderlichen Beamten; 2) Unterhalt der Nuntien und der außerordentlichen Gesandten des hl. Stuhles; 3) Unterstützung der ihrer Wohnungen und Einkünfte beraubten Bischöfe in Italien, 4) der gesperrten Geistlichen; 5) Unterhalt der ihrer Güter beraubten Seminarien und Besoldung der Professoren; 6) Unterstützung der vertriebenen Mönche und Nonnen; 7) Hilfe an viele durch die Regierung bedrängte Wohlthätigkeits-Anstalten; 8) die Einrichtung von Schulen in Rom; 9) die Sorge für die Missionen der katholischen Welt; 10) Pensionen für die treu gebliebenen Beamten./

hatte, er hatte stets eine offene Hand, wo immer es galt, fremdes Elend und Unglück zu lindern. Arme werdet ihr stets unter euch haben, hatte der Heiland gesagt, und sein sichtbarer Stellvertreter theilte ihnen von dem eigenen Almosen gerne mit. Bei der Jahresfeier seiner Wahl und andern ähnlichen Anlässen ließ er sie nie leer ausgehen. Für die Transteveriner, welche in dem zunächst am Vatican gelegenen Stadtviertel wohnen und den ärmsten Theil der Bevölkerung bilden, errichtete er eine Suppenanstalt und stiftete ein eigenes Waisenhaus. Bei den furchtbaren Ueberschwemmungen in Szegedin, den Wasserverheerungen in Spanien, den Dammbrüchen in Holland bedauerte er nur, daß ihm durch die Wegnahme seiner Besitzungen die Mittel zu reichlichern Spenden entrissen seien.

Eines Novembertages im Jahre 1879 empfing er den Bischof der im fernen Ocean gelegenen Insel Haiti. Der gute Bischof hatte nicht vor dem hl. Vater erscheinen wollen, ohne wenigstens eine kleine Gabe als Peterspfennig ihm zu Füßen zu legen. Es waren 2800 Fr. Als nun der Bischof in Beantwortung der vom hl. Vater an ihn gerichteten Fragen über die Verhältnisse der Kirche in Haiti auch auf die große Armuth seiner Gläubigen zu sprechen kam, da schnitt es dem hl. Vater in's Herz. Er gab den Peterspfennig wieder zurück mit den Worten: „Nehmen Sie dies an; ich möchte gern mehr für Sie thun. Zum wenigsten werde ich der erste sein, der Ihnen zu Hilfe kommt. Andere Wohlthäter werden das gute Werk vollenden." Als der Bischof sich weigerte, seine Gabe wieder zurückzunehmen, sagte der hl. Vater: „Diese Summe gehört mir; Sie haben mir dieselbe soeben gegeben, ich habe sie angenommen und kann daher jeden beliebigen Gebrauch von derselben machen." — Auf das tiefste gerührt antwortete der Bischof: „Heiliger Vater, wenn meine Gläubigen erführen, daß ich ihre Gabe wieder zurückgenommen, würden sie mich bei meiner Rückkehr steinigen. Eure Heiligkeit ist anderseits ebenfalls arm. Sie sind der erste Arme und der Würdigste der allgemeinen Theilnahme." — Am folgenden Tage überreichte ein Priester im Namen des hl. Vaters dem Bischofe die Summe von 4000 Fr. mit der Versicherung, daß er von der Congregation der Propaganda noch besonders berücksichtigt werden solle.

Man erinnert sich, mit welch' väterlicher Liebe der Bischof von Perugia an seinen Seminaristen gehangen und wie ihn alle als ihren Vater liebten und verehrten. In den ersten Ferien nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, am 22. October 1878, kamen sie nun unter der Führung des Prälaten Foschi nach Rom, um ihrem einstigen Bischof in seiner neuen Würde persönlich ihre Huldigung darzubringen. Der hl. Vater hatte die herzlichste Freude, diese Jünglinge, welche unter seinen Augen aufgewachsen, wieder zu sehen. Alle durften der Messe des Papstes beiwohnen und aus seiner Hand die heilige Communion empfangen. Nachdem sie das für sie bereitete Frühstück genommen, ließ sie der hl. Vater durch den Msgr. Martinucci, Obercustos der vaticanischen Bibliothek, in die herrlichen Hallen dieser Sammlung führen und ihnen die Sehenswürdigkeiten, vor Allem die Schätze der alten Handschriften zeigen, und empfing sie dann in Audienz. Da war er nun ganz wieder der väterliche Freund wie in Perugia, sprach von der Liebe, welche ihn immer gegen diese Pflanzschule des Klerus beseelt hatte, gedachte mit einem Gefühle der Wehmuth jener Tage, wo die Last des apostolischen Amtes noch nicht auf seinen Schultern drückte.

Es ist ein schöner Zug im Charakter Leo's XIII., der sich in diesem Vorfall wiederspiegelte. Dieselbe Herzensgüte, welche Pius IX. so sehr auszeichnete, fehlt auch seinem Nachfolger nicht, wenn sie schon auf seiner Physiognomie weniger hervorsticht.

Einen ähnlichen schönen Zug berichtet Vidieu in seinem Leben Leo's XIII.:

„Drei französische Ingenieure aus Lyon kamen von Sinigaglia zurück, wo sie Maschinen für die Schwefelminen aufgestellt hatten. Obwohl sie sich nur einige Tage in Rom aufhalten konnten, äußerten sie doch einem französischen Geistlichen den Wunsch, den hl. Vater zu sehen und dessen Segen für sich und ihre Familien zu erhalten. Sie hatten aber gar keine andern, als ihre Reisekleider. Der Geistliche begleitete sie in den Vatican und trug dem Oberceremonien-Meister Macchi ihren Wunsch und ihre Verlegenheit vor. Sie in einen Audienzsaal führen ging nun einmal durchaus nicht an. Indessen begab sich Msgr. Macchi zum

hl. Vater und kam mit dem Befehle zurück, die Reisenden in ein an die päpstliche Wohnung anstoßendes kleineres Zimmer zu führen. Hier erschien der hl. Vater alsbald, fragte die Ingenieure über ihre Arbeiten, ihre Familien, die Zahl ihrer Arbeiter und drückte seine lebhafte Theilnahme für Frankreich aus. „Ich segne Euch," fügte er dann bei, „Euch und euere Familien und euere braven Arbeiter. Sagt ihnen, daß ich der arbeitenden Classe, die so vielen schlimmen Einflüssen ausgesetzt ist, die herzlichste Theilnahme widme. Sagt ihnen, daß ich sie dringend ermahne, sie möchten doch entschiedene Katholiken, katholische Männer sein." Und als ihm dann die Herren Medaillen und Rosenkränze zum Segnen darreichten, legte er beide Hände auf diese Gegenstände mit den Worten: „Ich lege auf dieselben einen ganz besonderen Segen für Euch, euere Familien und euere braven Arbeiter."/

Die milde väterliche Gesinnung Leo's XIII. offenbart sich auch in der Sprache seiner oberhirtlichen Erlasse. Es ist die Sprache der Mäßigung und christlichen Liebe, welche die Herzen nicht verletzen und niederschmettern will, sondern sie zur bessern Einsicht bringen und der Wahrheit gewinnen möchte. Schon in dem Hirtenbriefe, welchen er als Cardinalbischof von Perugia über den christlichen Kampf erlassen, — ein Thema, welches sicher zu scharfen Bemerkungen Anlaß bieten konnte, — schrieb er die schönen Worte: „Der christliche Kampf ist nicht ein Schlachtfeld, auf dem die irdischen Leidenschaften auf einander prallen oder irdische Interessen sich kreuzen. Immer muß da die evangelische Liebe die Gefühle und Gemüthsbewegungen des christlichen Kampfes mäßigen. Die christliche Liebe ist es, welche dem Gegner keinen Haß entgegenbringt, Unbild nicht wieder mit Unbild vergilt, und die auch in der Person des Irrenden stets ein Glied der Familie Christi erblickt, das man für den Vater im Himmel zu gewinnen suchen soll. Diese verständige und unermüdliche Liebe, welche sich in ihrem Streben nur von der Liebe zu Gott und dem Wohle des Nächsten leiten läßt, die in ihrem Handeln stets Sanftmuth und Mäßigung, gegen Andere immer Hochherzigkeit und Zuvorkommenheit zeigt, wie viele glorreiche Eroberungen für die Kirche macht sie nicht selbst in den Reihen unserer Verfolger! Wie viele andere

würde sie nicht selbst mitten in den gegenwärtigen Kämpfen machen, jetzt, wo unter so vielen verirrten Söhnen, die gegen ihre Mutter kämpfen, nicht alle von einem gottlosen Hasse getrieben, sondern vielmehr zum größern Theile von dem wilden Strom des Bösen mit fortgerissen oder durch beklagenswerthe Irrthümer verblendet sind! Niemals soll man an dem Heile dieser verzweifeln; immer wird es wahr bleiben, daß die evangelische Liebe, selbst wenn sie in keiner Weise erwiedert wird, dennoch nie umsonst arbeitet; wenigstens gilt das von dem Verdienst, welches denjenigen, die sie üben, zu Theil wird, und von der Ehre, welche dadurch auf die Religion zurückfällt, welche eine solche Liebe einflößt."

Die gleiche Sprache der christlichen Liebe klingt aus allen seinen Encycliken wieder. Ueberall das Bedauern, daß die Beziehungen der Regierungen zum hl. Stuhle getrübt oder abgebrochen wurden, überall die Hoffnung auf Beseitigung der Vorurtheile und falschen Ansichten, welche diesen Bruch mitverschuldet hatten. Selbst die Gegner der Kirche mußten diese versöhnliche Gesinnung anerkennen und gestehen, daß in diesen päpstlichen Schreiben jedes aufreizende Wort, jeder verletzende Ausdruck sorgfältig vermieden sei. Dieselbe Sprache führte Leo XIII., wie wir gesehen, vor den Vertretern der katholischen Presse, dieselbe Mäßigung bewies er namentlich auch in dem so heftigen Schulstreit in Belgien, dort, wo nach dem Sturze des katholischen Ministeriums Malou die Loge wieder zur Herrschaft gelangt war./

Der neue Unterrichts-Minister Vanhumbeck erklärte es offen als sein Ziel, die Priester und die Kirche von den Volksschulen auszuschließen, und religionslose oder besser religionsfeindliche einzuführen. Der ausgezeichnete belgische Episcopat unter seinem Primas, Cardinal-Erzbischof Dechamps von Mecheln, ergriff dagegen die energischesten Maßregeln. Die Katholiken zeigten eine bewunderungswürdige Glaubenskraft und Opferwilligkeit. Sobald das Gesetz über die religionslosen Schulen angenommen war, gründeten sie überall durch freiwillige Beiträge Freischulen, steuerten in wenig Wochen und Monaten Millionen hiefür zusammen, und hatten die Mehrzahl der Kinder in diesen Schulen, während es den Staatsschulen an Lehrern und Schülern fehlte. Die Auf-

regung wurde um so größer, als Belgien im Jahre 1880 das Jubelfest seines 50jährigen Bestandes feiern sollte und viele Katholiken, die in ihren heiligsten Interessen verletzt waren, von dieser Feier sich fern zu halten Miene machten.

So wurden hier zwei Fragen, die Schulfrage und die Verfassungsfrage in einander verflochten. Leo XIII. aber schied nun diese beiden Fragen von einander. Während er in der principiellen Auffassung des Schulstreites mit den belgischen Bischöfen völlig einig ging, empfahl er dagegen im Interesse des Friedens das treue Festhalten an einer Verfassung, die zwar, wie jedes Menschenwerk, auch ihre Fehler hat, einzelne Grundsätze in sich schließt, welche die Billigung des Papstes nicht finden können, auf der andern Seite aber auch der katholischen Kirche eine große Freiheit sichert. Wirklich gelang es dem hl. Vater, in so weit beruhigend einzuwirken, daß die politische Frage außer Spiel gelassen wurde, und die Katholiken ihre ganze Thätigkeit der Schulfrage zuwenden konnten.

Mit dieser weisen Mäßigung und Klugheit paarte sich in Leo XIII. aber auch eine ebenso große Festigkeit und Willensstärke./

Milde in der Form ist er entschieden in der Sache. Bis an die Grenze des Möglichen entgegenkommend und den Schwächen der Menschen und den Verhältnissen der Zeit Rechnung tragend, wird er diese Grenze nie im Geringsten überschreiten. „Ich höre, ich frage und überlege erst lange, bevor ich einen Entschluß fasse, ist dieser aber einmal gefaßt, so ist es nicht leicht, mich von demselben wieder abzubringen," so äußerte Leo XIII. einmal einer hochgestellten Persönlichkeit gegenüber. Proben dieser Festigkeit hatte er ja schon in Benevent gegen die Räuber abgelegt und als Bischof von Perugia der italienischen Regierung imponirt. Als Papst hat er ihr gegenüber dieselbe überlegene Kraft bekundet.

Bereits war das erste Jahr seines Pontificates abgelaufen, ohne daß Leo XIII. die Lücken, welche der Tod im Cardinal-Collegium gemacht, ausgefüllt hatte. In einer für die ganze Kirche so wichtigen Angelegenheit wollte er mit der größten Umsicht zu Werke gehen. Endlich war seine Wahl getroffen. Sie

fiel, um mit den Worten des hl. Vaters selbst zu reden, auf Männer bewährt und hervorragend vor andern, die einen durch Eifer, Weisheit, Tüchtigkeit in den kirchlichen Aemtern, in der Seelsorge, in der Vertheidigung der Rechte und Lehre der Kirche; die andern durch den glänzenden Ruf der Wissenschaftlichkeit, als Lehrer oder Schriftsteller.

Im Consistorium vom 12. März 1879 wurden die Namen der Auserkorenen proclamirt. Es waren zehn, wovon nur drei Italiener und sieben Ausländer.

Die drei Cardinäle italienischer Nationalität waren: der Bischof Alimonda von Albenga, 1818 in Genua geboren, der gefeiertste Kanzelredner Italiens, eben so ausgezeichnet durch tiefe theologische Gelehrsamkeit, wie durch feurigen Seeleneifer. Der Dominicaner-Pater Thomas Zigliara, in der Gelehrtenwelt durch seine Werke bekannt, als einer der gründlichsten Kenner der Philosophie des hl. Thomas und als ebenso ausgezeichneter Theologe. 1833 in der Stadt Bonifacio auf der Insel Corsica geboren, ist er das jüngste Mitglied des hl. Collegiums. Cardinal Zigliara war dem hl. Vater schon von Perugia her bekannt, wo er im dortigen Dominicanerkloster seine theologischen Studien gemacht und von Cardinal Pecci am 18. Mai 1856 die heiligen Weihen erhalten hatte. Seine Wahl hat eine ganz besondere Bedeutung mit Rücksicht auf die Wiederbelebung der philosophischen und theologischen Studien im Sinne und Geiste des hl. Thomas von Aquin, wie sie der hl. Vater in seiner früher erwähnten Encyclica durchgeführt sehen möchte. Diesen beiden hervorragenden Männern gesellte Leo XIII. auf inständiges Bitten des hl. Collegiums seinen eigenen Bruder, Joseph Pecci, bei, der es in jeder Hinsicht wohl verdiente, demjenigen an der Seite zu stehen, mit welchem er, nach Leo's eigenen Worten, durch die Bande der brüderlichen Liebe stets auf's innigste vereint gewesen. Wir haben gesehen, wie er durch zehn Jahre (1849—1859) im Seminar zu Perugia lehrte. Nach der Eroberung dieser Stadt durch die Piemontesen im Jahre 1860 wurde er von Pius IX. nach Rom berufen und ihm ein Lehrstuhl an der römischen Universität übertragen. In dieser Stellung verblieb er durch weitere

zehn Jahre, war auch unter den Theologen, welche die Vorarbeiten zum vaticanischen Concil zu besorgen hatten. Nach der Eroberung Roms im Jahre 1870 legte er seine Professur nieder, weil er den von der Regierung verlangten Eid nicht leisten wollte, und lebte von da an in stiller Zurückgezogenheit der Wissenschaft. Aus dieser wurde er jetzt durch die Erhebung seines Bruders auf den päpstlichen Stuhl hervorgezogen und unter die Fürsten der Kirche versetzt.

Cardinal Joseph Pecci.

Bei der Wahl der ausländischen Cardinäle bedachte Leo XIII. Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Deutschland, Portugal, England.

Oesterreich war vertreten durch Friedrich, Landgraf von Fürstenberg, den Fürst-Erzbischof von Olmütz in Mähren, einen Mann, hochverdient um die Vertheidigung der Rechte der Kirche und des hl. Stuhles, wie hervorragend durch den Adel seiner Geburt. Geboren 1813, ward er 1853 auf den erzbischöflichen Stuhl von Olmütz erhoben, und diese Stadt verdankt ihm die

neue Kathedrale. Ein neues prachtvolles Knaben-Seminar, eine höhere Schulanstalt, ein Asyl für kranke Geistliche und viele andere ähnliche Werke sind die sprechenden Zeugen seines bischöflichen Wirkens.

Von den ungarischen Kirchenfürsten war der Auserkorene der Erzbischof Ludwig Haynald von Calocsa. Im Jahre 1816 geboren und seit 1867 auf den Stuhl von Calocsa erhoben, war er das Muster eines unermüdlichen, thätigen Bischofs. Für die Jugend sorgte er durch Errichtung zahlreicher Schulen, von den Primarschulen bis zu den Knaben-Seminarien und höhern Unterrichts-Anstalten hinauf. Seine reichen Einkünfte erlaubten ihm hiefür und für Wohlthätigkeits-Anstalten jährlich Hunderttausende von Franken auszugeben, und er that es auch mit der opferwilligsten Freigebigkeit. Ein Gelehrter ersten Ranges, Sprachkundiger, Botaniker, Redner, besitzt er eine Bibliothek von über 50,000 Bänden, und ist unermüdlich thätig für die Pflege der christlichen Wissenschaft.

Ist Oesterreich-Ungarn durch solche Männer im hl. Collegium in würdigster Weise vertreten, so nicht minder Frankreich durch den hochwst. Herrn Desprez, Erzbischof von Toulouse (geboren 1807), und den wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit, wie Frömmigkeit weit berühmten Bischof Pie von Poitiers (geboren 1815).

Portugal erhielt im Erzbischof von Porto, Ferreira dos Santos Silvas, 1829 geboren, einen neuen Cardinal.

Die zwei aber, welche die Aufmerksamkeit der Welt am meisten auf sich zogen, waren die Vertreter Deutschlands und Englands, weil Leo XIII. in ihnen ganz besonders die echte christliche Wissenschaft ehren wollte.

Allgemeine Freude herrschte in den deutschen Gauen, als bekannt wurde, daß Dr. Hergenröther mit dem Purpur geschmückt werden solle! Deutschland nennt ihn mit Stolz neben dem hochwst. Bischof von Rottenburg, Dr. Hefele, den ersten der jetzt lebenden katholischen Kirchenhistoriker./

Joseph Hergenröther ist 1824 in der bayerischen Universitätsstadt Würzburg geboren. Seine theologischen Studien

machte er mit Auszeichnung im deutschen Collegium zu Rom, und bestieg bald nach seiner Rückkehr den Lehrstuhl der Kirchengeschichte an der Universität seiner Vaterstadt. Hunderte von Schülern saßen zu den Füßen des gefeierten Lehrers. In begeisterter Liebe zur Kirche begann er eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, wobei er sich zum Wahlspruche nahm: „Alles für die Wahrheit, nichts gegen sie; alles für die Kirche, nichts gegen sie.“ In seiner ersten größern Schrift: „Der Kirchenstaat seit der französischen

Cardinal Hergenröther.

Revolution“, trat er im Jahre 1860 für die gefährdeten Rechte des Papstthums ein. Hergenröther war auch unter der Zahl der deutschen Theologen, die zu den Vorarbeiten des vaticanischen Concils nach Rom berufen wurden. Nach dem Concil führte er in erster Linie den wissenschaftlichen Kampf gegen die Partei der sogenannten Altkatholiken, denen er 1872 sein großes Werk: „Katholische Kirche und christlicher Staat“ entgegensetzte. So war er eine Säule der Kirche in Deutschland. In seinem Lehrbuch

der Kirchengeschichte hat er sich ein bleibendes Denkmal deutscher Gründlichkeit und edler Liebe zur Kirche gesetzt. Schon Pius IX. hatte sein Auge auf den hervorragenden Gelehrten geworfen und ihn zur Belohnung seiner Verdienste zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Jetzt nöthigte ihn Leo XIII., trotz seines Sträubens, den Lehrstuhl mit dem Sitze im Cardinal-Collegium zu vertauschen. Zu-

Cardinal Newman.

gleich schuf er für den geschichtskundigen Forscher ein eigenes Amt, das eines Archivars der heiligen römischen Kirche, und legte damit die Schlüssel zu den reichsten Quellen der Geschichte in seine Hand.

In einem stillen Oratorianerkloster in der großen englischen Fabrikstadt Birmingham lebte der berühmte englische Convertit Dr. Newman. Geboren 1801 in London als Sprößling einer anglicanischen Familie, hatte er auf der Universität Oxford aus-

gezeichnete Studien gemacht. Er gehörte zu der Schaar auserlesener Geister, welche durch reines und vorurtheilsfreies Forschen zur Erkenntniß gelangten, daß die anglicanische Kirche, wie sie vor ihnen stand, unmöglich die wahre Kirche Christi sein könne. An der Spitze dieser Männer stand Dr. Pusey, von welchem sie alle den Namen Puseyisten erhielten. Sie bahnten jene zu katholischen Anschauungen hinneigende Richtung an, welche bald den wirklichen Uebertritt so vieler der edelsten und gelehrtesten Anglicaner in die wahre Kirche zur Folge hatte. Unter diesen war auch Dr. Newman. Er that diesen Schritt im Jahre 1845. Der englische Minister Palmerston nannte ihn das größte Ereigniß, das seit der Reformation in England vorgefallen. So hoch stand Newman in der Schätzung seiner Landsleute. Er ging 1846 nach Rom, wo er bei Pius IX. die herzlichste Aufnahme fand und im römischen Collegium noch ein halbes Jahr theologischen Studien oblag. Darauf erhielt er die Priesterweihe und kehrte nach England zurück. Dort gründete er das Oratorium in Maryvale, widmete sich einer ausgebreiteten Missionsthätigkeit, verfaßte eine Menge gelehrter Schriften, welche in England das größte Aufsehen machten, und stand seither so recht eigentlich als Führer an der Spitze der katholischen Bewegung in England. Er war es, der im Auftrage der irischen Bischöfe die katholische Universität in Dublin einrichtete. Sein Ansehen selbst unter den Anglicanern ist auch nach seinem Uebertritte zur Kirche ein so großes geblieben, daß ihm bei einem neulichen Besuche der Universität Oxford die ehrenvollste Huldigung dargebracht wurde./

Diesen Mann also zog Leo XIII. aus seiner stillen liebgewordenen Verborgenheit hervor. Nur mit Widerstreben und einzig im Gehorsam gegen den hl. Vater konnte er zur Annahme der ihm zugedachten Auszeichnung bewogen werden, während ganz England, Anglicaner wie Katholiken, durch eine solche Wahl sich hoch geehrt fühlten. Merkwürdige Umwandlung! Als Pius IX. im Jahre 1850 den Erzbischof Wiseman von Westminster zum Cardinal erhob, da hallte durch England das Wuthgeschrei: „No popery," „nieder mit dem Papstthum," und dreißig Jahre später konnte Cardinal Newman nach seiner Rückkehr auf einem ihm

zu Ehren veranstalteten Meeting in Birmingham mit Genugthuung hervorheben, wie ganz anders die Engländer jetzt denken.

Im gleichen Consistorium, in welchem Leo XIII. die neuen Cardinäle ernannte, hatte er auch den Trost, die Beilegung der langjährigen Wirren in der orientalischen Kirche ankündigen zu können. Die türkische Regierung anerkannte die Rechte des katholischen Patriarchen Hassoun. Das Haupt der armenischen Schismatiker, Bischof Kupelian, kam selbst nach Rom, warf sich reuig vor Leo XIII. nieder und erlangte Verzeihung.

Die zweite Cardinals-Promotion nahm der hl. Vater am 27. Februar 1880 vor. In derselben erhielten die Nuntien an den Höfen von Wien, Paris, Madrid und Lissabon den Purpur. Der erstere, Msgr. Jacobini (1830 geboren), ist indessen durch die Verhandlungen mit Deutschland und Rußland immer noch zurückgehalten. So zählt das hl. Collegium nun 36 italienische und 31 nicht italienische Cardinäle.

Wenn der Papst den Titel „Diener der Diener Gottes" führt, so ist das wahrlich bei Leo XIII. keine leere Formel. Das zeigt ein einfacher Blick auf seine Tagesordnung.

Die erste Zeit des Morgens ist ganz Gott geweiht. Auf die Betrachtung folgt um $6^1/_2$ Uhr die heilige Messe, zu welcher der hl. Vater wenigstens eine halbe Stunde verwendet. Darauf hört er zur Danksagung noch die Messe, welche gewöhnlich der Hauscaplan, Msgr. Marzolini, sein früherer bischöflicher Secretär in Perugia, liest. Das Frühstück besteht in einer Tasse Brühe. Während des Tages muß er auf die Weisung der Aerzte mit Rücksicht auf seinen schwachen Magen bisweilen eine Tasse Suppe nehmen. Audienzen ertheilt der hl. Vater am Morgen nur äußerst selten und kurze. Von 9 Uhr an arbeitet er stets mit dem Cardinal-Staatssecretär bis 11 oder 12 Uhr. Sind die Geschäfte nicht so dringend, so macht er wohl auch zu einiger Erholung eine Spazierfahrt oder einen Spaziergang in den vaticanischen Gärten. Er ließ in denselben ein ländliches Gartenhüttchen für zwei bis drei Personen errichten, wo er bisweilen ein halbes Stündchen ausruht, sich mit einem seiner Prälaten unterhält oder wohl auch einige Zeitungen durchblättert.

Um Mittag 12 Uhr beginnen die öffentlichen Audienzen, bei denen Leo XIII. in der Regel keine Ansprachen hält, wie Pius IX. dies zu thun pflegte. Er durchschreitet die Reihen der Fremden und richtet an Einzelne, die ihm bekannt oder empfohlen sind, einige Worte. Dann folgt um 2 Uhr das Mittagessen, bei welchem er mit einzelnen Personen seiner nächsten Umgebung sich zu unterhalten pflegt, und dann ein halbes Stündchen Siesta hält. Darauf beginnen die Arbeiten und Privataudienzen, welche sich bisweilen bis spät in den Abend hineinziehen. Nach dem Nachtessen entläßt der hl. Vater seinen Kammerdiener und widmet dann einen großen Theil der Nacht der Arbeit und dem Gebete.

Nur bei einer solchen rastlosen Thätigkeit ist es erklärlich, daß Leo XIII. eine so genaue bis in's Einzelne gehende Kenntniß von den kirchlichen Verhältnissen der verschiedenen Länder nicht blos im Allgemeinen, sondern selbst der einzelnen Bisthümer besitzt. Selbst das Muster eines Bischofs während seiner zweiunddreißigjährigen Amtsführung in Perugia, ist er auch als oberster Bischof sich treu geblieben. „Was Leo XIII. auszeichnet," sagt einer der ehrwürdigsten französischen Oberhirten, „was gleich anfangs an ihm hervortritt, was den eigentlich hervorstechenden Charakterzug in seiner Persönlichkeit bildet, ist das, daß er vor Allem ein heiliger Bischof ist."/

Ein anderer französischer Prälat, der Erzbischof von Bourges, entwirft vom hl. Vater folgende, aus eigener Erfahrung geschöpfte Beschreibung seiner innern Herzens- und Geistesvorzüge: „Leo XIII. ist Vater in des Wortes voller Bedeutung. Ein Vater, welcher seine Güte bis zur Zärtlichkeit bezeugt, ohne jedoch zu vergessen, daß er das Haupt der Kirche ist, welches den Auftrag hat, sie zu regieren und zu leiten. Wer sich ihm nähert, fühlt, daß seine Augen, welche gewöhnlich so sanft und liebevoll blicken, nöthigenfalls Feuer und Flammen göttlichen Eifers sprühen können. Unter einem dem Anscheine nach äußerst sanften und bedächtigen Aeußern gewahrt man unerschrockene, wohl überlegte Entschlüsse, einen energischen, mächtigen Willen, bereit zu jedem Kampfe und zum ausdauerndsten Widerstand. Der Papst hat einen Charakter, der sich selbst beherrscht, wie er die Andern beherrscht, und, was sich bei

hochgestellten Persönlichkeiten selten findet, er weiß, wann er einen festen Willen haben und wann er verhandeln oder ausführen soll. Diese allgemeine Ueberzeugung hat schon bei allen denen, die ihn umgeben, ihre gehörigen Früchte gebracht. Wenn man nun dieser Herzensgüte, dieser Stärke und dieser unermüdlichen Wirksamkeit eine ganz englische Frömmigkeit, eine grenzenlose Geduld, eine unverbrüchliche Liebe zur Gerechtigkeit, eine große Freigebigkeit gegen die Armen, einen wahren Haß und Abscheu gegen die Sünde beisetzt, so werden wir die Hauptzüge dieser edlen und heiligen Seele gezeichnet haben."

Ein Deutscher, Graf Leo Thun aus Oesterreich, entwirft folgende interessante Schilderung von unserm hl. Vater:

„Es ist kaum möglich, zwei Männer zu sehen, die in ihrem äußern Erscheinen einander weniger gleichen, als Pius IX. und Leo XIII. Pius, ein mittelgroßer, eher starker Mann, unendliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit auf dem Gesicht, die beim ersten Anblick bezauberte. Leo XIII. eine mehr hagere, hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, mit strengem, ascetischem Gesichtsausdruck, sehr brennenden, großen Geist verrathenden Augen. Abbiamo avuto un padre, abbiamo adesso un papa, d. h. wir hatten einen Vater, jetzt haben wir einen Papst, sagt der Römer. Das ist aber nur der erste Eindruck der äußern Erscheinung; denn wie Leo XIII. den Mund öffnet, wie er sich Einem nähert, tritt das gerade Gegentheil von dieser Strenge und dem kalten Wesen hervor. Und gerade dieser Wechsel ist in den Bildern von ihm nicht zu sehen; denn alle Bilder, die einen freundlichen Eindruck geben wollen, legen etwas Sarkastisches, etwas Ironisches in sein Gesicht, das er nicht hat. Und gerade dieser Unterschied zwischen der äußern, kalten und strengen Hülle und der unendlichen Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, sobald er sich Einem nähert, macht einen um so tiefern, bewältigenden Eindruck."

Ganz übereinstimmend mit dieser Darstellung schreibt der hochwürdigste Bischof Turinaz: „Leo XIII. ist groß und schlank, seine Züge sind charakteristisch, der Gesichtsausdruck aber außerordentlich beweglich. Je mehr man den Papst sieht, um so mehr erkennt man auch, daß keines seiner Bilder, keine seiner Photo-

graphieen den so bezeichnenden Ausdruck dieser Physiognomie vollständig ausprägen.

„Was an dem Papste zuerst auffällt, ist die Intelligenz und Energie. Sein Blick ist lebhaft und durchdringend, die hohe und freie Stirne ist gleichsam der Spiegel seiner heitern Seele und seiner großen Gedanken. Den Mund, etwas strenge, wenn er schweigt und mit sich beschäftigt ist, beginnt ein freundliches Lächeln zu umspielen, wenn er spricht, und aus dem gesammten Gesichtsausdrucke leuchtet dann ein Strahl von Güte und Wohlwollen.

„Beim ersten Blick erscheint der Papst schwächlich; sobald er aber geht oder spricht, erkennt man sofort, daß ein gewaltiger Geist diesen so gebrechlichen Körper beseelt, regiert und beherrscht. Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß sich die Gesundheit des Papstes seit seiner Wahl befestigt hat. Von dem Aufenthalt im Vatican, selbst während der großen Sommerhitze, die in diesem Stadttheile von Rom doch sonst so beschwerlich und bisweilen auch gefährlich ist, hat er nicht gelitten, und die Last einer unablässigen Arbeit, welche auch die kräftigste Gesundheit zu erschüttern vermöchte, trägt er, ohne dadurch geschwächt zu werden."

So vereinigen sich alle Stimmen darin, daß Gottes gnädige Vorsehung Pius IX. einen Nachfolger gegeben, zu welchem Freund und Feind nur mit der größten Ehrerbietung und Hochachtung aufblicken können. Hat doch der Correspondent eines nicht katholischen Blattes seine Charakterschilderung Leo's XIII. mit den Worten geschlossen: „Gerne hätte ich diesem so schmeichelhaften Bilde irgend einen Schattenzug beigemischt; allein vergebens habe ich selbst bei den erklärtesten Feinden der Kirche Nachfrage gehalten; es war mir nicht möglich, auch nur den leisesten Tadel aufzutreiben."

Leo XIII. steht in seinem ganzen Leben nicht blos völlig tadelfrei da; sein Haupt umstrahlt auch ein reicher Kranz der schönsten Tugenden. Gewinnende Herzensgüte paart sich bei ihm mit unbeugsamer Entschiedenheit, mitleidige Freigebigkeit mit selbstaufopfernder Einschränkung und Sparsamkeit, unermüdliche Thätigkeit mit einem heiligen Wandel, gründliche Gelehrsamkeit mit

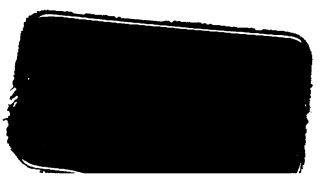
praktischem Blicke und Kenntniß der Menschen und Zeitverhältnisse; hohe erleuchtete Weisheit mit politischer Klugheit und Mäßigung; persönliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit mit dem vollen Bewußtsein seiner erhabenen Würde und hohen Verantwortung.

Noch an seinem letzten Lebenstage, am 11. October 1878, hatte einer der gefeiertsten Bischöfe der Jetztzeit, der hochwst. Herr Dupanloup von Orleans, Briefe und mündliche Berichte über Leo XIII. erhalten. Da brach er in die wenigen, aber so viel sagenden Worte aus: „Was für ein Glück für die Kirche ist doch ein solcher Papst!“ Dann verglich er die Aufgabe Leo's XIII. mit derjenigen Calixt' II. Wie dieser Papst im Beginn des 12. Jahrhunderts den langen und schweren Investiturstreit zum Abschlusse brachte, so sollte — wie er hoffte — Leo XIII. den unheilvollen Culturkampf der Jetztzeit schließen und eine bessere Zeit für die geplagte Menschheit einleiten.

Ja, wir haben einen großen Papst.

Die Katholiken dürfen mit unbedingtestem Vertrauen, mit dem größten Dank gegen Gott zu ihrem obersten Lehrer und Hirten aufblicken.

Möge Gott stärken und seiner Kirche recht lange erhalten unsern vielgeliebten heiligen Vater Leo XIII.!

U. I. O. G. D.

YC155